BIBLIOTEKA
MUZEUM ŚLĄSKIEGO
5887,7-8
II | 3

Der Oberbürgermeister der Stadt Bautzen
Landesmuseum
Bautzen

Naturwissenschaft

5887
I
V
3
1936-1354

Blätter für Naturschutz
und Heimatpflege.

Herausgegeben, verlegt und redigiert von Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7
Kommissionsverlag Otto Hillmann, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Die Blätter für Naturschutz und Heimatpflege erscheinen jetzt alle 2 Monate.
Bezugspreis jährlich 20 Mk. — Einzel-Nummer 4.— Mk.

Bestellungen, Manuskriptsendungen und Anfragen nur an Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7.

Nachdruck der Artikel ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.
— Die Verfasser der einzelnen Artikel und Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten. —

Alleinige Anzeigen-Annahme:
Berthold Giesel, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38, Fernsprecher Amt Lützow, 8588.

7. Jahrgang. Berlin, am 1. Januar 1921. Nummer 1 u. 2

Unser Programm.

Unsere Freie Vereinigung von Naturfreunden hat bekanntlich keine Satzungen. Dieselben werden vielmehr durch unser Programm vertreten. Damit im Jahre 1921 neu eintretende Mitglieder genau über unsere Pläne und unser Wirken unterrichtet werden, geben wir, wie auch früher, unser Programm in der ersten Nummer des neuen Jahres kund:

Wir streben an, daß;

1. **die landschaftliche Natur, alle Tier- und Pflanzenarten, besonders aber die seltener vorkommenden, und die geologischen Eigentümlichkeiten geschützt und erhalten werden;**
2. **das Verständnis für die Naturschutzbestrebungen und ihre Bedeutung für die Erhaltung des Heimatsgefühls im deutschen Volke in immer weitere Kreise getragen wird;**
3. **durch praktische Ausübung des Naturschutzes in jeder angebrachten Form seine Notwendigkeit erwiesen wird;**
4. **die Erwerbung von Sümpfen, Mooren, Brüchen, Ödländereien, die Schaffung von Wildzufluchtsstätten und Naturschutzgebieten von Behörden, Vereinigungen und begüterten Einzelpersonen energisch in die Hand genommen wird;**
5. **durch Verleihung von Hegeprämien, woran sich auch die „Blätter für Naturschutz und Heimatpflege" in hervorragendem Maße beteiligen, das Interesse an der Bewegung erfolgreiche Förderung findet;**

1936.1354

6. **das Schießertum in jeder Form bekämpft wird, ohne damit der weidgerechten Ausübung der Jagd zu nahe zu treten;**
7. **dem Giftbrockenlegen und Fallenstellen, dem Robben- und Möwenschießen, namentlich in den Badeorten, sowie dem nutzlosen Vertilgen der exotischen und arktischen Tierwelt entschieden Abbruch getan wird;**
8. **die heimatliche Bauweise nach Möglichkeit beibehalten wird, daß die alten anheimelnden Formen des Hausrats und des Innern der Wohnstätten wieder zu Ehren kommen, die schönen Trachten der einzelnen Volksstämme, alte Sitten und Gebräuche, Tänze und Gesänge mehr Beachtung im ganzen Volke finden, damit das Heimatsgefühl an Innerlichkeit gewinnt und**
9. **auch die Tagespresse mehr als bisher unsere Arbeit unterstützt.**

Es sind große Ziele, die wir uns gesteckt haben, und wir bedürfen der treuen, eifrigen Mitarbeit aller Gleichgesinnten, wenn wir ihnen immer näher kommen wollen. Und das müssen und werden wir. Die in gemeinsamer Tätigkeit bisher erreichten Erfolge berechtigen uns zu dieser Hoffnung. Beginnt man doch selbst dort allmählich aufmerksam zu werden, wo man früher über uns als unpraktische, nicht ernst zu nehmende Schwärmer nachsichtig lächelte. Wir wollen, daß man nicht nur die bekannten Krähenschwärme über Flur und Wald streifen sieht und auf den Feldern die aufsteigende Lerche singen hört, nein, wir streben dahin, daß den Wanderer wie einst aus jedem Strauche die Grasmücke grüßt, daß im „Reich der Lüfte wieder König ist der „Weih", der Adler hoch über Berg und Forst majestätisch seine Kreise zieht, das Schackern der Elster aus dem Busch zu uns herüberdringt, daß die farbenprächtige Blauracke oder Mandelkrähe von neuem heimisch wird, unter blühenden Sträuchern, zwischen moosigen Steinen am Bache der „fliegende Edelstein", unser flinker Eisvogel, sich tummelt und die Wasseramsel schlägt, daß Fischadler und Fischreiher über unseren Seen schweben, der Storch die Wiesen daneben begeht, daß die Schnepfe nicht immer gerade dann, wenn sie in unsere Wälder, um zu brüten, einfällt, mit Pulver und Blei aufgestört wird. Wir bemühen uns in dem allgemeinen Kultivierungstaumel, der sich jetzt breit macht, um die dauernde Erhaltung einiger größerer Moore in jeder Provinz, damit Kranich und Rohrdommel, Brachvögel und Rallen, kurz alle jene Sumpfvögel, die dort heimisch sind, es auch bleiben können. Und auch der schaurige Ruf des Uhus soll wieder, wie vor Zeiten, durch den nächtlichen Wald erschallen. Wir kämpfen dagegen, daß nicht alles und jedes, was selten, schön und auffallend ist, ohne Überlegung totgeschossen, vergiftet oder sonstwie vernichtet wird, wodurch unsere Tierwelt immer mehr verarmen muß. Die Heimat soll uns von neuem erstehen mit all' ihren Reizen und Wundern, und wo wir einkehren, da soll sie uns umgeben mit lieben Gewohnheiten, behaglicher Gastlichkeit und den

urdeutschen Formen von Haus und Hof, wie sie auch unseren Vätern erst recht die Heimat schufen.

Alle, die gleichen Sinnes sind, bitten wir darum herzlich, uns bei der Herausgabe der „Blätter für Naturschutz und Heimatpflege", deren Jahresbezugspreis 20 Mark beträgt, durch rege Mitarbeit und durch Zuführung zahlreicher neuer Freunde zu unterstützen.

Zu Werbezwecken stellen wir gern eine größere Zahl dieser Nummer zur Verfügung, und man wolle sie vom Verlage recht bald einfordern. — Auch durch Einsendung von Adressen zur Versendung von Probenummern würde unserer Sache gedient sein. Und nun: Mit altem Mut, mit altem Vertrauen, mit alter Kampfesfreudigkeit ins neue Jahr!

Die Lachmöwe als Streitobjekt zwischen Naturschutz und Privatwirtschaft.

Von Dr. Leo v. Borberger.

Eine der allerschwierigsten Aufgaben, vor die sich die Naturschutzbewegung von jeher gestellt sah, ist die Versöhnung der Interessen des Naturschutzes mit den wirtschaftlichen Notwendigkeiten, und es gibt Fälle, in denen diese Aufgabe restlos sich schlechterdings nicht lösen läßt. Es fragt sich in solchen Fällen, welches Interesse unter den jeweils obwaltenden Umständen das wichtigere und schutzbedürftigere ist. Von ihren ersten Anfängen an sind die Bestrebungen des Naturschutzes hart aufeinandergeprallt mit denen der Fischer und besonders der Fischzüchter, und die Gesetzgebung hat sich genötigt gesehen, diesen Konflikt in einer leider nur von wirtschaftlichen Erwägungen diktierten Weise zu schlichten. Sehr aktuelle Gestalt hat der alte Streit neuerdings wieder in dem Kampf um die Erhaltung des Vogelbestandes der Lewitz angenommen, eines mecklenburgischen Naturschutzgebietes von allerersten Range. Es handelt sich hierbei um den Feldzug eines dortigen Fischzüchters gegen die im Gebiet brütenden und die Fischwirtschaft schädigenden Vögel, besonders die Lachmöwe. Von der Seite des Naturschutzes ist bestritten worden, daß die Lachmöwe nennenswerten Schaden an den Fischteichen anrichte, da sie nur kranke Fische nehmen soll, eine Ansicht, die von den beteiligten Fischzüchtern aufs lebhafteste bestritten wird.

Es ist unseres Dafürhaltens eine der größten Gefahren für die Naturschutzbewegung überhaupt, wenn auf Grund unzureichender Erfahrungen das Vorhandensein von Interessengegensätzen geleugnet wird, die tatsächlich der Privatwirtschaft ständig fühlbar werden. Die Vertreter des Naturschutzes laufen damit Gefahr, in den Ruf von weltfremden Schwärmern zu geraten, deren Meinung nicht ernst genommen zu werden verdient, und nichts ist geeignet, der Sache des Naturschutzes mehr zu schaden. Also muß es das erste Erfordernis in solchen strittigen Fragen sein, sorgfältig zu prüfen, ob die von gegnerischer Seite ausgehenden Klagen nicht doch mehr oder minder gerechtfertigt sind. Wie verhält es sich nun mit der These, die Lachmöwe nehme nur kranke Fische? Selbstverständlich nimmt die Lachmöwe kranke Fische, aber nicht weil sie an diesen besonderes Wohlgefallen hätte, sondern weil sich kranke Fische leichter fangen lassen als gesunde. Soweit sie die gesunden kriegen kann, nimmt sie auch diese und zwar ohne jede Prüfung ihres Gesundheitszustandes, wie durch zahllose absolut einwandfreie Beobachtungen festgestellt ist. Die gegenteilige Auffassung rührt vermutlich von Beobachtungen an natürlichen Wasserflächen her, in welchen keine methodische Fischzucht getrieben wird. Die dort „wild" lebenden, gesunden Fische lassen sich natürlich nicht so ohne weiteres fangen, und die Möwe nimmt

eben die, welche hier und da krank oder tot ans Ufer angetrieben werden oder schon umstehend an der Oberfläche treiben. In der systematisch betriebenen Fischzucht sieht die Sache aber doch wesentlich anders aus, und zwar ist es hier gerade ein wirtschaftlich sehr wichtiger Fisch, der infolge seines schwerfälligen Naturells eine unrühmliche und ihm selbst verhängnisvolle Ausnahme macht, nämlich der Karpfen. Daß gerade in der Karpfenbrut, die sich in den Zuchtteichen dicht beieinanderstehend knapp unter dem Wasserspiegel aufhält, eine äußerst verlockende Gelegenheit für die Möwen vorhanden ist, sich mühelos zu sättigen, liegt auf der Hand. Es kommt hinzu, daß es den Fischen, auch wenn sie behender wären als es Karpfen sind, schwer sein würde, sich in Sicherheit zu bringen, weil die in Frage kommenden Zuchtgewässer eine nur sehr geringe Tiefe haben. Wer wollte es aber dem Fischzüchter verargen, wenn er sich gegen einen solchen Schaden zu wehren sucht! Dieses Streben als Materialismus oder Nützlichkeitsfanatismus zu bezeichnen, wäre ebenso unberechtigt als unklug, denn es wird kein billig denkender Mensch dem Fischzüchter zumuten, daß er die Anlagen, in die er sein Kapital und seine Arbeit gesteckt hat, im Interesse der Erhaltung gewisser ideeller Werte für die Gesamtheit ruinieren läßt. So uneigennützig ist nun einmal auch der idealste Mensch nicht und kann es auch nicht sein, weil es sich dabei oft um Existenzfragen handelt. Also muß ein Weg gefunden werden, auf welchem dem Geschädigten zu helfen ist. Es bleibt nun im Falle Lachmöwe wohl kaum eine andere Möglichkeit, als die der Selbsthilfe durch Abwehr der Angreifer mit allen gesetzlichen Mitteln. Inwieweit wird nun das Interesse des Naturschutzes hierdurch beeinträchtigt? Hiermit kommen wir zum springenden Punkt der Frage. Ich glaube, es liegt, soweit gerade die Lachmöwe in Betracht kommt, kein hinreichender Grund vor, der das Verlangen nach einem *besonderen* Schutz dieser Art auf Kosten privatwirtschaftlicher Interessen rechtfertigte. Die Lachmöwe ist zwar unstreitig eine der entzückendsten Zierden unserer größeren Binnengewässer und ebenso unzweifelhaft ein der Landwirtschaft durchaus nützlicher Vogel, für dessen Erhaltung also ästhetische und wirtschaftliche Gründe ins Feld zu führen sind. Aber sein *Weiterbestand* in Deutschland — und das dürfte der ausschlaggebende Faktor sein — ist in *keiner Weise gefährdet*. Wer einigermaßen über die Brutverbreitung der deutschen Vogelarten orientiert ist, der weiß, daß im deutschen Binnenland noch an den verschiedensten Orten bedeutende und in ihrem Bestande wesentlich unveränderte Brutkolonieen neben vielen kleinen, mehr oder weniger schwankenden Siedelungen vorhanden sind, so daß auch eine lokale Dezimierung einstweilen nicht geeignet ist, eine nennenswerte Bedrohung des Gesamtbestandes zu bilden. Ich würde gewiß der Letzte sein, der eine solche Gefahr verkennen oder unterschätzen würde, wenn auch nur das leiseste Anzeichen dafür vorhanden wäre. Indessen glaube ich, daß wir hier ganz unbesorgt nachgeben können und daß unser Ansehn in den Reihen derer, die heute unsere Gegner sind, nicht verlieren, sondern gewinnen würde, wenn sich dort die Erkenntnis Raum schaffte, daß wir uns *vernünftigen* und *berechtigten* Forderungen nicht entgegenstemmen, sondern daß wir nur jede *ungerechtfertigte*, gedankenlose oder den *Bestand einer Art bedrohende* Verfolgung unter allen Umständen bekämpfen. In Fällen wie dem vorliegenden ist oft durch konziliantes Verhalten viel mehr zu erreichen als durch schroffe Opposition, und es könnte den beteiligten Naturschutzorganisationen vielleicht gelingen, auf dem Wege gütlicher Verständigung mit den betroffenen Fischzüchtern ein Abkommen zu treffen, das beiden Teilen Vorteile bringt. So könnte etwa vereinbart werden, daß von seiten des Naturschutzes gegen die Abwehr von Lachmöwen und Fischreihern (jeden Versuch, den Fischzüchter zur Schonung dieses Vogels zu bestimmen, halte ich unter allen Umständen für zwecklos) kein Einspruch erhoben wird, sofern sich der Fischzüchter verpflichtet, gewisse nur einzeln auftretende Fischfeinde, die sein Konto erheblich geringer belasten, zu schonen. Dies wäre vor allem der Eisvogel, der Seeadler und der Fischadler, und, sofern er sich je wieder zeigen sollte, der Schwarzstorch, die sämtlich unbedingten Schutz genießen müssen, wenn sie uns in ihrem heutigen geringen Bestande erhalten bleiben.

sollen. Freilich wird jeder Fischzüchter die Schonung des Fischadlers als unerhörte Zumutung ansehen, jedoch dürfen wir bei der außerordentlichen Bedrohung dieses herrlichen Raubvogels von dem Postulat des absoluten Schutzes nicht lassen, auch auf die Gefahr der Beeinträchtigung privater Interessen, die übrigens zu ertragen ist, da der Fischadler ein großes Revier absischt, sich der Schaden also stark verteilt. Die nötige Handhabe, um einer solchen Abmachung eine gesicherte rechtliche Grundlage zu geben, wird das (mir unbekannte) mecklenburgische Jagd- und Fischereirecht geben. Die beiden beteiligten Interessenvertreter würden ihre Vorschläge den mit Ausübung des staatlichen Aufsichtsrechts betrauten lokalen Instanzen vorzulegen haben, die dem Fischzüchter — etwa analog dem jetzt neuredigierten § 34 des Preuß. Feld- und Forstpolizeigesetzes — die Befugnis zum Abschuß von Lachmöwen und Fischreihern unter der Bedingung der Schonung der genannten Arten, sowie der Nichtanwendung von Tellereisen u. dgl. einräumen könnten. Inwieweit solche Möglichkeiten gegeben sind, bleibt der Beurteilung der beteiligten Organisationen überlassen, die infolge ihrer Kenntnis der lokalen tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse die Aussichten einer solchen Regelung besser als der Außenstehende beurteilen können.

Wenn aufgewacht . . .

Wenn aufgewacht vom Winterschlaf, dem langen,
Die gute Mutter Erde wieder,
Dann reckt und streckt sie ihre Glieder
So herrlich wie im bräutlich süßem Bangen.

Denn von der ewigen Natur geschwängert,
Treibt sie die Keime bald zu blühndem Leben;
So laßt uns ihr dahin ganz geben,
Daß unser Leben sich aufs neu verlängert. H. K—e.

Freunde, werbt Leser!

Es steht kein Mensch der Natur so teilnahmlos gegenüber, daß ihn in derselben nicht irgend etwas lebhaft interessierte, seien es nun Vierfüßler, Sing- oder Raubvögel, Fische, Reptilien, Blumen, Büsche, schöne Baumreihen, Felsen, Teiche, Bäche, Flüsse oder Seen. Alles dies ist aber in hohem Grade schutz- und schonungsbedürftig. Leider wissen das aber die meisten Menschen nicht, oder sie meinen, der gewiß notwendige Schutz wäre schon in guten Händen. Das ist gewiß richtig. In guten Händen ist er, namentlich bei uns, aber es darf doch niemals vergessen werden, daß alle Vereinigungen ständig Abgänge haben, hervorgerufen durch Sterbefälle und Austrittserklärungen, daher sollte jeder uns angeschlossene Naturfreund, so oft er glaubt, Jemanden vor sich zu haben, der Interesse für die Natur hat, versuchen, ihn für uns zu gewinnen.

Für Hegemeister, Revierförster, Förster und Waldwärter

beträgt der Jahresbeitrag nach wie vor nur die Hälfte des sonst üblichen Jahresbeitrages, nämlich

nur 10 Mark.

Für diesen geringen Jahresbeitrag erhalten diese Angehörigen der grünen Farbe unsere Hefte regelmäßig zugeschickt, wie die übrigen Mitglieder und haben außerdem den Anspruch, bei Vergebung unserer jährlichen Prämien in erster Linie berücksichtigt zu werden.

Jeder unserer Waldbesitzer sollte für diesen geringen Jahresbeitrag sofort seinen Förster als Mitglied bei uns anmelden.

Unsere Schonprämien.

Auch im Jahre 1921 werden wir in gewohnter Weise Schonprämien für verdienstvolle Leistungen auf dem Gebiete des Naturschutzes, und zwar für die Schonung seltener Vögel und ihres Nachwuchses, aber auch für die Hege von Fischotter, Dachs, Baummarder usw., für die Pflege von Bäumen, Sträuchern und Blumen in barem Gelde zur Auszahlung bringen und verweisen wir auf den entsprechenden Artikel in Nr. 3, Seite 5, 1916. —

Es ist selbstverständlich, daß Prämien bei den gewöhnlicheren Arten nur dort verabfolgt werden, wo sie infolge ihrer Seltenheit der Ausrottung nahe sind oder andere Gesichtspunkte in Frage kommen.

Die Ansuchen sind stets — möglichst schon im Mai — zu richten an:

Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehniner Straße 7.

Die Auszahlungen erfolgen in den Monaten August, September und Oktober 1921. Nach diesem Zeitpunkte finden für 1921 keine Auszahlungen mehr statt.

Unsere Freunde aber bitten wir, nach Gutdünken Gebrauch von diesen Belohnungen zu machen und durchaus selbständig solche zu versprechen. Um einen Anhaltspunkt zu geben, was ungefähr im Einzelnen zu zahlen beabsichtigt wird, geben wir nachstehende Aufstellung. Wir wollen zahlen für den wirksamen Schutz von bezogenen Horsten, Nestern oder Bauen nachstehender Tiere und für den Schutz der Jungen, auch an die Besitzer, im Jahr für:

Steinadler, Seeadler, Geier, Uhu oder verflogene Ausländer, die hier brüten, wie Flamingos, Nacht- und Purpurreiher, Ibisse, Löffler, Pelikane, Schnee-Eulen, Bienenfresser usw.	M. 50.—	
Kolkraben	„ 30.—	
Fisch- und Schreiadler	„ 30.—	
Wanderfalken	„ 30.—	
Kraniche, schwarze Störche	„ 30.—	
Silber-, Edel- und Löffelreiher	„ 30.—	
Weihen und Bussarde	„ 10.—	**bis M. 20.—**
Zwerg- und Baumfalken, Zwerghabichte	„ 10.—	**bis M. 20.—**
Grauen Reiher	„ 10.—	
Eisvogel, Bachamsel, Rohrdommel, Mandelkrähe, Wiedehopf und großen Würger	„ 10.—	
Elstern (in der Nähe von Gehöften)	„ 5.—	
Dachs	„ 5.—	**bis M. 10.—**
Fischotter	„ 20.—	
Baummarder	„ 20.—	

Sind verschiedene der vorbenannten Tiere in einem Reviere vereinigt, so werden die betr. Prämien zu einer höheren Gesamtprämie zusammengezogen, deren Höhe zu bestimmen uns in jedem Falle überlassen bleiben muß.

Um freundliche Stiftung zahlreicher und umfangreicher

Schonprämien für 1921

wird höflichst gebeten



Betr. Einsendung der Jahresbeiträge für 1921.

Allen unseren geschätzten Mitgliedern, die uns ihre Jahresbeiträge für 1921 frdl. einsandten, sei hierdurch unser aufrichtiger Dank ausgesprochen, besonders allen denen, die unser schönes Werk durch Zahlung eines erhöhten Jahresbeitrages fördern halfen.

Es sandten bis 31. Dezember 1920 nachstehende Damen und Herren folgende erhöhte Jahresbeiträge ein:

M. 250.— Seine Majestät, der König Ferdinand, Coburg,
„ 200.— F. E. Blaauw, Gooilust, s'Graveland, Holland,
„ 100.— Egon Graf Fürstenberg-Stammheim (Deutscher Gesandter, Budapest),
„ 100.— Prof. Dr. Hugo Salomon, Wien,
„ 100.— Seine Durchlaucht, Ulrich Prinz von Schönburg-Waldenburg, auf Guteborn,
„ 100.— Seine Durchlaucht, Hermann Prinz von Schönburg-Waldenburg, auf Hermsdorf,
„ 70.— Georg Graf Hohenthal, Walbeck i. W.,
„ 50.— Ihre Hoheit, Frau Prinzessin Heinrich VII., Reuß, auf Trebschen,
„ 50.— Major a. D. von Bülow, Schloß Coblentz, Uckermark,
„ 50.— Gustav Girra, Fleischermeister, Neukölln,
„ 50.— A. Wendroth, Baden-Baden,
„ 40.— Wilhelm Konczewski, Geschäftsführer, Berlin,
„ 30.— Otto Allner, stud. ing., Berlin,
„ 30.— Oberst Gerhardt, Gamburg a. Tauber,
„ 30.— Dr. Robert Hintze, Arzt, Lüchow,
„ 30.— Rolf Kolbe, Leutnant a. D., Kl.-Nemerow, Meckl.-Strelitz,
„ 30.— Adolf Kunkel, Bankier, Magdeburg,
„ 30.— Prof. Dr. Felix Landois, Schöneberg,
„ 30.— J. von Mitzlaff, auf Mickrow, Pommern,
„ 30.— Hermann Müller, Ökonom, Leipzig,
„ 30.— Otto Graf Pückler, Landsberg a. W.,
„ 30.— Felix Schick, Sekretär, Schöneberg,
„ 30.— Dipl.-Ing. J. Thümling, Essen-Rüttenscheid,
„ 30.— Prof. Dr. K. W. Wagner, Lankwitz-Berlin,
„ 25.— Willibald Born, Buchbindermeister, Chemnitz,
„ 25.— G. Cosmann, Geh. Rechnungsrat, Berlin,
„ 25.— Curt Hardtmann, Kaufmann, Oliva,
„ 25.— Wilhelm Langenbruch, Lichterfelde,
„ 25.— Eugen Pohl, Gladbeck,
„ 25.— P. Zaubitzer, Forstmeister, Geisa, Rhön.

Als Schonprämien wurden frdl. gestiftet:

M. 80.— von der Nederl. Vereeniging tot Bescherming van Vogels, Amsterdam,
„ 60.— „ Herrn Hauptmann a. D. Waldemar von Alt-Stutterheim, auf Georgenau,
„ 50.— „ Frau von Puttkamer, auf Quackenburg, Pommern,
„ 40.— „ Herrn Fabrik- und Rittergutsbesitzer von Garvens-Garvensburg, Hannover,
5.— „ „ stud. nat. Werner Panzer, Heidelberg.

Alte Naturschutzhefte in größerer Anzahl wurden wie folgt noch frdl. bestellt:
Für M. 325.— von Herrn Kommerzienrat G. Schumann, Grube Ilse,
„ „ 100.— „ „ Fritz Grafen Schwerin jun., auf Wend.-Wilmersdorf bei Thyrow,
„ „ 80.— „ „ Direktor Oscar Friedrich, Duisburg-Wanheim.

Vielen Dank allen freundlichen Gebern für diese tatkräftige Unterstützung unserer schönen Bestrebungen! Möchten sich doch noch mehr Damen und Herren bereit finden, einige Schonprämien für 1921 zu stiften oder ältere Hefte zu bestellen!

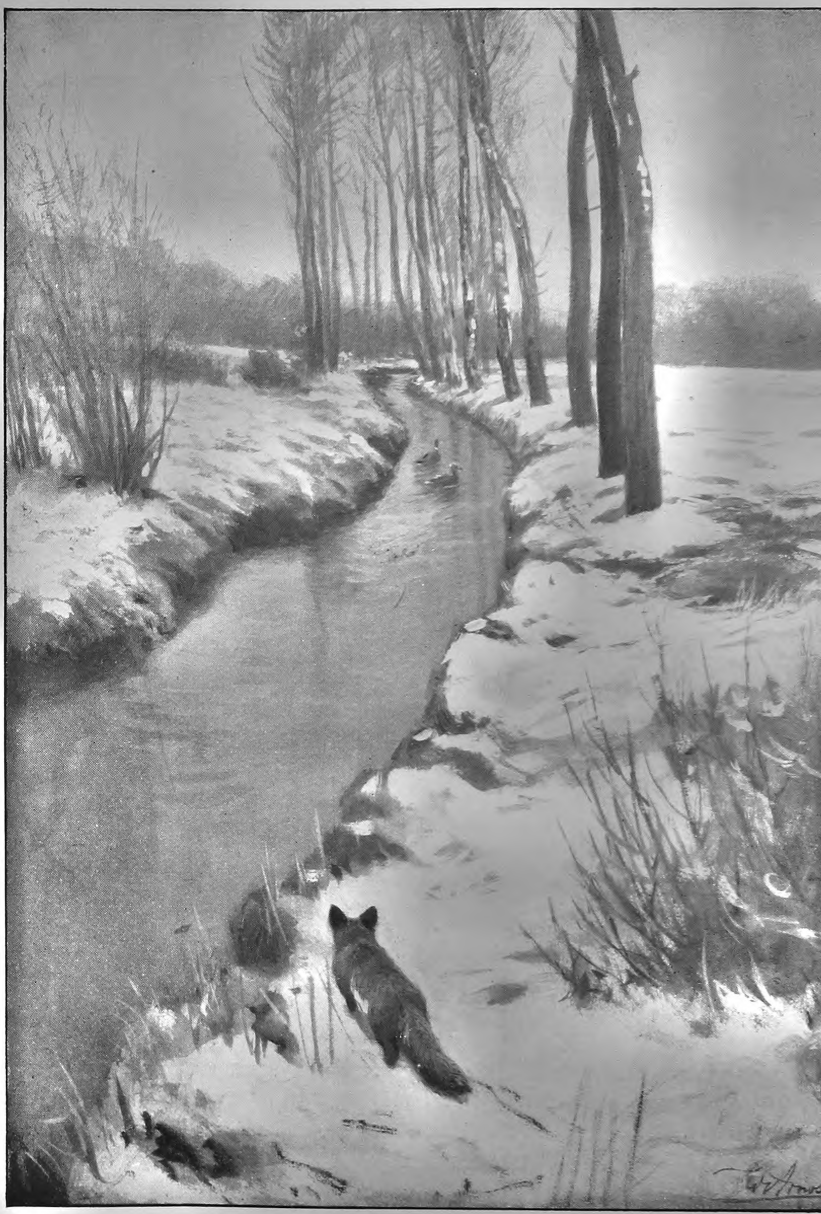
Seltenes Vorkommnis. Seit vielen Jahren besuche ich alljährlich im Sommer mehrmals den Rangsdorfer See in der Nähe von Zossen bei Berlin, um ein Rohrweihenpärchen zu beobachten, das dort brütet und von dem ein Exemplar auch regelmäßig sehr gut zu sehen ist. Natürlich bin ich dabei immer „allein auf weiter Flur", trotz der Nähe der Reichshauptstadt von nunmehr rund 4 Millionen Einwohnern. Auch im vergangenen Jahre war die Rohrweihe wieder pünktlich zur Stelle, aber, ich war nicht mehr so allein, wie früher. Mehr Naturfreunde? O nein! Badende, überall Badende! Eine Bademanie sondergleichen hat seit einigen Jahren die Leute hier ergriffen. An jedem See, an jedem Fluß, ja an jedem Tümpel wird jetzt hier gebadet, ich weiß nicht, ob es in anderen Großstädten nunmehr auch so ist, aber auch in Wien sollen die unteren Schichten der Bevölkerung ihre „Freiheit" nun darin sehen, daß sie überall jetzt baden können. Doch, das wollte ich nur so nebenbei zur Psychologie der Großstadtbevölkerung berichten. Die Hauptsache ist, zu erwähnen, daß ich im vergangenen Jahre auch den schwarzen Milan am Rangsdorfer See beobachten konnte, vor allen Dingen war aber folgendes das Sonderbare: An einer bestimmten Stelle sah ich schon von weitem eine große Anzahl von Schmetterlingen fliegen. Ich dachte erst, daß es sich um das sog. „Kuhauge" oder „Rispenfalter" (Pararge maera) handelte, aber weit gefehlt. Beim Näherkommen sah ich zu meinem großen Erstaunen, daß die betr. Schmetterlinge das „gefüllte Damenbrett" oder „Brettspiel" (Melanagria Galatea) waren. Wer je selbst Schmetterlingssammler war, wird wissen, daß es im allgemeinen ein großer Glücksumstand ist, wenn man einmal auf ein „gefülltes Damenbrett" stößt. Hier aber, an diesem Sonntag im Juli, waren diese Schmetterlinge in einer solchen Anzahl anzutreffen, wie man sie sonst nur bei Kohlweißlingen über Kohlfeldern und in Gemüsegärten antrifft. Hunderte und Aberhunderte dieser Schmetterlinge flogen durcheinander. Ich habe in den vielen Jahren vorher, wo ich diese Stelle am Rangsdorfer See besucht habe, noch niemals auch nur ein einziges „gefülltes Damenbrett" angetroffen. Eine solche Menge gleichartiger, verhältnismäßig seltener Schmetterlinge habe ich sonst noch nie beobachtet. Von dem „gelben Wiesenvögelchen" oder „Kaffeebohne" (Coenonympha Pamphilus) und den „Bläulingen" (Lycaena icarus und Lycaena hellargus) muß man natürlich absehen. Walter Benecke.

Reichsbund Heimatschule. In Berlin hat man am 5. Dezember v. J. einen Reichsbund Heimatschule „gegründet", worin der Urheber der Heimatschulidee und Urheber des Reichsbundes Heimatschule folgendes festzustellen hat:

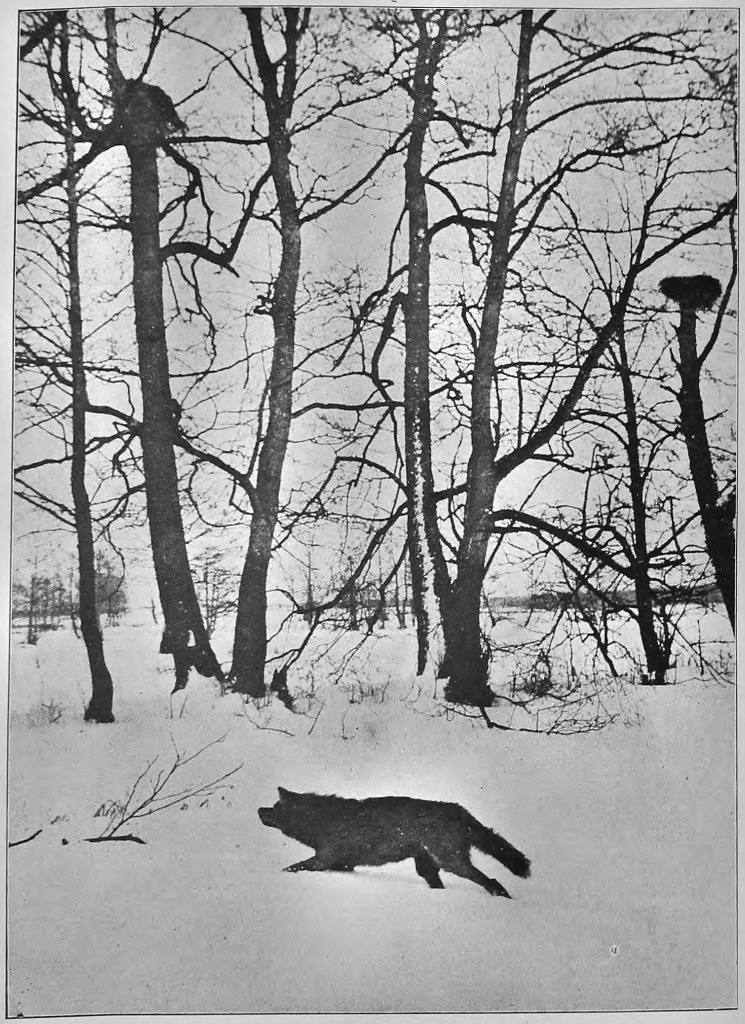
1. daß die „Gründung" unter Mißbrauch meines Namens erfolgte;
2. daß sie gegen meinen sachlich begründeten Widerspruch geschah;
3. daß der Einberufer von diesem Widerspruch den Versammelten ebensowenig Mitteilung machte wie von der ganzen Sachlage selbst;
4. daß die Proteste aus dem Reiche gegen die „Gründung" verschwiegen werden.

Die Gründung ist sachlich, rechtlich und moralisch hinfällig.

Der von mir ins Leben gerufene „Reichsbund Heimatschule" wird im Frühjahr 1921 an einem Zeitpunkt begründet werden, da es jedem Interessenten möglich ist, teilzunehmen.



Ein Januartag.



Eine seltene Naturaufnahme.

Ein starker Wolf, der einem feldgrauen Kraftfahrer bei einer Fahrt durch die verschneiten Rokitno-Sümpfe vor das Objektiv kam.

Ferner gebe ich bekannt:

1. daß alle Anfragen, Anmeldungen usw., betreffend den Reichsbund Heimatschule, nach wie vor ausschließlich an den Unterzeichneten zu richten sind;
2. daß ich mit der Zeitschrift „Heimatschule" im Verlage Kortkamp in Langensalza nichts mehr zu tun habe.

Liegnitz, Gutenbergstraße, den 2. Januar 1921.

Clemenz, Rektor.

Über hochtrabende Beinamen wird uns treffend wie folgt geschrieben:

Auf Ihr Schreiben vom 28. Sept. v. J. hin habe ich sofort an Generalarzt P. geschrieben und ihn ernstlich ermahnt, unserer guten Sache treu zu bleiben! Erst vor wenigen Tagen erhielt ich seine Antwort, die ich nicht billigen kann! Er nahm Anstoß an dem kurzen Artikel „Hüttenvogel" in Nr. 7 u. 8, da der Major von Pfannenberg ein alter Regimentskamerad von ihm war! Nun kann ja jeder über solchen Artikel denken, wie er will! Was mich angeht, so finde ich darin nichts Verletzendes; vor allem habe ich aber die Ansicht, daß man wegen solcher Kleinigkeit nicht eine große und gute Sache aufgeben soll, und eine solche sind zweifellos unsere Bestrebungen! Weiterhin bin ich aber ein ausgesprochener Feind der Unsitte, daß Leute, die glauben, sie hätten Jagdkenntnisse, Jagdverständnis und damit auch die Kenntnisse unserer Fauna ausschließlich für sich und ihren unermeßlichen Verstand gepachtet, sich einen hochtrabenden Beinamen, wie „Hüttenvogel, wilder Jäger, Oberländer usw. usw." beilegen, um teils unbekannt, teils großtuerisch ihre Weisheit verzapfen zu können! Als geradezu abschreckendes Beispiel dieser Sorte Menschen ist mir gerade ein Hutmacher!! in meinem Jägerleben begegnet, und seit dieser Zeit habe ich einen wahren Horror vor solcher Art benamsten Menschen, denn ich kann nicht einsehen, warum man nicht unter seinem richtigen, ehrlichen Namen ebensogut seine Weisheit verzapfen kann!

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebenster
Dr. F., Generalarzt a. D.

Über die Nahrung unserer Raubvögel liefern H. Kramer und O. Uttendörfer folgende interessante Angaben. Bei einem Habichtshorst im Heuscheiner Wald fanden sich Reste folgender geschlagener Tierarten: 6 Eichhörnchen, 4 Hasen, 6 Rebhühner, 4 Fasanen, 14 Eichelhäher, 6 Nebelkrähen, 11 Ringeltauben, 4 Haustauben, 1 Turteltaube, 4 Amseln, 3 Singdrosseln, 3 Misteldrosseln, 12 Stare, 9 Feldlerchen, 1 Kuckuck, 1 Zwergfalkweibchen (!). Diese Feststellungen wurden am 25. Mai an Stellen gemacht, wo der Habicht die erbeuteten Vögel „gerupft" hatte; doch lagen die Reste schon längere, und zwar verschiedene Zeit.

Bei einem zweiten Habichtshorst wurden die Reste, meist von Rupfungen herrührend, von folgenden Tierarten beobachtet: 6 Eichhörnchen, 2 Hasen, 26 Rebhühner, 1 Fasan, 1 Birkhuhn, 11 Eichelhäher, 19 Ringeltauben, 7 Haustauben, 3 Turteltauben, 3 Hohltauben, 1 Kiebitz, 1 Turmfalk, 2 Grünspechte, 4 Stare, 3 Singdrosseln, 3 Misteldrosseln, 2 Wacholderdrosseln, 2 Amseln, 1 Lerche, 2 Buchfinken, 1 Tannenmeise.

Ein dritter Habichtshorst wies in seiner Umgebung folgende Tiere in erkennbaren Resten auf: 2 Eichhörnchen, 2 Hasen, 4 Rebhühner, 7 Eichelhäher, 3 Nebelkrähen, 1 Saatkrähe, 3 Ringeltauben, 11 Haustauben, 1 Hohltaube, 2 Turmfalken, 1 Waldohreule, 1 Steinkauz, 4 Singdrosseln, 4 Misteldrosseln, 1 Staar, 1 Feldlerche, 1 Nachtschwalbe.

Ein Sperberhorst lieferte die Reste von 168 Vögeln, meist Singvögeln und einer einzigen Turteltaube. Die größte Zahl der Opfer stellten die Feldlerchen. In einem einzigen von zehn untersuchten Sperberhorsten fand sich ein Rest eines jagdbaren Vogels, nämlich der eines jungen Fasans. Jagdlich dürfte hiernach der Sperber als unschädlich zu bezeichnen sein.

Die Beobachtungen an einem Horst vom Wespenbussard zeigten, daß dieser Raubvogel ein viel gefährlicherer Feind der Kleinvögel ist, als man gewöhnlich annimmt. Um den Horstbaum herum lagen Federn von 5 Feldlerchen, 5 Rauchschwalben, 1 Buchfinken, 1 Star, 1 Hausrotschwanz, 1 Hausschwalbe, 1 Mönchsgrasmücke, außerdem von einem Eichhörnchen. Die genannten Forscher bemerken jedoch, daß in dem kalten Sommer verhältnismäßig wenig Wespen und dergleichen vorhanden gewesen.

Derartige Untersuchungen, die nach den oft nicht sehr ausgiebigen Federresten nur von tüchtigen Ornithologen ausgeführt werden können und anderseits unter Berücksichtigung von allerlei Nebenumständen angestellt werden müssen, bieten großes Interesse.

Da die von dem Sperber geschlagenen Vögel in obiger Notiz nicht aufgeführt sind, so können wir uns nur mit den von den Habichten geschlagenen Vögeln und Eichhörnchen beschäftigen und müssen da sagen, daß, wenn man sich auf den jagdlichen Standpunkt stellt, der Habicht in vieler Hinsicht auch „nützlich" ist, was in bezug auf Eichhörnchen und Krähen auch zutreffen würde. Was die geschlagenen Kleinvögel anbelangt, so haben wir Feldlerchen, Stare, auch Buchfinken in solchen Mengen, daß der minimale Abgang von beispielsweise 9 Feldlerchen, 12 Staren und 2 Buchfinken überhaupt nicht ins Gewicht fällt. Auch die verschiedenenen Drosselarten sind nur in Stücken von je 4, bezw. 3 und 2 Exemplaren vertreten. Die meisten dieser Vögel werden bei uns ja durch den Dohnenstieg in ganz anderer Weise dezimiert. Sonderbarerweise fehlen in der Aufstellung Haushühner und die so häufigen Goldammern vollkommen.

Wie manche Leute die Ausbeutung der Natur, wenn sie sie betreiben, als vollkommen berechtigt ansehen, die Unternehmen aber verurteilen, wenn andere das tun, zeigt eine Notiz von Walter B. Kopp in der „Deutschen Jäger-Zeitung", vom 6. Januar 1921. Genannter Herr schreibt da: **„Krammetsvogelfang im Bergischen Lande.** Das Ergebnis des diesjährigen Krammetsvogelfanges, der am 22. November offiziell sein Ende erreichte, war sehr kläglich. Auf allen Vogelherden des bergischen Landes ist der diesjährige Fang beinahe gleich Null gewesen, obgleich die Fänger in den letzten Wochen über ein gutes Material an Lockvögeln verfügten Zum Ende der Fangperiode wurden allerdings mehreremal größere Schwärme der „Doppelten" in der Nähe der Herde beobachtet, aber alle Mühe war umsonst, die heißersehnten Vögel gingen nicht bei. Sie machten sich in den umstehenden Bäumen und Sträuchern zu schaffen und strichen dann plötzlich wieder ab. Statt der Krammetsvögel konnte auf einigen Herden hin und wieder ein Raubvogel unter das Garn gebracht werden, welcher auf seiner Streife nach einer Beute plötzlich auf die innerhalb des Netzes untergebrachten Lockvögel stieß, um dann im nächsten Augenblick selbst unter dem Garn zu sitzen.

Wenn auch der Krammetsfang recht mäßig in diesem Jahre war — man kann beinahe sagen, es war das schlechteste seit längeren Jahren —, so arbeiteten desto erfolgreicher im Bergischen Lande wenn auch verbotenerweise, die Singvogelfänger An den Sonntagen zogen sie nicht heimlich und einzeln hinaus, um dem verwerflichen 'Vergnügen', wie sie es nennen, nachzugehen, im Gegenteil, man konnte sie draußen sogar gruppenweise antreffen und beobachten, daß acht bis zehn Mann auf demselben Acker den Singvögeln nachstellten. Ein Einschreiten seitens der Behörde hat man nicht feststellen können, der Kenner der Sachlage war aber sofort darüber im klaren, welchen Leuten er begegnete, die um die Mittagstunde mit größeren, viereckigen Paketchen, die sorgfältigst mit Papier oder einem großen bunten Taschentuch umwunden, zur Stadt zurückkehrten."

Also: Wenn die Krammetsvogelfänger auf Vogelherden und in Dohnen Singdrosseln zu Hunderten und Tausenden zu kulinarischen Zwecken töten und in den Dohnen dabei noch Tausende von Rotkehlchen, Dompfaffen, sämtliche Meisenarten, ganz nutzlos erwürgt werden, so schadet das selbstverständlich nichts. Aber, wenn Leute dieselben Vögel in immerhin doch nur verhältnismäßig kleinen Mengen fangen, und zwar auch nur die häufigeren Männchen, um sie Naturfreunden in der Stadt zu deren Erbauung zuzuführen, so ist das ein „verwerfliches Vergnügen".

„Seltenes Jagdglück, wie das „Volksblatt für den Kreis Wiedenbrück" Nr. 12, vom 15. Januar 1921 berichtet, hatte der Jagdhüter Herr Wilhelm Hark von hier (Gütersloh). Es gelang ihm, in der Jagd des Herrn Meier Raßfeld innerhalb 8 Tagen zwei große Habichte mit einer Flügelspanne von etwa 1,40 Meter zu erlegen." Hieran wird, wie üblich, die Bemerkung geknüpft: „Wenn die Jagdinhaber allgemein diesen und anderen Schädlingen der Niederjagd mehr Aufmerksamkeit schenken, dann werden auch die Wildbestände in unseren Jagden sich wieder heben."

* * *

Aus den Veröffentlichungen in dieser Nummer ist zu ersehen, daß der Habicht der Niederjagd nicht so gefährlich ist, wie bisher angenommen wurde. Durch Schlagen von Krähen und Eichhörnchen schafft er sogar einen gewissen Nutzen. In die Redaktion des „Volksblattes für den Kreis Wiedenbrück" scheinen diese Nachrichten noch nicht gelangt zu sein. Auch keine solchen über Naturschutz. Daher wird wieder einmal die bekannte Unsitte mit dem „seltenen Jagdglück" getrieben und der Jagdhüter Wilhelm Hark aus Gütersloh als „Held" hingestellt. Unsere gesamten Wildbestände — das mögen sich die Herren am grünen Tisch der Redaktion des „Volksblattes" in Wiedenbrück gesagt sein lassen — werden sich erst wieder heben, wenn wir eine rechtsstehende Regierung haben werden, die dieselbe Ruhe, Sicherheit und Ordnung schafft, wie wir sie bis 1914 hatten. Vor allen Dingen wird dann das größte Raubgesindel, die Wilddiebe und Schlingensteller, endlich verschwunden sein.

Großes Wiesel auf der Wasserrattenjagd. „Am 13. April v. J. beobachtete ich auf einem Birschgang im hiesigen Moor, so berichtet der bekannte Jagdmaler R. Feußner, Breslau, in der „Deutschen Jäger-Zeitung", ein großes Wiesel, welches eifrig von Graskaupe zu Graskaupe sprang und öfter durch die dazwischen liegenden breiteren Wassertümpel schwamm. Man sah ihm ordentlich die Raubgier an, und es schien auf eine bestimmte Beute Jagd zu machen. Dann war es für ungefähr fünf Minuten in einem Moorloch verschwunden. Diese Gelegenheit benutzte ich, um mich auf gute Schußnähe heranzubirschen. Da tauchte aus dem Loch der weiße Hals auf, verschwand aber sofort wieder. Nach kurzer Zeit erschien das Wiesel mit einem dunklen Klumpen im Fang, flüchtete mit der Beute über die Moorhaufen und schwamm wieder mehrmals durch tiefes Wasser. Als es aufs Land ausstieg, schoß ich. Auf dem Anschuß lag eine verendete Wasserratte, das Wiesel aber war verschwunden. Zwei Schritt vom Anschuß bemerkte ich ein Loch, in welches der Räuber geflüchtet war. Da reichlich Schweiß bis zum Loch führte, grub ich mit dem Jagdstock nach und förderte auch bald das bereits verendete Wiesel zutage."

* * *

Da die Wasserratten keines Menschen Freund, zugleich aber die ärgsten Schädiger der Fisch- und Vogelwelt sind, so wäre es ein verdienstvolles Werk von R. Feußner gewesen, wenn er dieses Wiesel, das ein ganz besonderer Feind der Wasserratten gewesen zu sein scheint, und sich somit als sehr nützlich betätigte, geschont hätte. Muß denn bei jeder Naturbeobachtung der Zeigefinger immer gleich krumm gemacht werden?

Adebars Verschwinden, ein ornithologisches Rätsel. Aus allen Gegenden Deutschlands kommen seit einigen Jahren Klagen über den schnellen Rückgang des Bestandes des weißen Storches. In der Rheinprovinz, in der Adebar nur noch am nördlichen Niederrhein horstet, ist seit etwa zwanzig Jahren dieselbe Beobachtung gemacht worden. Man hat das Verschwinden dieser prächtigen Vogelart auf die Ausdehnung der Industrie, auf die großen Entwässerungen in der Ebene, auf die Anlage der Überlandzentralen für die Leitung des elektrischen Stromes und auch wohl auf den Abschuß durch jagende Schießer zurückführen wollen. Es liegen auch tatsächlich einige Feststellungen aus dem Brutgebiet am Niederrhein vor, die diese Annahmen zu rechtfertigen scheinen. Bis um das Jahr 1900 dehnte sich die Südgrenze des Brutgebietes des weißen Storches im

Rheinstromgebiet bis zu der Linie Kamp—Rheinberg—Wesel aus. Als dann der Kohlenbergbau des Mörser Bezirks weiter nordwärts vorrückte, verschwanden die Brutpaare Adebars aus der Kamper und Rheinberger Gegend, ohne daß sie besonderer Belästigung durch die Industrie ausgesetzt gewesen wären. Kurz nach 1910 lag die Südgrenze des Brutgebiets bereits in der Linie Xanten—Wesel. Als die Überlandzentrale ihre Leitungen auch in der Xantener Gegend baute, verunglückten zwei Brutstörche an den Drähten in der Nähe des Fürstenberges bei letzterer Stadt, die ihren Horst auf der Bislicher Insel hatten. In der Folgezeit sind im Frühling wohl hin und wieder Störche dort erschienen; aber sie haben die Niststätte nicht wieder benutzt. 1918 und 1919 hat im ganzen Kreise Mörs nur noch ein besetzter Storchenhorst in der Gemeinde Wardt gestanden, so daß also weitere Gebiete aufgegeben sind und die Brutgrenze abermals nach Norden verschoben worden ist. 1919 schoß ein Soldat einen weißen Storch dort ab; aber ein anderer Storch trat in die Ehe ein. Schädigungen des heimatlichen Storchenbestandes durch menschliche Einflüsse liegen also vor. Aber der Schluß, auf sie das Verschwinden dieser Vogelart allein zurückzuführen, ist falsch; denn auch in den Gebieten Deutschlands, in denen keine Veränderungen der Daseinsbedingungen des Storches vorhanden sind, ist der Rückgang des weißen Storches ganz allgemein festgestellt worden. Die Ursachen dieser Erscheinung sind bis jetzt nicht bekannt, und so steht die Vogelwissenschaft vor einem Rätsel, um dessen Lösung man sich eifrig bemüht.

Rückgang der Möwen im Küstengebiet. In der letzten Versammlung der Lübecker Bürgerschaft wurde vom Senat eine Auskunft darüber begehrt, wie die Ernte in der Strafanstalt Lauerhof im Vergleich zum Vorjahr ausgefallen sei. Der Senatskommissar erwiderte, daß in diesem Jahre 880 Zentner Roggen geerntet worden seien, gegen 1041 im Vorjahre. Ein Vertreter der Landwirtschaft erwiderte darauf, daß sich dieses ungünstige Ergebnis fast in ganz Norddeutschland zeige. Man werde gezwungen sein, große Getreideankäufe im Ausland zu machen, um durchzukommen. Die schlechte Ernte sei einmal auf den Mangel an künstlichem Dünger und auf den Rost des Roggens zurückzuführen. Man müsse schon bis zum Jahre 1885 zurückgehen, um eine gleich ungünstige Ernte im Roggen zu sehen. Bei den Kartoffeln habe der Engerlingsfraß große Schäden angerichtet, was in erster Linie auf die Vernichtung der Möwen zurückzuführen sei. Früher sammelten sich auf den Feldern beim Pflügen Hunderte von Möwen, heute sehe man diesen Vogel nur ganz vereinzelt. Die Möwe müsse geschont und gegen die Plünderer der Brutstätten, namentlich im Hemmelsdorfer See und dem Plöner See, mit aller Energie vorgegangen werden. Der Rückgang der Möwen macht sich auch in den Häfen bemerkbar. Früher konnte man bei stürmischer Witterung in See Tausende von Möwen in den Hafengewässern beobachten. Heute sind sie fast gänzlich ausgestorben.

Großes Lummensterben. Hierüber berichtet Dr. Hugo Weigold in der „Zeitschrift des Vereins Heimatbund Niedersachsen" folgendes: „Wenn man irgendein ornithologisches Handbuch aufschlägt und nachsieht, welche Feinde diese oder jene Vogelart hat, so findet man da aufgezählt: die vierbeinigen und die geflügelten Räuber, die Lausfliegen und Milben, die Band- und Spülwürmer. Hier und da allerdings heißt es doch auch schon: „Der größte Feind aber ist der Mensch". Das trifft aber bei fast allen Arten zu. Auch dann, wenn nicht Flinte und Eisen, Nesterzerstörung und Eierraub an der Arbeit sind. Der schädliche Einfluß des Menschen reicht viel weiter und selbst die kühnste Phantasie verfällt nicht auf alle die Möglichkeiten, die in Wirklichkeit unserer Vogelwelt Abbruch tun. Es ist ein wahres Glück, daß wenigstens ein Teil unserer heimischen Vögel noch stark entwicklungsfähig ist und sich mit bewundernswerter Gewandheit den neuen Kulturverhältnissen anpaßt. Das sind alle die neuen Garten- und Stadtvögel, zum Glück

auch die Limosen, Kampfläufer und Bekassinen der Marschwiesen, die wie der Kiebitz immer mehr Kulturfreunde werden. Aber leider gibt es so viele andere, die nicht so rasch ihre ganze Natur ändern können, und die scheitern dann an Nebenerscheinungen unserer Kultur, an die man zuerst gar nicht denkt. Ich habe früher einmal einen Aufsatz geschrieben über Unglücksfälle in der Tierwelt. Seitdem hätte ich viele Seiten Stoff zu einer Fortsetzung sammeln können. Gewiß kommt auch manches Tier in freier Natur auf die merkwürdigste Weise zu Tode. Fand ich doch z. B. mitten in einem Alpenurwald an der Grenze Tibets einen gelben Wieselmarder, der bei einem Sprung in eine elastische Astgabel geraten war, aus der er sich nicht wieder hatte befreien können und so hatte verhungern müssen. Und in dem Schilfrand des Perlflusses bei Kanton in Südchina fand ich die Mumie eines Rohrsängers (Acrocephalus bistrigicebs), der auf dieselbe Weise zwischen zwei Rohrhalmen hatte verenden müssen. Aber die große Masse der Unglücksfälle ist doch immer auf menschliche Einrichtungen zurückzuführen.

Manche davon zählen ihre Opfer alljährlich nach Abertausenden, so die Telegraphen-, Telephon- und Kraftstromleitungen, die Leuchttürme und Feuerschiffe. Wir würden erschrecken, wenn wir die Zahlen genau feststellen könnten und würden einsehen, daß wir den Vogelschutz allein schon darum brauchen, um einigermaßen diese so entstehenden Lücken wieder auszufüllen.

Doch manche Vogelarten gibt es, bei denen man in Verlegenheit ist, wenn man andere Feinde als Pulver und Blei angeben soll. Das sind vor allem die Vögel der Hochsee, die Seetaucher, Lummen, Alken und Papageitaucher. Wenn man sie nicht allzu sehr bejagt oder ihnen ihre Brutplätze zerstört, dann sieht man nicht ein, wieso der Mensch ihnen Schaden zufügen könnte. Nur anhaltende Stürme — meint man — könnten sie am Fischen hindern und sie dadurch vielleicht durch Hungersnot in Gefahr bringen. Und doch kann man auch bei diesen Vögeln ab und zu Massensterben beobachten. Schon früher haben die Helgoländer das erlebt an ihren Lummen, ohne daß man den Zusammenhang hat ausfindig machen können. Vielleicht gibt es auch bei den Vögeln Epidemien. Aber seit dem Frühjahr 1918, vielleicht schon seit früher, erleben wir in der ganzen Nordsee ein anderes Massensterben von Lummen und Tordalken (auch Nordseetauchern und Haubentauchern jedenfalls), das ganz neuartig ist. Selbst die lebhafteste Phantasie wird nicht darauf kommen, was diesmal eine so ernste Gefahr für den Helgoländer Lummenbestand wie für die Riesenscharen nordischer, in der Deutschen Bucht überwinternder Trollummen und Tordalken ausmacht.

Seit ich wieder auf Helgoland bin (Juli 1919), wurden immer wieder Lummen von unserem Felsen und dann im Winter auch zugewanderte Lummen und Alken, wohl auch ein Nordseetaucher gefunden, die nicht ordentlich tauchen und fliegen konnten, ja oft wurden sie hilflos von der Brandung auf die Klippen oder auf den Strand geworfen und man konnte die gänzlich ermatteten Tiere greifen. Im Februar und März 1920 sah man täglich tote auf dem Wasser treiben und viele krank und matt in der Nähe der Insel herumschwimmen, während sich gesunde Vögel sonst wohl hüten, allzu nahe heranzukommen.

Alle diese Vögel haben ihr Gefieder mit einem teerartigen Stoff verschmiert Es handelt sich um eine schwarzbraune, sehr klebrige Masse, die nicht stark riecht, an der Luft nicht wie reiner Teer trocknet und sich mit Sodawasser leicht von den Händen oder von Holz entfernen läßt. Solches Zeug treibt mindestens seit dem Frühjahr 1919, wahrscheinlich schon länger auf der ganzen Nordsee, mal hier, mal da, je nach den herrschenden Winden. Manchmal findet man pfenniggroße Tropfen, die aber meist zu ganzen Fladen zusammenbacken. Unter dem Einfluß von Licht und Salzwasser scheint die Masse zusammenzusintern und zäher zu werden. Manchmal trifft man so große dicke Fladen auf dem Wasser, daß ein kleines Ruderboot schwer hindurchkommt, und manchmal werden solche Fladen an den Strand der Düne getrieben, wo sie dann teerartig aussehen. Was es

eigentlich ist. habe ich noch nicht ermitteln können, das aber steht wohl fest, daß es ein menschliches Produkt, ein Schweröl aus dem Verkokungsverfahren ist. Derartige aus Kohlen gewonnene Öle und Teere hat man ja jetzt in allen Zähigkeitsgraden vom Reibenzol bis zu asphaltartigen festen Stoffen.

Kommt nun ein Schwimmvogel der Hochsee ahnungslos oder absichtlich — diese Vögel fallen gern bei treibenden, besonders schmierigen, tranigen Stoffen ein — bei Tage oder noch viel leichter bei Nacht mit solchem treibenden Teufelszeug zusammen, so ist er regelrecht „geleimt". Denn es klebt wie Vogelleim. Der Vogel will es natürlich mit dem Schnabel entfernen — sieht man doch noch die fast schon verhungerten Vögel sich putzen. Aber das Zeug bleibt ihm am Schnabel hängen und so schmiert er es erst recht innig in die Federn hinein. Nun zerfällt bald die ganze betroffene Federfläche in einzelne klebende Büschel, anstatt eine ölige glatte Oberfläche zu bilden, die das Wasser von der Haut abhält und einen wärmenden Luftmantel um den Körper bildet. Mit der Unbenetzbarkeit des Vogels, die er unbedingt zur Gesunderhaltung braucht, ist es aus. Das kalte Wasser dringt zwischen den einzelnen Federflocken an die Haut heran und erkältet den Vogel. Aber auch die ganze Bewegung wird ernstlich gestört, denn die Beschmutzung ist doch nur in den seltensten Fällen symmetrisch. So ist der Luftmantel des Gefieders unsymmetrisch erhalten, und die Folgen davon kann man sich leicht ausmalen: der sonst so gewandte, bewundernswerte Tauchkünstler ist seiner Bewegungen unter Wasser nicht mehr Herr, er kommt nicht mehr dahin, wohin er will, er taumelt, ist unsicher und erwischt die flinke Sandspiere, den Jungbering nicht mehr. Je mehr vom Gefieder beschmiert ist, desto gefährlicher wird es natürlich. Und endlich stirbt der Vogel vor Hunger und Kälte. Ob ihn die Mauser retten kann, ist mir noch nicht klar, ich fürchte, auch die kann nicht regelrecht vor sich gehen. Die nicht betroffenen Teile des Gefieders mausern bei unseren Helgoländer Lummen zwar ganz regelrecht ins Hochzeitskleid, was aber mit den verschmierten Federklumpen wird, weiß ich nicht. Vielleicht spricht aber das Vorkommen sehr magerer, aber sauberer Lummen jetzt im März für glückliches Überstehen des Übels durch Mauser.

Da dieser „Seevogelleim" nun schon fast ein Jahr, vielleicht schon länger, immer hin und her treibt, ist auch nicht so bald ein Ende der Gefahr abzusehen. Es muß sich um gewaltige Massen handeln, die anscheinend auch nicht leicht stranden und damit unschädlich gemacht werden. Wahrscheinlich kommt auch noch immer neue Zufuhr hinzu.

Woher rührt nun dieses Teufelszeug? Es kann kein Zweifel sein, daß es aus untergegangenen Schiffen stammt. Ich habe nichts Genaueres ermitteln können. Vielleicht weiß einer der Leser etwas davon. Man munkelt von einem Schoner mit solcher Ladung, der bei den ostfriesischen Inseln untergegangen sein soll. Aber niemand weiß etwas Gewisses. Ich habe schon daran gedacht, die Quellen dieser großen Massen in den Treiböl- und Schmieröltanks der zahlreichen untergegangenen Unterseeboote zu suchen, die nach und nach leck werden und ihren Inhalt an die Oberfläche entweichen lassen. Es liegen viele Dutzende Unterseeboote und auch Torpedoboote und Minensucher am Grunde der Nordsee, die alle Tanks mit verschiedenen Teerölen an Bord hatten. Die Tausende von Tonnen müssen doch irgendwo bleiben. Man sieht aber keine anderen Öle treiben, als immer bloß dieses schwärzliche Teerzeug. Sollte nicht das an sich schon schwere dunkle Treiböl unserer U-Boote so koagulieren können bei langem Treiben auf Salzwasser? Auch das dickere Schmieröl wird ja damit aufgemischt sein. Schließlich besteht noch die Möglichkeit, daß das eine oder andere der zahlreichen torpedierten Handelsschiffe eine derartige Ladung an Bord hatte, die nun nach und nach aus ihren Fässern oder Behältern frei wird.

Es wäre wahrhaftig ein eigenartiges Verhängnis, wenn der Unterseebootskrieg nun auch noch in der Natur nachträglich solche Verwüstungen anrichtete! Jedenfalls wäre wohl niemand darauf verfallen, daß Teeröle von untergegangenen Schiffen, jedenfalls

Kriegsopfern, noch jahrelang Abertausenden von Vögeln der Hochsee den Tod oder wenigstens Siechtum bringen würden. So weit kann man wahrhaftig nicht vorausdenken. Aber das ist eben nur ein krasses Beispiel dafür, daß überall, wo der Mensch mit seiner hochgepriesenen „Kultur" hinkommt, Gewalt geschieht.

Ist nun der Umfang dieses Übels sehr groß? Leider muß man sagen: ja. Gerade jetzt, ausgang des Winters, ist der größte Teil aller Lummen und Alken in der Nähe Helgolands davon berührt. In der zweiten Märzwoche fand ich folgende Zahlen: unter 17 bei drei Gelegenheiten geschossenen Lummen und Alken waren nur drei ganz rein von dem Teer. Statt 2½ Pfund Normalgewicht — bei bester Heringsnahrung können sie mit vollem Kropf und Magen 3½ Pfund erreichen — wogen am 16. März zwei noch nicht einmal sehr stark verschmierte Lummen 860 und 885 g und zwei Alken 580 (jung) und 764 g (alt). Natürlich muß man berücksichtigen, daß ganz gesunde nicht so nahe herankommen. Manchmal sind in letzter Zeit auch sehr magere, aber saubere Vögel geschossen worden. Es wäre, wie gesagt, nicht ausgeschlossen, daß das Stücke waren, die durch die Mauser über das Übel hinweggekommen waren. Alles in allem glaube ich, daß viele Tausende eingegangen sind. Seeleute wollten auch wissen, daß auch an Englands Küste viele solche Teerlummen angetrieben wären. Vielleicht melden sich auch bei uns noch Küstenbewohner oder Seeleute zum Worte.

Der Besatz des Helgoländer Brutfelsens hat sich Gott sei Dank dadurch aber nicht merklich verringert. Das Sterben fiel grade auf eine Zeit, wo unsre Helgoländer Lummen nur einen kleinen Prozentsatz der nordischen Wintergäste ausmachen. Trotzdem wird es gut sein, die Sommerjagd wieder ausfallen zu lassen, wie in den letzten Jahren vor dem Kriege.

Ob es denn keine Abhilfe gegen solche Übel gibt, wird mancher noch fragen. Aber da ist guter Rat teuer. Nur die Zeit kann wohl hier helfen, indem nach und nach das klebrige Zeug auf den Sand der Küsten geworfen und von Sand zugedeckt wird.

Seit dem April hat man nichts mehr von dem treibenden Teer gespürt. Hoffentlich kehrt er aber nicht im Winter mit den Stürmen von neuem aus fernen Meereswinkeln zurück!"

Naturschutzpark Tessin. Welcher Naturfreund, den Fortuna nicht übermäßig mit den Gütern dieser Welt überbürdet hat, hätte nicht schon in Augenblicken der Muße sich Illusionen hingegeben, in welcher Weise er wohl auf seinem imaginären Rittergut seinen Freunden aus der Tier- und Pflanzenwelt Hege und Pflege angedeihen lassen würde: Riesige, himmelhohe Eichen sollten sich gen Himmel recken als Horst- und Auslugplätze für Krummschnäbel und als Unterschlupf für Höhlenbrüter; gesichert sollten sie sein vor der Axt des gegenwärtigen materialistischen Zeitalters. Der Eisvogel sollte über den Weiher flitzen, ohne eines Tages auf einem schändlichen Pfahleisen sein Libellenleben ausflattern zu müssen. Brücher und Moore sollten als ungestörte Heckplätze der so besonders bedrohten Wassertierwelt erhalten bleiben, Unterholz und Knicks den Freibrütern. — Der ernüchternde Schlußgedanke dieses schönen Hirngespinstes ist aber stets: Gibt es unter den wenigen Glücklichen, die ein Rittergut ihr eigen nennen, wirklich solche, die Zeit und Geld dafür aufwenden, diesen Traum einmal in die Wirklichkeit umzusetzen? Gott sei Dank, ja! aber wohl nur sehr wenige.

Ein seltenes Juwel dieser Art, das allen obigen Wünschen gerecht wird, stellt das prächtige Rittergut Tessin (Mecklenburg) dar, dessen Besitzer, Herr R. M. Isenberg, sich als überaus tatkräftiger Naturschützer und -kenner erweist. Es ist aus dem zutraulichen Benehmen seiner Schützlinge, besonders aus der Vogelwelt, direkt zu schließen, daß sie sehr wohl wissen, welch' sorgsamer Pfleger über ihr Wohlbefinden wacht. Kein Wunder also, daß man schon vom Herrenhaus aus allerlei Schönes zu sehen bekommt: auf dem nahen Weiher schwimmen ver[illegible] Exemplare der schönen seltenen Spieß-

ente; an einer abschüssigen Stelle des Ufers ist eine Eisvogelröhre zu entdecken, und weiterhin tummeln sich Bläßhuhn, Teichhuhn und Zwergtaucher auf den Blänken. In dem prächtigen Gutspark, dessen Betreten übrigens jedem Gutsangestellten auf das Strengste untersagt ist und in dem nie ein Schuß fällt, derselbe Vogelreichtum: Grasmücken, Laubsänger, Finken, Meisen und die ganze übrige Sängerschar jubilieren um die Wette, dazwischen krähen die zahlreichen halbwilden Fasanen, ruckſen die Hohltauben, und abends treiben Waldkauz und Schleiereule ihr lichtscheues Wesen. — Für sie alle ist gesorgt, den Höhlenbrütern vom Meischen bis zur Hohltaube stehen zahlreiche Bruthöhlen zur Verfügung, den Freibrütern bietet das üppige artenreiche Unterholz die nötige Nistgelegenheit, und die Winterfütterung hilft allen heimattreuen Tierchen über die schlimmen Zeiten hinweg. Unter der sachkundigen Leitung des bekannten Herrn Staats von Wacquand-Geczelles gedeiht alles auf das Prächtigste. — Draußen auf den weiten Koppeln atmet alles dieselbe Großzügigkeit: allüberall erheben sich auf den Gemarkungen Gruppen von mächtigen uralten Eichen, oder ihrer ganze Haine; alles gewaltige Recken, die sich sehen lassen können! Keine Axt droht ihnen Vernichtung, selbst wenn sie hohl sein sollten oder der Blitz sie zum Teil entlaubt hat; denn Bussard, Milane und Falken blocken ja so gern auf diesen trockenen kahlen Hochsitzen auf.

Auch das Wassergetier kommt zu seinem Recht. Ein umfangreiches Moorgelände, eine große Blänke mit dem nötigen Schilfbestande dazu bietet ihm die nötigen Lebensbedingungen. Ein langer Laufsteg führt weit in den Sumpf hinein bis zu einer schirmartigen Hütte, die zwar der Jagd dient, aber nicht der Jagd mit Pulver und Blei, sondern mit Feldstecher und photographischer Kamera!

Möchte doch dies hochherzige Vorbild recht viele Nacheiferer finden! Z.

In Guteborn.

Von A. Klengel, Meißen.

Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehn,
Es sei wie ihm wolle, es war doch so schön!
Goethe, Faust II.

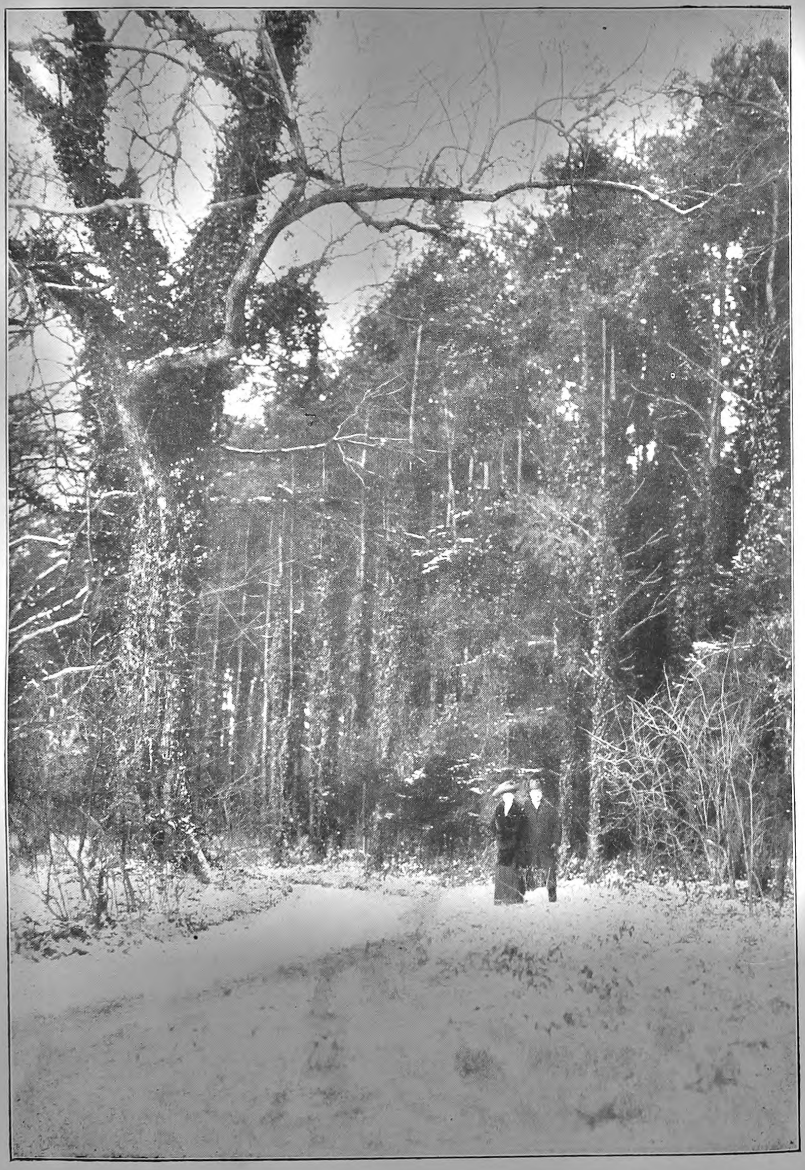
Ein Brief aus Guteborn wird mir gebracht; Seine Durchlaucht Ulrich Prinz Schönburg lädt mich in herzlicher Weise zu einem Besuche auf seine Besitzung ein. Da er gern Störche in Guteborn ansiedeln möchte, soll ich ihm mit einem guten Rate zu Hilfe kommen.

Rasch die Landkarte zur Hand genommen! — Guteborn ist der waldreiche Großgrundbesitz in der preußischen Niederlausitz, dicht an Sachsens Grenze, den etwa die Bahnlinien Ortrand—Ruhland—Hohenbocka—Kamenz umrahmen, also von hier aus leicht und schnell zu erreichen. Und dann noch einen Blick in die Genealogie des Schönburgischen Hauskalenders, der mir als sächsischem Geschichtsforscher zur Hand liegt. Der freundliche Gastgeber ist ein Glied der Fürstlichen Linie Schönburg-Waldenburg und ein Vetter des jüngst verstorbenen Prinzen Ernst, der mit seiner schon früher heimgegangenen Gemahlin Helene auf der prächtigen Besitzung Gaumnitz bei Meißen den Natur- und Vogelschutz in vorbildlicher Weise pflegte, so daß ich und die Freunde der Heimat alle Ursache haben, ihm ein dankbares und ehrendes Gedächtnis zu bewahren. Die Liebe zur Natur scheint eine schöne Familieneigentümlichkeit des uralten edlen Fürstengeschlechtes zu sein. Die Reise verspricht also außerordentlich lohnend zu werden und hocherfreut sage ich zu.

In der Morgenfrühe eines kalten Oktobertages breche ich denn auf, voll von Erwartungen, und früh nach acht Uhr schon lande ich auf dem Bahnhofe Ruhland. In ein Reich der Arbeit bin ich gekommen, ist doch Ruhland ein Mittelpunkt des Niederlausitzer Kohlenbergbaues und der Preßkohlenherstellung. Der große neuzeitliche Bahnhof, der zugleich ein wichtiger Knotenpunkt ist, legt Zeugnis ab von dem ins Riesenhafte gewachsenen



Eibe in Alt-Schwarmstedt.



Partie mit epheuumrankten Bäumen im von Lentheschen Park des Rittergutes Alt-Schwarmstedt.

Verkehr; das Städtlein freilich ist klein und unscheinbar geblieben, die Häuser scharen sich verträumt um die Kirche und bieten ein Bild, wie wir es in vielen kleinen Landstädten zu schauen gewöhnt sind.

Lange Zeit bleibt mir freilich nicht zu diesen Betrachtungen, bin ich doch aus ganz anderen Gründen nach Ruhland gekommen und das prinzliche Geschirr wartet vor dem Tore.

Im schlanken Trabe gehts zur Stadt hinaus dem Walde zu. Bald zeigt der Grenzgraben an, daß ich mich auf Guteborner Besitz befinde. Der Kutscher hat Auftrag, mich zunächst nach den weiten Waldwiesen und an die baumbestandenen Teichufer zu fahren, damit ich aus der Beschaffenheit des Bodens und der landschaftlichen Lage erkennen soll, ob wohl Guteborn noch dazu geeignet ist, dem Storche eine Heimat zu bieten. Der Versuch, den Storch anzusiedeln, kann immerhin gemacht werden, wenn auch die Gegend nicht gerade als ideale Storchheimat zu bezeichnen ist. Die weiten, zum Teil anmoorigen und sumpfigen, von Gräben durchzogenen Wiesen und die verlandeten Teichufer würden dem langbeinigen Froschliebhaber gewiß Nahrung in Fülle bieten; auch würde er sich des besten Schutzes durch den prinzlichen Gönner erfreuen. Wie ich bald erfuhr, darf in Guteborn nicht einmal auf einen Reiher, geschweige denn auf einen Storch geschossen werden. Freilich sind die für den Storch in Frage kommenden Nahrungsgründe von weiten Wäldern umgeben und diese liebt der Storch nach meinen Erfahrungen nicht allzu sehr, wenn er sich auch als ungepaarter Vogel gern an den Waldrändern aufhält. Und hinter den Wäldern wohnt die Industrie mit hohen Schornsteinen, Lärm und Ruß und Rauch. Fast immer hält er eine Gegend, in welcher die Industrie die Oberhand gewinnt, für ungastlich und kehrt ihr darum den Rücken. Als günstig für die Ansiedelung des Storches ist wieder der Umstand anzusprechen, daß der Guteborner Besitz eine außerordentliche Größe hat und dadurch allein schon in seinen Grenzen dem Storche ein friedliches und stilles Wohnen ermöglicht. Mag darum auf einer der alten strohgedeckten Bauernscheunen im Dorfe Guteborn, das mir jetzt zu Gesicht kommt, durch Aufbringen einer Nestunterlage dem Storche die Möglichkeit zur Ansiedelung geboten werden. Der prinzliche Storchfreund hat zwar auf den Nebengebäuden des Schlosses bereits zwei einladende Storchnester herrichten lassen, die von den Störchen wohl beachtet, aber bis jetzt nicht bezogen worden sind. Anscheinend nehmen sie doch Anstoß an dem regen Leben im Schloßhofe und in der Umgebung. Sollte die Ansiedelung auf einer der abseits gelegenen Scheunen gelingen, so ist es vielleicht möglich, den Storch auch an den regeren Verkehr zu gewöhnen und zum Beziehen eines Nestes am Schlosse zu veranlassen.

Die Rappen halten im Hofe des hohen und stattlichen, von vier Ecktürmen flankierten Schlosses Guteborn. Mit seinen zahlreichen schmucken Nebengebäuden, von welchen die Schloßkapelle und der neu erbaute Marstall besonders hervorgehoben sein mögen, bietet es das Bild eines vornehmen Fürstensitzes, wie ihn nur das hohe künstlerische und schöngeistige Empfinden eines uralten Hochadelsgeschlechtes erbauen und pflegen konnte.

Seine Durchlaucht empfängt mich selbst am Wagen, begrüßt mich auf das herzlichste und führt mich zum Frühstück in das Schloß. Wie nicht anders zu erwarten, bieten die Innenräume Bilder des vornehmsten und vollendetsten Geschmacks. Die hohe Schloßhalle birgt zahlreiche Jagdtrophäen, darunter auch einen prächtigen Braunbären, den der Prinz auf dem Besitz seines Vetters in Krain erlegt hat. Oft schon sind mir Jagdtrophäen von glücklichen Weidmännern gezeigt worden, noch nie habe ich aber das Empfinden gehabt, das mich hier in Guteborn beschlich, als mir der hohe Gastgeber Erläuterungen zu seinen weidmännischen Schätzen gab. Ein Bedauern klang aus seinen Worten; mir schien es fast, als hätte es ihm schwere seelische Kämpfe gekostet, ehe er das tödliche Blei auf das Tier sandte, als sei ihm das Tier im Leben unendlich viel lieber gewesen, als jetzt als präparierte Trophäe. Wie himmelweit erhaben erschien mir in diesem Augenblicke die hohe vornehme Gestalt des Prinzen über so manchen anderen Jäger unserer Zeit. Ich hatte das Richtige vermutet. Wie ich später erfuhr, findet der Prinz wenig Gefallen

am Weidwerk; er empfindet aber hohen Genuß am Beobachten der freien Tierwelt, die in ihm einen vorbildlichen Schützer und Hüter besitzt.

Der Prinz führte mich dann in den Park, der sich in einer Größe von etwa 200 Morgen an das Schloß anschließt. Ich war erstaunt, auf dem Sandboden der Herrschaft Guteborn einen derartigen prächtigen und frohwüchsigen Naturpark mit gewaltigen Baumriesen zu finden; er dürfte schwerlich seinesgleichen haben. Mit Recht ist er denn auch der Stolz des Besitzers; mit Liebe wird er geschützt und gehegt und mit größter Sorgfalt gepflegt, doch immer in einer Weise, daß Spuren menschlicher Tätigkeit nicht zu bemerken sind. Der Park läßt nichts erkennen von der zwingenden Hand des Menschen, vom Werkzeug des Gärtners oder Forstmannes. Hier ist der Gedanke, daß die Natur durch Menschenhand wohl gepflegt, aber nicht verschönert und verbessert werden kann, auf das trefflichste durchgeführt. Als ein prächtiges Stück unberührter Natur erscheint der Guteborner Parkwald, urwüchsig und herrlich wie am ersten Tag. Wie kläglich nimmt sich doch dagegen ein im französischen Geschmack gestutzter Park mit seinen gemarterten und geschundenen Bäumen aus, den wir sonst meist neben den Schlössern zu schauen gewöhnt sind.

Dieses Prunkstück heimischer Naturschönheit ist des Prinzen ureigenstes Reich. Wohl schwerlich gibt es wieder einen Schloßherrn, der mit den Bäumen seines Parkes so vertraut ist, wie der Herr auf Guteborn. Auf die Bäume, welche sich durch besondere Größe, prächtigen oder eigenartigen Wuchs auszeichnen, macht er mich aufmerksam, auf besonders schöne Baumgruppen, auf herrliche Durchblicke weist er mich hin, von den Vögeln erzählt er mir, die in den Baumkronen wohnen und von dem Hochwilde, das in seltener Vertrautheit durch den Park wechselt. Es macht ihm Freude, wenn sich andere, für die Schönheit der Natur empfängliche Menschen mitfreuen an seinem prächtigen Besitz, den er nicht ängstlich abschließt gegen die Außenwelt, sondern für Spaziergänger und Naturfreunde offen hält. — Ein bunter Mischwald ist der Park; Fichten, Kiefern, Weymutskiefern und Lärchen wechselten ab mit Eichen, Linden und anderen Laubhölzern. Einige besonders prächtige Stücke mögen herausgegriffen sein. Der Prinz maß mit mir den Umfang mehrerer Bäume, die sich sowohl durch prächtigen gesunden Wuchs als auch durch stattliche Größe auszeichneten. Wir fanden Fichten von 325 und 375 cm Umfang bei einem schätzungsweise gewonnenen Höhenmaße von 45—50 m und eine Kiefer von 272 cm Umfang. Unter Berücksichtigung des mageren Sandbodens, worauf der Baum steht, schätze ich das Alter der stärksten Fichte auf weit über 300 Jahre; sie stand also jedenfalls damals schon, als die Herrschaft vor 3 Jahrhunderten in das Eigentum der Familie des jetzigen Besitzers kam.

Bald kommen wir an eine weitere Sehenswürdigkeit. Inmitten einer Gruppe alter Fichten und von Rhododendronbüschen umgeben liegt nahe einer kleinen Waldwiese ein kleiner stiller Weiher, der von einem unsichtbaren Quell gespeist wird. Die Wasserzuführung ist so stark, daß ein stattlicher Bach aus dem Weiher abfließen kann, der verschiedene Teiche in der Umgebung des Schlosses speist. Große grüne und blaue Algen wachsen im Becken des Weihers; ein Sonnenstrahl, der durch die Bäume bricht, läßt sie aufleuchten im herrlichsten Samtgrün. Ein Böcklinsches Gemälde, ein Heiligtum liegt vor unsern Augen. „Guteborn" hat der Prinz den Weiher mit seiner verborgenen Quelle genannt.

Im Schloßparke wird natürlich nie ein Kahlhieb geführt, auch in den übrigen, 2000 Morgen großen Waldungen der Herrschaft Guteborn wird mit Vorliebe zum Plänterbetrieb gegriffen. Die Eigenart der Waldlandschaft bleibt dadurch erhalten, dabei sind niemals größere Ungezieferschäden beobachtet worden.

Der Prinz stellte mir auch des Parkes treuen Hüter und fleißigen Pfleger vor, einen Mann mit grauem Haar. Gar eigen wurde mir ums Herz, als ich seine Geschichte hörte. In der Nähe geboren, war er später jahrzehntelang Schutzmann in der Reichshauptstadt; dann zogs ihn wieder zurück nach der Heimat; Berlin hat nicht vermocht, die Heimatliebe im Herzen dieses schlichten Mannes zu ertöten. Er fühlt sich glücklich unter

den Bäumen des ihm anvertrauten Parkes, er hat nun erst gefunden, was ihm das Leben bisher versagte. Gäbe es doch noch viele Menschenkinder, die auch in der Fremde die Fühlung mit der Heimat nicht verlieren, die auch im Trubel der Großstadt nicht wurzellocker werden in der Heimaterde!

Mehrere Stunden noch brachte ich in Guteborn zu; es gab noch Vieles und Schönes zu schauen; denn überall zeigt sich der Schönheitssinn und die Naturliebe des Prinzen. Ich bin durch die Wälder gestreift und habe mich darüber gefreut, daß hier trotz aller forstmännischen Sorgfalt der Schönheitsgedanke noch Raum zur Betätigung gefunden hat. Auch die Felder werden in dieser Weise gepflegt. Dafür nur ein Beispiel. Um eine einförmige junge Obstbaumpflanzung zwischen den Feldern stimmungsvoll zu beleben, ist sie durch eine Ginsterhecke verbunden; die Hecke dient nicht nur zur Hebung der landschaftlichen Schönheit, sondern bietet auch den Vögeln Unterschlupf und Nistgelegenheit.

Im Dorf Guteborn wird man Zeichen vom Schönheitssinn und den Wohlfahrtsbestrebungen nicht vergeblich suchen, davon sprechen die schmucken Häuser der herrschaftlichen Beamten und der prinzliche Gasthof, dessen Innenausstattung eine Fundgrube für den Freund der Volkskunde darstellt. Die Einwohner schätzen ihren Prinzen außerordentlich hoch, hat er doch ein fühlendes Herz für ihre Nöte und Sorgen. Das ist wohl selbstverständlich; wie könnte auch ein derartiger Natur- und Tierfreund, ein so vorbildlicher Schützer der stummen Kreatur gefühllos gegen seine Mitmenschen sein!

Den Höhepunkt meines Besuches bildet die prinzliche Familientafel, zu der mich Seine Durchlaucht geladen hatte und eine Stunde anregendster Unterhaltung, die sich daran anschloß.

Die Dämmerung brach herein als mich das prinzliche Geschirr wieder hinaus fuhr in das geschäftige Leben und Treiben des Alltages. Vom Waldrande warf ich noch einen Blick zurück auf das Naturparadies Guteborn und das stolze Schloß, in dem der Mann wohnt, der im Gespräch von sich sagte:

„Ich bin nur der Hüter, der oberste Beamte meiner Güter; ich habe nur zu hüten, zu pflegen und zu erhalten für kommende Geschlechter!“ —

Und wäre man noch so demokratisch gesinnt in heutiger Zeit, der einen Wahrheit kann sich der ehrliche Mensch nicht verschließen: der hohe und edle Sinn und das Verständnis für die Schönheiten der Heimat, für den Schutz der heimischen Natur und der sie belebenden Geschöpfe haben an unseren deutschen Fürstenhöfen immer die beste Pflegstätte gefunden. Die meisten Glieder unserer deutschen Fürstengeschlechter fühlten sich von jeher als berufene Hüter und Pfleger der Heimat- und Naturschönheiten; sie haben gezeigt und zeigen es heute noch, daß sie den Sinn des Wortes „Besitz verpflichtet“ recht zu deuten verstehen!

Am Ameisenhaufen.

Es ist leider Tatsache, daß der interessanten Erscheinungen in der Natur immer weniger werden. Daß aber auch die bekannten Ameisenhaufen immer mehr abnehmen und ganz zu verschwinden drohen, dürfte nur den Wenigsten bekannt sein. Hierüber und über die Beziehung der Ameisenhaufen zur Tierwelt, plaudert „K.“ in Nr. 39 der „Deutschen Jäger-Zeitung“ vom 20. Januar 1921 wie folgt:

„Die Ameisenhaufen bzw. ihre Bewohner sind für unser Wild nicht so bedeutungslos, wie man im ersten Augenblick wohl glauben mag. Fasanen, Rebhühner sowie die edlen Waldhühner vermögen nämlich ohne Ameisen kaum zu leben. Sind doch Ameiseneier, wie man fälschlich die Puppen der Ameisen nennt, für das Gedeihen des jungen Nachwuchses sehr wichtig Ja es ist, wiewohl die Hennen nur hineinzugreifen brauchen in das vielfältige, tausendfache Kleintierleben, recht fraglich, ob die junge Nachkommenschaft ohne die Ameiseneier überhaupt hochgebracht werden kann. Jedenfalls lassen sich die genannten

Federwildarten keine Gelegenheit entgehen, den Kücken durch Scharren den Inhalt der Ameisenbauten zugänglich zu machen, und schon aus diesem Grunde ist es wünschenswert, daß sich im Revier möglichst viele Ameisenhaufen vorfinden. Allem Anschein nach werden dort, wo Auswahl vorhanden ist, die Puppen der Waldameise bevorzugt, wenn auch namentlich Feldhühner und Fasanen sich meistens an die Puppen der Erdameisen halten. Zum Teil allerdings wohl nur notgedrungen, da auf dem Gelände, wie sie es beanspruchen, die Waldameise entweder nicht zu Hause ist oder wenigstens jetzt nicht mehr vorkommt. Unterliegt es doch keinem Zweifel, daß gleich so zahlreichen andern Geschöpfen auch diese Ameise in vielen Gegenden nur noch selten oder gar nicht mehr zu finden ist, obwohl sie vor ein paar Jahrzehnten noch überall häufig vorkam.

Als Grund wird gewöhnlich das Einsammeln der Puppen angegeben, die in gedörrtem Zustand als „Ameiseneier" in den Handel kommen und von Vogelliebhabern für ihre insektenfressenden Käfigvögel stark begehrt werden. Aber sollte wirklich dieser Bedarf an Ameiseneiern die nicht wegzuleugnende, starke Abnahme oder gar das stellenweise gänzliche Verschwinden der großen Waldameise bewirkt haben? Mir will das nicht so recht einleuchten, weil ich eine ganze Reihe von Revieren kenne, wo die Waldameise im Vergleich zu früher erstaunlich zurückgegangen ist, und doch hat dort wohl kaum jemals ein Mensch Puppen gesammelt. Ohne daß man recht den Grund einsah, verwaisten vielmehr die Kolonien, und was für Baue waren das! Wenn man es heute jemandem erzählt, so muß man gewärtig sein, der Aufschneiderei geziehen zu werden. Und doch ist es Tatsache, daß diese Bauten manchmal fast Mannshöhe erreichten, und zwar nicht nur in Ausnahmefällen. Im Gegenteil, wo sich ein solches Kunstwerk fand, da stieß man in der Nähe gewöhnlich noch auf mehrere andere von zum Teil gleich erstaunlicher Größe. In den wegen ihres Sandes viel geschmähten märkischen Revieren waren derartige Ameisenhaufen nichts Außergewöhnliches, und hier hätte sich das Puppensammeln wohl gelohnt. Aber darauf verfiel, wie gesagt, niemand, und doch findet man selbst in diesen Revieren heute so große Haufen kaum mehr, wiewohl die Ameisen dort noch nicht als selten bezeichnet werden können. Aber sie sind entschieden an Zahl zurückgegangen, und mit der Zahl ihrer Kolonien ging auch die Größe der Ameisenhaufen zurück.

Ob vielleicht die Tätigkeit der Spechte daran schuld war? Denn diese Vögel wissen die Ameisenpuppen gleichfalls zu schätzen und suchen über kurz oder lang jeden Haufen heim. Wie oft sind mir nicht auf meinen Birschgängen Schwarz- und Grünspecht erst dicht vor den Füßen abgestrichen, weil sie, tief im Ameisenhaufen sitzend, mein Kommen nicht bemerkt hatten! Dann war die Überraschung beiderseits groß, denn auch ich hatte die Vögel bis zum letzten Augenblick nicht bemerkt. Stets bewunderte ich dann das mehr oder weniger tiefe Loch, das der Specht je nach der Häufigkeit seines Besuches bereits gebohrt hatte. Denn die Vögel kamen immer wieder, und schwer hielt es, Ameisenhaufen zu finden, an denen sie sich noch nicht zu schaffen gemacht hatten. Nun sind aber die Spechte mit der Zeit immer häufiger geworden, was namentlich vom Schwarzspecht gilt. Denn während Brehm, wenigstens in den früheren Auflagen seines „Tierleben", den prächtigen Vogel noch als Seltenheit bezeichnet und als ausschließlichen Bewohner der einsamsten, großen Forsten schildert, muß er heute unbedingt als häufig genannt werden. Wenigstens wird es rechts der Elbe kaum ein größeres Kiefernrevier geben, wo sich der Schwarzspecht inzwischen noch nicht heimisch gemacht hätte, und oft sieht man sich ganz unwillkürlich nach den Bäumen um, die in ihren Ausmaßen wohl stark genug wären, um ihm Raum für seine Nisthöhle zu gewähren. Aber dieser Punkt muß ihm doch weiter keine Schwierigkeiten machen, denn, wie gesagt, er ist da. Und weil man jahraus, jahrein auf ihn stößt, so muß er auch Brutvogel sein. Ob nun nicht namentlich dieser Specht die nicht fortzuleugnende Abnahme der roten Waldameise auf dem Gewissen hat? Denn überall sucht er die Ameisenhaufen heim, während ich niemals feststellen konnte, daß dort von Menschen Ameiseneier gesammelt worden wären. Damit soll aber keineswegs über den Schwarz-

specht der Stab gebrochen werden, um so weniger, als er durch seine Zimmermannstätigkeit bekanntlich vielen interessanten Höhlenbrütern Unterkunft verschafft Er verdient also, wiewohl es mit der „Nützlichkeit" der Spechte wie der vieler anderer Vögel nicht weit her ist, aus ethischen Rücksichten ausgesprochene Schonung, aber die Waldameise hat er, glaube ich, auf dem Gewissen!

Ein Weidgenosse, mit dem ich einmal über diesen Punkt sprach, war freilich anderer Ansicht. „Sie haben", meinte er, „allerdings recht mit der Behauptung, daß sich die Daseinsbedingungen, wie sie die Waldameisen beanspruchen, in keiner Weise geändert haben. Wenn sie aber trotzdem zurückgingen, so sind daran die Sauen schuld gewesen. Denn die schieben sich zu Winterzeiten in den Haufen ein, und dann müssen die Insassen, weil ihr Bau gewaltsam geöffnet wurde, den Einwirkungen des Frostes erliegen!" Auch eine Lesart, aber mir leuchteten diese Worte trotz vorurteilsfreier Prüfung nicht ein. Tatsache ist freilich, daß gerade die äußere, durch Niederschläge feucht gewordene Schicht der Ameisenhaufen bei Kälte gefriert, und so das Innere des Haufens wirksam gegen die Einwirkungen des Frostes abschließt. Ebenso ist nicht zu bestreiten, daß diese äußere Schutzhülle arge Beschädigungen erleidet, wenn sich eine Sau in den Haufen einschiebt, um, gegen Nässe und Kälte in gleicher Weise geschützt, den Tag zu verbringen. Aber wenn dann die Sau ihr Lager wieder verläßt, fällt doch das Genist zusammen, und trocken wie es ist, wird es auch weiter die Insassen des Baues gegen die Unbilden der Witterung schützen. Nicht nur gegen Frost, sondern auch gegen die Nässe, denn dieses Genist nimmt nur äußerlich Feuchtigkeit an. Das ist ein großer Vorteil, denn um so trockener bleiben die darunter liegenden Schichten, wenn nun die Hülle wieder gefriert. Schutz haben die Ameisen also immer, um so mehr, als sie vor der Kälte weiter nach unten flüchten werden. Wäre das nicht der Fall, so müßte sie die Körperwärme der sich einschiebenden Sau gründlich aus ihrer mehr oder weniger großen Erstarrung wecken. Dann aber wäre es mit der Ruhe des Eindringlings endgültig vorbei, denn selbst die dickste Schwarte könnte ihren Inhaber nicht vor den Angriffen der erbosten Insassen retten! Deshalb also glaubte ich nicht an die Beweiskraft der Ausführungen des Weidgenossen, und schließlich mußte er ja auch zugeben, daß gerade früher, als es noch ungleich mehr Sauen gab als heute, die gute Zeit für die Ameisen war. Da fanden namentlich die alten Keiler noch riesige Ameisenhaufen zur Genüge, worin sie sich einschieben konnten, und die Ameisen hätten bald abnehmen müssen, wenn sie aus diesem Anlaß zugrunde gegangen wären.

Die Abnahme der Ameisen trat vielmehr erst in neuerer Zeit ein, um dann allerdings rasch vor sich zu gehen. Weist doch heute manches Revier überhaupt keine Ameisenhaufen mehr von solcher Größe auf, daß sich eine Sau darin einschieben könnte. Vom jagdlichen Standpunkt aus ist das sehr zu bedauern, denn da diese Ameisenhaufen stets in älteren, wenn nicht bereits hiebreifen Beständen zu finden waren, hatte der sich anbirschende Jäger meist freies Schußfeld. So war unter Umständen Gelegenheit gegeben, dem Bassen — denn mit Vorliebe schoben sich Eingänger in dieser Weise ein — auf gute Schußweite nahe zu kommen, um ihm dann die Kugel anzutragen. Daß diese Keiler nun ahnungslos hinüberbefördert worden wären, ist allerdings kaum anzunehmen. Höchstwahrscheinlich bemerkten sie wohl den nahenden Feind, fühlten sich aber trotzdem nicht bewogen, ohne weiteres die Flucht zu ergreifen. Denn einmal trauten sie dem Schutze der guten Deckung und glaubten übersehen zu werden; zum andern aber war wohl überhaupt ihre Neigung äußerst gering, das so außerordentlich warme, trockene Lager zu räumen. Sie ließen es daher dem sich nähernden Menschen gegenüber darauf ankommen, genau wie der Hase, der sich in der Sasse drückt.

So wird sich wohl meistens der Vorgang abgespielt haben. Wenigstens bin ich aus eigener Erfahrung zu dieser Überzeugung gekommen, denn mehrmals wurden Keiler, die sich in Ameisenhaufen eingeschoben hatten, vor mir erst auf kurze Entfernungen flüchtig. Dann allerdings mit erheblichem Getöse und mit einem Ruck, daß der alte Ameisenhaufen

dabei nur so auseinanderspritzte. Einmal wollte ich gerade solchen Keiler auf den Kopf schießen, wenn ich auch nicht beschwören konnte, daß der verdächtige Fleck da vor mir wirklich ein Keilerkopf war. Anderseits wollte ich auch nicht gern auf etwas schießen, von dem ich nicht genau wußte, was es vorstellte, und damit verpaßte ich beinahe die günstige Gelegenheit. Denn als ich nach langem, sorgfältigem Visieren die gestochene Büchse doch wieder absetzte, weil ich mir über das Ziel nicht im klaren war, wurde ich so plötzlich aller Zweifel enthoben, daß ich vor lauter Schreck darüber mit dem Schuß fast zu spät kam. Urplötzlich fuhr nämlich der Keiler aus dem Ameisenhaufen, und der Schreck darüber, daß es doch ein solcher war, sowie die Schnelligkeit, womit der Basse nun flüchtete, waren so groß, daß ich im ersten Augenblick ganz starr war. Denn wie von einer Feder geschnellt brach das Hauptschwein los, und es knallte erst, als der Basse gut 80 Schritt fort war. Dann allerdings mit Erfolg, aber das hatte ich nur dem Zufall zu verdanken, da mir in der Richtung, die der Keiler einschlug, das Schußfeld äußerst günstig war. Etwa 200 Schritt vom Anschuß lag der Basse verendet. Gerade bei zwei mächtigen, alten Ameisenhaufen, wie sie hier mehrfach zu finden waren, hatte das Hauptschwein sein Testament gemacht. Lang ausgestreckt lag der gewaltige Basse da, während ringsherum alles mit seinem Schweiß besprengt war, denn hier war er, für mich hinter Bodenerhebungen unsichtbar, im Verenden umhergetaumelt. Still brach ich mir von einem neben ihm stehenden Wacholderbaum den Bruch. Jawohl es war ein Baum, denn hier wuchs unter den alten, fast zweihundertjährigen Kiefern der Wacholder zu Pyramiden von mehr als doppelter Mannshöhe heran.

Ein eigenartiger Boden war es, der solches Wild, solche Bäume hervorbrachte. Wuchs doch selbst das Farnkraut hier stellenweise zu einer Höhe heran, daß man darin vom Hirsch nur noch das Geweih sah! Und alles dies in der viel geschmähten sandigen Mark. Es machte den Eindruck, als ob man hier vor den mächtigen Überresten einer längst verschwundenen Welt stand. Der Geologe ist rasch mit einer Erklärung bei der Hand und sagt: „Das machen die Lehmnester, die sich gerade in der sandigen Markt eingesprengt vorfinden!" Das wird wohl stimmen, aber wer dieses Wild, diesen Wald gesehen hat, wo selbst die Ameisenhaufen geradezu wunderbare Größe erreichen, der vergißt das alles nicht wieder!

Ähnliches erlebte in jener Gegend der Weidgenosse, der da meinte, die Sauen seien an dem Rückgang der Waldameise schuld. Bei Neuschnee war er hinausgezogen, um den gelbkehligen Waldmarder auszumachen, als ihn die Spur in gerade so einen Bestand, wie eben geschildert, führte. Während so der Jäger der doppelten Perlschnur seines Wildes folgt, fällt ihm, als er gerade um einen Wacholderhorst biegt, einer der mächtigen Ameisenhaufen auf. Auf dessen Seitenwand liegt nur teilweise Schnee. Das Ganze sieht durchwühlt aus — Sauen — —? Und nun, als unser Mann vorsichtig das Glas hebt, gewinnt er den Eindruck, als ob in dem Haufen etwas steckt, was nicht hinein paßt. Lange mustert der Jäger den verdächtigen Fleck, bis es plötzlich wie Schuppen von seinen Augen fällt, — da vor ihm in dem alten Ameisenhaufen sitzt eine Sau! Millimeterweise senkt sich das Glas, langsam, unendlich langsam hebt sich die Büchsflinte, aber nun, bei unbewaffnetem Auge, fehlt dem Schützen das Abkommen. Er weiß nicht, wohin er die Kugel zu setzen hat, damit sie tödlich wirkt! Also wird nochmals mit unendlicher Vorsicht das Glas zu Rate gezogen, um einen Anhalt für das Abkommen zu ergeben. Und nun ist der Schütze im Bilde! Den Fleck läßt er nicht mehr aus den Augen, auf ihn richten sich nun Visier und Korn, und als endlich, endlich der Kolben an der Schulter ruht, geht langsam der Finger zum Abzug . . . Den Ameisenhaufen aber reißt es auseinander, und auf dem Schnee liegt, wild mit den Läufen schnellend, ein Hauptschwein im Verenden. Unmittelbar am Licht war das tödliche Geschoß eingedrungen! — Es war ein uralter Basse, den da die Kugel des Weidgenossen jäh gestreckt hatte. Von der entgegengesetzten Richtung her war das Hauptschwein herangewechselt, um sich dann einzuschieben, nach-

dem es zuvor an einem andern, gleich großen Ameisenhaufen diesen Vorsatz wieder aufgegeben hatte.

Daß der Schütze, nachdem er einmal wegen des Ameisenhaufens Verdacht schöpfte, jede Bewegung sozusagen unmerklich mit der äußersten Behutsamkeit ausführte, ist ihm wohl zu glauben. Aber sollte der Basse wirklich von alledem nichts wahrgenommen haben? Zwar äugen Sauen schlecht, aber doch nur insofern, als sie selbst auf kurze Entfernungen den Menschen an der Gestalt als solchen nicht erkennen. Wenn es sich jedoch um Bewegungen handelt, liegt die Sache anders, und deshalb läßt sich das zähe Aushalten des Keilers nur so erklären, daß er nicht flüchten *wollte*! Vielleicht hielt er sich auf Grund der von ihm bereits gemachten Erfahrungen für sicher, denn der Basse hatte schon seit einer Reihe von Jahren die Gegend heimgesucht; und daß nicht etwa eine Verwechslung mit einem andern Keiler vorlag, bewies seine Fährte. Die war nämlich insofern charakteristisch, als das Hauptschwein den rechten Hinterlauf, der ihm einmal arg zerschossen war, etwas verdreht aufsetzte Es handelte sich also um einen gewiß erfahrenen Bassen, und doch „drückte" er sich beim Erscheinen des Schützen! — Wo sind sie hin, die Zeiten, da man der Sauen wegen den Ameisenhaufen seine Aufmerksamkeit zuwandte? Wo heute überhaupt noch die fleißigen Insekten sich ihre Wohnungen bauen, da sind diese kaum so groß, daß sie Platz für eine Hasensasse gewähren. Nur die Spechte klauben daran herum, unser ritterliches Schwarzwild aber hat nichts mehr damit zu schaffen!

Doch wir wollen unser edelstes Wild, den Rothirsch nicht vergessen, denn der zeigt bisweilen auch für die Ameisenhaufen Interesse. Allerdings gleich allem andern Wild in einer für die Ameisen recht unangenehmen Art, denn wenn einmal der Bau einer solchen Kolonie die Aufmerksamkeit des Waldkönigs erregt, dann ist er auch gewesen! Mit seinem Geweih fegt der Edle das Genist auseinander, bis der Haufen dem Waldboden gleich gemacht worden ist, — der Hirsch übt das „Wimpelschlagen". Weshalb er es tut, steht wohl nicht ganz fest. Dürfte doch die Ansicht der Vorfahren, daß er seiner Gesundheit zuliebe so verfährt, um den heilsamen Duft der von den zornigen Ameisen ausgespritzten Säure einzuatmen, wohl kaum stichhaltig sein. Denn schließlich müßte doch dem Tier recht sein, was dem Hirsch billig ist, und durch einige Schläge des Laufes könnte es sich den gleichen Genuß verschaffen, wie der Hirsch mit Hilfe seines Geweihes. Davon nehmen wir aber nichts wahr, wie denn auch unsere Altvorderen von der Vorliebe der Tiere für die Ameisenhaufen nichts zu melden wissen. Daher wird sich wohl auch das Wimpelschlagen vielleicht auf diese Weise erklären lassen. daß der Hirsch bisweilen Anlaß findet, sich über die Ameisen zu ärgern und dann angriffsweise gegen sie vorgeht. Diese Deutung liegt jedenfalls näher als die, daß sich der Geweihträger durch das Wimpelschlagen eine Annehmlichkeit verschaffen will; denn wäre das der Fall, so müßten folgerichtig in Rotwildrevieren Ameisenhaufen schon längst nicht mehr vorhanden sein!

Irgendwelche jagdliche Bedeutung hat das Wimpelschlagen natürlich nicht, und wir könnten daher von den Ameisenhaufen nun Abschied nehmen, wenn sie nicht den Raubzeugfänger in besonderem Maße interessieren würden. Der weiß nämlich die aus solchen Haufen stammende, feingesiebte Spreu als vorzügliches Material für seine Eisen zu schätzen, das einmal dem Raubzeug in keiner Weise auffällt, sich außerdem ausgezeichnet zum Verblenden eignet, und schließlich wie kein anderer Stoff die Eisen vor dem Einfrieren schützt. Das alles sind Vorzüge, die stets zur Geltung kommen, wo immer man die Eisen legen mag, und wenn es an dieser Spreu nicht fehlt, soll man sie wenigstens im Walde zum Einbetten der Eisen verwenden, weil dann bei Verwendung von Erde als Deckmaterial leicht ein Einfrieren der Bügel zu befürchten ist. Man braucht deshalb die Kolonien der fleißigen Tiere gar nicht zu zerstören, denn wo es heute überhaupt noch Ameisenhaufen im Revier gibt, stößt man auch auf solche, die von ihren Bewohnern verlassen sind. Hier kann man also, ohne Schaden anzurichten, nehmen, so viel man braucht, auch noch für Vorrat sorgen, und wird diese Vorsichtsmaßregel gewiß nicht zu bereuen haben.

Oft wird man sogar den Fangplatz an Ort und Stelle herrichten können, wobei es dann allerdings wenig genug zu tun gibt, aber der Leser darf versichert sein, daß gerade solch ein Fangplatz im Walde seine Früchte trägt. Denn Ameisenhaufen sind dem Raubzeug ganz unverfänglich. Daß daran über kurz oder lang Veränderungen vorgehen, weiß es auch, und schließlich macht es sich mit Vorliebe an solchen Haufen zu schaffen. Ob sie bewohnt sind oder nicht, bleibt mit Rücksicht auf die beim Fang stets schon vorgerückte Jahreszeit ganz gleichgültig, aber merkwürdigerweise vernachlässigt man vielfach den so ergiebigen Raubzeugfang am Ameisenhaufen im Walde."

Soweit der interessante Aufsatz. Wir möchten nur beanstanden, daß empfohlen wird, Fangeisen in der Nähe oder gar dicht bei Ameisenhaufen zu legen. Das gefangene Tier würde in den meisten Fällen, ehe der Jäger auf dem Plane erscheint, unsägliche Qualen, ohne sich auch nur im geringsten wehren zu können, durch die Ameisen auszuhalten haben.



Die größte Treibjagd, die wohl je veranstaltet worden ist, jedenfalls die größte in der Geschichte Südafrikas, wurde vor kurzem im Zululand abgehalten, 500 Jäger und erfahrene Schützen nahmen daran teil, unterstützt von einem Heer von 5000 eingeborenen Treibern. Da das Zusammentreiben des Wildes in den endlosen Ebenen des afrikanischen „Veld" sehr leicht ist, so kann man sich eine Vorstellung machen von den ungeheuren Tiermassen, die den Jägern vor ihre Flinten getrieben wurden. Der Zweck dieser Treibjagd ist kein sportlicher, sondern ein hygienisch-wirtschaftlicher. Das Großwild hat sich in den letzten Jahren im Zululand, wo zudem eine Schonzeit eingeführt worden war, außerordentlich vermehrt, und die Tiere wurden eine schwere Gefahr für das Vieh, denn sie bringen die furchtbare Tsetse-Fliege mit, die die Ursache ist, für die sogenannte Naganakrankheit des Viehes. — Hierzu können wir nur bemerken, daß diese „Treibjagd" eine Massenschächterei ist, die aufs schärfste zu verurteilen ist, da bei dieser Gelegenheit so manche Seltenheit aus dem Tierreich rücksichtslos niedergeknallt wurde, ebenso wie dies s. Zt. auf Anordnung des Herrn v. Rechenberg in den ehemals deutschen Kolonien geschah.

Freihaltung von Uferwegen. Von vielen Wanderlustigen wird berechtigte Klage darüber geführt, daß der Zugang zu den Seen und Wasserläufen der Allgemeinheit häufig durch private Ansiedlung gesperrt ist. Der Minister für Volkswohlfahrt hat jetzt die Regierungspräsidenten angewiesen, nach Möglichkeit auf eine Freihaltung der Fluß- und Seeufer für den Wanderverkehr hinzuwirken und insbesondere auch die Verschandelung der Ufer durch verunstaltende Bauten und Reklameschilder zu verhindern. Wenn bisher auch das Recht der Allgemeinheit auf die Seeufer noch nicht festgesetzt ist, so bietet doch die bisherige Gesetzgebung den Gemeinden schon ausreichende Handhaben, um die Freihaltung der Seeufer durch Fluchtlinienfestsetzung zu schützen und die für Uferwege erforderlichen Flächen im Wege der Enteignung zu erwerben. Namentlich die Verunstaltungsgesetze sowie die Vorschriften des Wohnungsgesetzes bieten dafür rechtliche Grundlagen. Es ist danach sehr wohl möglich, durch Bauordnungen vorzuschreiben, daß an bestimmt zu bezeichnenden Seen im Interesse des Heimatschutzes Bauten eine bestimmte Entfernung, z. B. 30 Meter von den Ufern, haben müssen.

Vom braunen Bären. In der bekannten österr. Jagdzeitschrift „Weidmannsheil" schreibt Osw. Irlweck in einem Aufsatz „Südtiroler Weidwerk": „Wer nun außer in der Vielfältigkeit der Wildbahn noch im Bewußtsein unerwarteter Möglichkeiten einen besonderen Reiz des Weidwerks findet — und wer von uns fände das nicht — den muß es doch besonders erheben, daß diese Gaue noch seltenem Wilde Heimat bieten: dem Adler und Bären. Von ersterem erwähnte ich schon früher und muß dem noch beifügen, daß es in diesen verrufenen Revieren noch so hochedle Jagdherren gibt, die dem König der Luft neidlos in ihrem Gemsrevier Schutz und Schirm bieten. — Hut ab vor ihnen! Nicht so gut ergeht es dem Meister Petz. Im August 1912 schlug ein Bär Ziegen nahe der Rosta südwestlich Trient. Ich glaubte es nicht, doch als ich im Frühjahr 1914 am Boudone in derselben Gegend zur Hahnbalz eintraf, war die frische Fährte eines mittleren Bären schön im Schnee abzulesen und der Jäger erwartete uns schon mit dieser Meldung. Anfangs April 1915 wieder hörte ich im Revier die alarmierende Nachricht einlangen, daß drei Bären am hellen Tage über die Straße im Ledrotale gewechselt seien und im Gebiet der Cima d'Oro wurde im selben Jahre ein Bär von einem Unberufenen erlegt. Ein Tal aber kenne ich, wo alljährlich im Herbste Bärenjagden stattfinden. All dies nun paßt recht gut zu den Behauptungen gewiegter, bodenständiger Weidmänner, welche sagen, daß im westlichen Gebiete der Südgaue, welches die unzugänglicheren Gebirgsstöcke umfaßt noch mit einem Stande von wenigstens zwölf Bären zu rechnen sei. Bedenkt man nun, daß der Bär zumeist ein harmloser Pflanzenfresser ist, der nur selten sich zum Viehraub hinreißen läßt, behält man gleichzeitig im Auge, daß knapp vor dem Weltkriege die Naturschutzbewegung so stark zunahm, daß sie kaum wieder einschlafen dürfte, dann begreift man nicht, warum keinerlei Schritte unternommen werden, das Aussterben dieses prachtvollen, urwüchsigen Wildes zu verhindern. Dabei denke ich nicht allein an Südtirol; den Bär beherbergen ja noch kleine Gebiete Galiziens, die Bukowina, Siebenbürgen, Krain, Bosnien und die Herzegowina. Schonung während des Winterschlafes, sowie Schonung der Bärin, welche den jüngsten Schatz führt, würde genügen. In Siebenbürgen kenne ich große Jagdgebiete, wo ohne Gesetzeszwang wortlos an solcher Schonung festgehalten wird. Solch vornehmer Gesinnung danken wir überhaupt noch das Dasein dieses urigen, seinem ganzen Wesen nach gutmütigen Wildes. Von fast einem Dutzend Bären konnte ich den Mageninhalt sehen, doch stets fand ich nur Reste von reiner Pflanzenkost und Schnecken. Einige Herbste hindurch habe ich in Siebenbürgen oft mehrere Wochen täglich Bärenlosung gefunden, und immer bestand sie aus den Samen der Beerenfrüchte, aus Buchnüssen, Äpfeln, Mais usw. Im Frühjahr aber, wo es davon nichts gibt, da findet man das frische Almgras von Bären so scharf und reichlich abgeäst, daß man sich über seine Ernährung keinen Sorgen hinzugeben braucht. Jedenfalls ist kein genügender Grund vorhanden, in Gebieten, die menschenleer und viehharm sind, wie diese, wo der Bär Tirols noch haust, seine Ausrottung bis auf das letzte Stück zu betreiben und ihn als äußerst schädliche „Bestie" hinzustellen, indeß er eher einen Ehrentitel als solch unweidmännische Bezeichnung verdiente.

Ist die Wildente der Fischerei schädlich? Von manchen Jagdfeinden wird behauptet, daß die Wildenten in großem Maße Laich und Brut von Fischen vertilgen. Naturkundige haben dies von jeher bestritten. Kürzlich hat eine große Gutsverwaltung mitgeteilt, daß sie einmal alles auf ihrem Teiche vorkommende Wassergeflügel hat abschießen lassen und den Mageninhalt der während des Sommers geschossenen mehr als 30 Wildenten hat untersuchen lassen. Dabei wurde festgestellt, daß eine einzige Stockente einen kleinen wenige Zentimeter langen Karpfen verzehrt hatte, während in den Mägen der übrigen Wildenten nur Reste von Wasserinsekten und verschiedenen Teichpflanzen zu finden waren. Dabei waren die Teiche des Gutes anfangs Juni mit tausenden von ausgeschlüpfter Karpfbrut besetzt worden. Dagegen hat man oft die Erfahrung gemacht, daß durch die Hausenten sehr viel Fischlaich und Brut vertilgt wird.

Neue sprechende Vögel. In der Londoner Menagerie erregen seit einigen Wochen einige neue sprechende Vögel großes Aufsehen. Es handelt sich um die von den Engländern „Hill Mynah" genannten Vögel, die aus den Himalajabergen stammen. Es sind schön gefiederte Vögel, die sehr leicht zu zähmen sind und viel und leicht sprechen können. Wenn die Besucher in den Vogelpavillon eintreten, glauben sie sich von einer angenehmen Damenstimme begrüßt, die „Hallo! Hallo! Sind Sie da?" ruft. Die Vogelstimme ist eine vollkommene Nachahmung einer weichen, weichlichen Stimme. Andere, weniger gut abgerichtete Vögel sprechen mehr im Dialekt der Londoner Vorstädte, sagen statt „What's the time?" „What's the toime?" („Wieviel Uhr ist es?"). Einige dieser sprechenden Vögel können auch im Pfeifen abgerichtet werden, und besonders eine kleine Gruppe von Mynahs konkurriert mit Erfolg mit den besten Pikkoloflötenbläsern von Queens Hall.

Eine „Schießer"-Prämie. Nachstehende Anzeige, erschienen in der „Märkischen Zeitung" in Neuruppin, wurde uns von befreundeter Seite zugesandt:

> Achtung Jäger!
>
> Für den Abschuß eines Fischadlers (Pandion haliaëtus) zahle ich eine Prämie von
>
> 100 Mark.
>
> Einsendung der Fänge genügt.
>
> Demuth, Oberamtmann, Domäne Linum (Osthavelland).

Der freundliche Einsender schreibt hierzu: „Was Sie schützen, wird hier mit kalter Hand hingemordet, ich sage immer, daß der Schießer viel, viel schlimmer ist, als der mäßig sammelnde Oologe. Diesen schönen Adlern werden von grausamer Hand die Fänge abgeschnitten, und der Vogel verkommt auf dem Dunghaufen. Sie können versichert sein, daß so mancher Adler in dortiger Gegend geschossen worden ist, denn bei Linum (Osthavelland) tritt der Fischadler häufig als Zugvogel auf; soviel mir bekannt, ist er auch dort Brutvogel. — 100 Mark für einen Schuß hat immer Reiz, namentlich für Privatforstleute und für junge Jäger". W. R.

Versailles und Naturschutz. Wie der „Deutsche Jäger" mitteilt, hat die Interalliierte Rheinlandkommission bestimmt, daß die Staatsjagden im besetzten Gebiet zur vollständigen und ausschließlichen Benutzung der militärischen Jagdgesellschaften stehen, die dort jagen wollen. So haben jetzt französische Offiziersgesellschaften bei Mainz rund 11000 Hektar Jagdgelände beschlagnahmt. Weder der Friedensvertrag noch sonst ein „Vertrag" gibt den Entente-Raubrittern auch nur den Schimmer eines Rechtes, deutsche Jaden zugrunde zu richten. Denn darauf und auf nichts anderes laufen die Beschlagnahmen dieser französischen „Weidmänner" hinaus. Sie sind nichts anderes als ein weiteres Glied in der Auspowerung und Zugrunderichtung Deutschlands, einerlei, ob es sich um materielle oder ideale Werte handelt. Frankreich zumal kennt eine Naturschutzbewegung, wie wir sie haben, überhaupt nicht. Das liegt in seinem Zustand sittlicher Verwahrlosung begründet. Abgesehen von ganz vereinzelten Ausnahmefällen fehlt dort jegliches Verständnis für derartige Dinge. Der Tierwelt des Rheinlandes aber drohen durch diesen gallischen Zerstörungstrieb die schwersten Gefahren. Denn daß diese Jagdgesellschaften, deren parasitisches Faulenzerleben auf Reichskosten ihnen ohnehin genug freie Zeit zur Betätigung ihrer Neigungen läßt, sich diese neue Gelegenheit zur Schädigung des Landes sich nach Kräften zunutze machen werden, liegt auf der Hand. Die Naturschutzvereine sind machtlos. Und weil ein grober Rechtsbruch vorliegt, hat man an eine nachdrückliche Unternehmung der Regierung gedacht. Die Regierung — du lieber Gott... -d-

Bücherschau

Zehnter und elfter Jahresbericht (1917—1919) der staatlich anerkannten **Versuchs- und Unterstation für Vogelschutz** von Hans Freiherrn v. Berlepsch auf Seebach. Erstattet von Friedrich Schwabe. Langensalza.

Jahresberichte, die aus der klassischen Stelle des Vogelschutzes kommen, sind immer wichtig und lesenswert, und das gilt auch von diesen beiden. Zunächst ist es eine große Freude, zu hören, daß der verehrte Führer des Vogelschutzes, Freiherr v. Berlepsch glücklich aus dem Kriege heimgekehrt ist. Er war zuletzt auf Oesel und ist zweimal nur mit Mühe tödlichem Unfall entronnen. Die Lehrkurse in Seebach waren entsprechend den Verhältnissen geringer besucht, einen größeren Kurs konnte dagegen der Leiter in Hildesheim abhalten. — Von Beobachtungen der Station ist wichtig, daß Zeisige und Stieglitze als Vertilger von den Puppentönnchen der Lärchenmotte festgestellt wurden, während Hausrötel, Kohl-, Blau- und Sumpfmeise und der Buchfink ihre Nestlinge mit Blutläusen geatzt haben, ohne sich um den Wollbehang dieser Tiere zu kümmern. Die Beteiligung der sonst als Körnerfresser bezeichneten Finkenvögel an der Bekämpfung von Insektenschäden ist bemerkenswert. — Es folgen recht umfassende Daten aus dem Wanderzuge der Vögel, soweit diese in Seebach beobachtet wurden. Mehrfach kommen Kranichzüge vor. Mäusevergiftungen hatten den Tod zahlreicher Eulen, Bussarde, Turmfalken zur Folge. Es ist Zeit, daß der Naturschutz sich auch mit dieser Maßregel befaßt, die so oft übertrieben wird. — Erfolge sind mit Niststeinen erzielt worden, die, Hohlräume bergend, in die Häusermauern eigesetzt werden. Sie wurden von Meisen, besonders Blaumeisen angenommen. Freilich bemächtigt sich ihrer am meisten der Spatz, und so meint der Herausgeber, daß das Schaffen von Nistgelegenheiten ohne Spatzenbekämpfung dazu führen könne, daß die Singvögel durch Überhandnehmen der Spatzen verdrängt würden. — Erfreulich ist, daß sich in der Kriegszeit die Nachtigall vermehrt hat. (Übrigens auch der Wiedehopf, wie Referent hier feststellen konnte). Der Bericht weist ferner auf den Kiebitz hin, der mit besonderem Geschick Erdraupen und Engerlinge finde. In Seebach sollen vor einem halben Jahrhundert zahlreiche Kiebitze gewesen sein. An der Seebacher Burg haben sich die Dohlen derart vermehrt, daß sie als geschickte Nesträuber wieder vermindert werden mußten. — Bedauerlich ist die zunehmende Zerstörung von Vogelnestern durch die Jugend. Auch die Betriebsarbeiter an den Überlandleitungen haben dem Buschwuchs vielfach ohne Grund geschadet. Mit Recht weist der Bericht immer wieder auf die Bedeutung der Nistgehölze und aller ungenutzter Landreste hin. Baum- und buschlose Landstrecken halten die Gewitter ab zum Nachteil der Feldfrucht, und der Satz „Was das heutige Kulturland uns leistet, das ist wesentlich von dem Bestehen der sogenannten Ödlandreste und der mit Holzwuchs bestandenen Flächen abhängig, indem von diesem Wind und Wetter und die Verteilung der Tierwelt beeinflußt und geregelt wird," ist ganz gewiß voll zu unterschreiben. Möge die Seebacher Station weiter in ihrer segensreiche Weise wirken! K. Guenther.

Deutsche Feste und Volksbräuche. Von Prof. Dr. Euge Fehrle. 2. Aufl. m. 29 Abbildunge „Aus Natur u. Geisteswelt". Samm lung wissenschaftl. gemeinverständ Darstellungen. Bd. 518 (106 S.). 8 Kart. M. 2 80, geb. M. 3.50. Hier 100% Teuerungszuschl. d. Verlage Abänd. vorbehalten. Verlag v. B. G Teubner in Leipzig u. Berlin. 192

Das vorliegende Bändchen, v einem vortrefflichen Kenner des deu schen Volkslebens verfaßt, ist so rec geeignet, die Liebe zu unserem Volk tum zu wecken und zu stärken. D es ihm gelungen ist, sich rasch zah reiche Freunde zu erwerben, bewei das schnelle Notwendigwerden ein zweiten Auflage. Das Büchlein zeig daß unsere Feste keineswegs wil kürlich erfundene, sinnlose Merkwü digkeiten des Volkes sind, wie dem oberflächlichen Betrachter e scheint, sondern einen tieferen Sin haben und daß auch Bräuchen, d uns heute absonderlich vorkomme mögen, ein ernster Kern zugrun liegt. In ihnen ist altererbtes Ku turgut von echt deutschem Geist no heute lebendig. — Im ersten Te seiner Darlegungen schildert und e klärt der Verfasser die deutschen Fes im Kreislauf des Jahres, währen ein zweiter die Bräuche erläutert, d uns alle von der Wiege bis zur Bah umgeben. — Reizvolle Bilder ergä zen und veranschaulichen die Da stellung durch das Wort.

Heimatpflege (Denkmalpfle und Heimatschutz). Ihre Aufgabe Organisation und Gesetzgebung, v Dr. Hermann Bartmann. „Aus N tur und Geisteswelt". Sammlu



SATRAP

Photo-Papiere - Chemikalien - Entwickler
für Natur, Wissenschaft und Kunst.

Überall erhältlich.

Chemische Fabrik auf Actien (vorm. E. Schering)
Berlin-Charlottenburg 40.

Briefmarken

Unsere fortlauf. erscheinend Listen, die wir unseren Käufe gratis se den, halten sie ste auf dem laufenden!

Verkaufsangebote stets erwünsc

Alwin Hamann g. b.

Briefmarken-Großhandlur

Berlin-Charlottenburg

Kuno Fischer-Straße 13a/b.

issenschaftlich gemeinverständlicher
arstellung. Bd. 756 (128 S.). 8°.
art. M. 2.80, geb. M. 3.50. Hierzu
euerungszuschl. des Verlages (Juli
20 100%, Abänderung vorbehalt.)
d. Buchhandl. Verlag von B. G.
ubner in Leipzig u. Berlin. 1920.

Allerorten auf deutscher Scholle
gt sich heute wieder das Heimat-
fühl, und Heimatpflege ist eine
rderung des Tages geworden.
nem jeden, der an ihr Anteil nimmt,
re Ziele vor Augen zu stellen, ihre
tenden Gedanken nahe zu bringen,
re Mittel, Einrichtung und Gesetz-
bung in knappen Worten zu erklä-
n, ist der Zweck dieser Schrift. Die
liederung des weitschichtigen Stof-
fes ist in der Weise erfolgt, daß in
je einem Abschnitt Denkmalspflege,
Landschaftspflege und Pflege des
Volkstums behandelt wird. Durch
diese Einteilung sucht der Verfasser
die bisherige Flüssigkeit der Grenzen
zwischen Heimatspflege und Heimat-
schutz zu überwinden. Bei der Denk-
malpflege werden Kultur- und
Naturdenkmäler in den Kreis der
Betrachtung gezogen, ihr Gebiet um-
schrieben, ihre Erforschung, Verzeich-
nung, Erhaltung besprochen u. einige
Anweisungen für die Technik ihrer
Hauptzweige gegeben. Die Land-
schaftspflege geht aus von einer
Wertung der Elemente der Landschaft,
behandelt ihre Verbindung in Feld u.
Wald, Park, Garten u. Friedhof, und
geht den Beziehungen nach, die zwi-
schen Landschaft u. Bauwerk bestehen,
überall auf die Förderung ihres Zu-
sammenklangs bedacht. In dem Ab-
schnitt Pflege des Volkstums
wird die Erhaltung u. Veredelung von
Heimatdichtung u. Musik, Bauern- u.
Friedhofskunst, Volksbräuchen, -fe-
sten u. -trachten behandelt. Um auch
dem Laien den Weg zur Mitarbeit an
der Heimatpflege zu weisen, werden
die Hilfsmittel der Heimatpflege,
Denkmalverzeichnisse u. -archive, Hei-
matmuseen u. Bauberatung charakte-
risiert u. die wichtigst. Erscheinungen
an Literatur namhaft gemacht. Das
Bändchen dürfte viel Leser gewinnen.

Lehrer Obst's

Nerventee

m Kurgebrauch bei Nervenkrankheiten, pfschmerzen, Schlaflosigkeit, von sterprobter Wirkung, zugleich Arterien-Verkalkung vorbeugend.
Probe (für 1 Woche) Mk. 4.—
Monats-Menge Mk. 15.—
Außerdem bestens erprobt:
rer Obst's Asthma-, Blasen-, Blutreini-gs-, Bleichsuchts-, Darm- Fieber-, Frauen-, z-, Hals-, Hämorrho.-, Lungen-, Leber-, gen-, Nieren-, Rheumatismus-, Wasser-suchts-Tee u. a. m.
Genaue Angabe erforderlich.

OBST, Hermannsdorf-N.
bei Breslau.

Freuden der Jugend
kehren wieder

bei Gebrauch der echten „Wo-anol"-Pillen Das Präparat beruht auf wissenschaftl. Grund-age. Gegen Nervenschwäche. hre **Arbeitskraft** wird ver-üngt, daher kann der Erfolg in hrem Berufsleben nicht aus-bleiben. Orig.-Packg. M. 25.— rko. verschl. geg. Nachnahme.

Lucerna-Tabletten

bewährtes Mittel gegen Rheuma, Gicht usw. M. 8.— fr<o. gegen Nachnahme. Richtig ange-wandt — immer Erfolg.

Dr. Ad. Meyer, Hamburg 20
Tarpenbeckstr. E. 27.

Naturwissensch. Präparatorium

Wolfgang Blascheck, Stuttgart,
Ludwigstr. 26 D

übernimmt das **sachgemäße Präparieren von Sammelobjekten** jeder Art. **Aufsetzen von Geweihen** und **Gehörnen. Ausstopfen von Vögeln u. Säugetieren** etc. etc. **Präparation ganzer Sammelausbeuten. Großes Lager in Lehrmitteln jeder Art.** oo Verlangen Sie bitte Spezialofferte.

Wir bitten Sie, bei Einkäufen von Waren, bei Bestellungen von Preislisten od. Proben immer hervorzuheben, daß Sie Leser der »Blätter für Naturschutz und Heimatpflege« sind.

Für Kur und Erholung

GOSSMANN'S SANATORIUM **WILHELMSHÖHE-CASSEL**
Beste Heilerfolge. Auch für Erholungsbedürftige. Arzt und Ärztin. Gesunde, reichliche Verpflegung (eigene Landwirtschaft).

Kurhaus Bad NASSAU a. d. Lahn

Leitende Ärzte: **Dr. Fleischmann** und **Dr. Poensgen.**
Fachärztliche Behandlung aller Erkrankungen des Nervensystems sowie der inneren Organe. ● Kuren für Erschöpfte und Erholungsbedürftige. Neuzeitlich eingerichtet. ● **Prospekt und Auskunft durch die Verwaltung.**

Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur: Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7 II. Druck von Carl Ringer & Sohn, Berlin S. 59, Hasenheide 54. Kommissionsverlag Otto Hillmann, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Blätter für Naturschutz
und Heimatpflege.

Herausgegeben, verlegt und redigiert von Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7
Kommissionsverlag Otto Hillmann, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Die Blätter für Naturschutz und Heimatpflege erscheinen jetzt alle 2 Monate.
Bezugspreis jährlich 20 Mk. — Einzel-Nummer 4.— Mk.

Bestellungen, Manuskriptsendungen und Anfragen nur an Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7.

Nachdruck der Artikel ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.
— Die Verfasser der einzelnen Artikel und Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten. —

Alleinige Anzeigen-Annahme:
Berthold Giesel, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38, Fernsprecher Amt Lützow, 8588.

7. Jahrgang. Berlin, am 1. März 1921. Nummer 3 u. 4

Feinde des Naturschutzes.

Es ist immer eine heikle Sache, politische Verhältnisse in ideale Bestrebungen irgendwie hineinspielen zu lassen. Und dennoch, die Wahrheit darf nicht verschwiegen werden: wenn wir das Fazit des Naturschutzes, soweit Staat und Kommunen in Frage kommen, während der letzten zwei Jahre ziehen, so müssen wir uns wundern, daß der Naturschutz von obrigkeitswegen überhaupt noch nicht zugrunde gerichtet worden ist.

In den letzten Jahren vor dem Kriege fingen die staatlichen und städtischen Behörden an, sich für den Naturschutz zu erwärmen. Zwar zeigte sich diese Anteilnahme keineswegs und ohne weiteres in überreichlichen Spenden; aber die Naturschutzbestrebungen fanden im Staat doch eine weit bessere Stütze, als wenn sie lediglich auf privater Wirksamkeit aufgebaut worden wären. Immerhin zeigte sich auch damals noch unter manchen Staatsorganen viel Gleichgültigkeit, wenn nicht sogar eine feindliche, auf mangelndem Verständnis beruhende Strömung.

Die grauen Tage des Naturschutzes aber begannen erst nach dem Umsturz. Die Zeitungen wimmelten damals von haarsträubenden Nachrichten über Waldverwüstung, wüste Aasjägerei und ähnlichen Dingen, die gesetzlose Elemente unter dem Mäntelchen der „Freiheit" betrieben. Mancher Forstbeamte, der, seiner Pflicht bewußt, dem Treiben Einhalt gebieten wollte, hat unter den Messern und Kugeln dieses Gesindels sein Leben gelassen. Ganze Wälder wurden abgetrieben, große Wildbestände völlig ausgetilgt.

Auf der einen Seite hat man die Behörden heftig angegriffen, weil sie dem Treiben tatenlos zusahen; auf der anderen hielt man ihnen die Unmöglichkeit, hindernd einzugreifen, zugute. Dieser letztere Einwand aber kann nur ausnahmsweise gelten. Gewiß verstanden es stellenweise katilinarische Existenzen, die Macht in die Hand zu bekommen; vielfach aber nur deshalb, weil die ordnungsliebenden Elemente zu feig waren, sich selbst in ihre Rechte wieder einzusetzen. Unter der Flagge des Brennstoffmangels wurden ganze Wälder, selbst unter den Augen des Aufsichtspersonals, abgetrieben, alles Lebende vernichtet. Das „Volk" „versorgte" sich selbst. Um wenigstens den Schein ihrer Macht zu wahren, gingen verschiedene Gemeindeverwaltungen dazu über, dieses Treiben zu „genehmigen"; das heißt,

sie suchten allerlei Scheingründe hervor, die dem Waldfrevel und dem Walddiebstahl einen Schein Rechtens verleihen sollten. Spotteten ihrer selbst und wußten nicht wie. Die Folgen waren grauenhaft. Herrschte während des Krieges die Pest der Kriegsgesellschaften und des Spekulantentums, die den schönsten deutschen Baumbestand vernichteten, so übernahm jetzt die Obrigkeit höchstselbst dieses Amt, setzte sich also in Widerspruch mit dem bestehenden Recht. Selbst die in solchen Fragen im großen und ganzen recht laue Presse legte gegen dieses Treiben schärfste Verwahrung ein. Umsonst. Die Ideale waren abgetan, es herrschte der krasseste Materialismus. Über das Ganze schrieb man stolz das Wort „Freiheit".

Wenn man dem Naturfrevel der unterschiedlichen Obrigkeiten einen Milderungsgrund zubilligen will, so kann es nur der sein, daß man berücksichtigt: an die Stelle alter erfahrener Verwaltungsleute traten häufig Vertreter des übelsten Pöbelgeistes, Leute, die nur von der Raffgier in ein Amt getrieben wurden, von dem sie nicht die blasseste Ahnung hatten. Die soziale Stellung spielte dabei gar keine Rolle. Derartige verkappte Materialisten fanden sich aus allen Kreisen ein. Manche von ihnen bemühten sich, „Ordnung" in die Zügellosigkeit zu bringen. Was für den Naturschutz soviel bedeutet wie etwa: sie brachten den Raubbau in eine Art System, das mindestens ebenso rasch zum Ziele führte wie das nichtsanktionierte Plünderungsgeschäft.

Eine beliebte Art, die Natur zu verhunzen und auszupowern war die der Arbeitslosenbeschäftigung. Was auf diesem Gebiet wider die Bestrebungen des Naturschutzes wie gegen den gesunden Menschenverstand überhaupt gesündigt wurde, läßt sich zur Stunde auch noch nicht einmal schätzungsweise angeben. Nur einige Beispiele als Belege. Eine Stadtgemeinde besaß ein Birkenwäldchen von landschaftlich geradezu hervorragender Schönheit. Der seitherige Bürgermeister beabsichtigte, es in ein Vogelschutzgehölz umzuwandeln, nachdem sich herausgestellt hatte, daß es von Brütern alljährlich geradezu wimmelte und ein hervorragender Sachverständiger den ganzen Hain als das idealste Vogelschutzgehölz bezeichnet hatte. Indeß, der Bürgermeister schied aus dem Amt und eine der ersten „Amtshandlungen" seines Nachfolgers war die, das ganze Gehölz bis auf wenige dürftige Stämme niederschlagen zu lassen. Gründe — oder besser Scheingründe: Holzmangel (ringsum sind riesige Wälder!) und Anlage des total versumpften Geländes zu Gemüseländereien. Es ist auch danach.

Weitere vorzügliche Vogelniststätten waren die tiefeingeschnittenen, an den Hängen dicht mit Gehölzen bewachsenen Hohlwege. Alsbald beschäftigte die obrigkeitliche Weisheit auch hier die bedauernswerten Arbeitslosen. Die Hänge wurden kahl wie mit dem Rasiermesser geschoren. Kein Vogel kann mehr nisten. Außerdem findet das bröckelige Erdreich, das durch die Wurzeln des Gestrüpps zusammengehalten wurde (siehe Dünenbefestigung!) keinen Halt mehr und rutscht nach. Man wird also fortan noch recht oft Beschäftigung für die Arbeitslosen haben. Das Schlimmste aber ist, daß den Vögeln — es handelt sich gerade um Insektenfresser, die für das ringsum liegende Obst- und Ackergelände ganz besonders wichtig waren — auf Jahre hinaus jede Nistgelegenheit genommen ist. In „amtlichen Kreisen" betrachtet man natürlich diese „Säuberung" der Hohlwege als eine wahrhafte Kulturtat, ohne den Schildbürgerstreich zu sehen, den man sich damit geleistet hat.

Wenn man in diesen Fällen den Beteiligten auch absolutes Fehlen von Sachkenntnis und Verständnis zugute halten darf, so ist die Sache doch damit nicht entschuldigt. Gerade in der jetzigen Zeit des widerlichsten Materialismus hätte eine Behörde doppelten Anlaß, alles zu tun, was die Zerstörung der idealen Güter wirklicher Volksgenossen verhindert. Denn auf Jahre hinaus ist der durch dieses Treiben verursachte Schaden überaus schwer, wenn nicht gar unwiderbringlich. Die infame Schlagwortwirtschaft von der „äußersten Ausnützung" hat hier die tollsten Experimente veranlaßt. Weder seltene Pflanzenbestände noch landschaftliche Schönheit hat man geachtet, wenn es angemessen erschien, irgendein paar armselige Geländestreifen der „Allgemeinheit nutzbar zu machen", d. h. sie

zum Nutzen der ehrbaren Schieberzunft anzubauen dann noch womöglich vor der Ernte verkommen zu lassen. Das war während der Krieges so und jetzt, nach dem Kriege, ist es noch zehnmal schlimmer.

Vom Staat und von einem großen Teil der Gemeinden sind heute — wir sind dies ja in puncto aller kulturellen Bestrebungen nachgerade gewöhnt — nur große Phrasen und keinerlei Verständnis zu erwarten. Für diese hat die gegenwärtige Wirtschaft weder Zeit noch Geld. Mehr noch, sie zeigt sich direkt naturschutzfeindlich dadurch, daß sie unter dem Scheingrund der Sozialisierung, vulgo besserer Ausnutzung für die „Allgemeinheit", den Großgrundbesitz vernichten und damit die letzten Reservate des deutschen Tier- und Pflanzenlebens vernichten will. Denn gerade die großen Güter, insbesondere der große private Waldbesitz sind nachgewießenermaßen die letzten Fliehburgen der deutschen Natur. Finden sich doch gerade unter den großen Grundherren die wärmsten Naturfreunde, deren praktische Arbeit uns so manche Pflanze, so manches Tier des deutschen Landes vor dem Untergang bewahrt hat. Mehr als je ist der Naturschutz auf das private Verständnis gestellt. Darin soll keinerlei politische Stellungnahme irgendwelcher Art liegen; man braucht einfach die nackten Tatsachen reden zu lassen.

Wir können nicht zu einem vernünftigen Wiederaufbau kommen, wenn wir nicht den geistig gesunden und national empfindenden Teilen unseres Volkes — und das ist die erdrückende Mehrheit — das Verständnis für die Notwendigkeit der Schaffung idealer Werte beibringen. Dazu gehört, sollte ich denken, auch die Weckung des Verständnisses für die Notwendigkeit des Naturschutzes in weitestem Maße. Das bedeutet aber scharfen Kampf gegen den fremdblütigen Materialismus aller Schattierungen, der unser Volk zurzeit noch von Kopf bis zu Fuß durchseucht. Schon aus diesem Grunde könnte man, von jeder politischen Parteinahme abgesehen, eine Kommunisierung jedweder Art verwerfen. Wie sie in praxi aussieht, das haben wir seither dank der Duldung schlapper Behörden genugsam erlebt. So, wie die keineswegs ideal angehauchten Utopisten sich die Sache denken, bedeutet sie nichts mehr und nichts weniger als einen unwirtschaftlichen Raubbau schlimmster Art an materiellen und idealen Gütern. Über diese das abgeschmackte Schlagwort von den Interessen der Allgemeinheit zu stellen, ist unzulässig. Die „Allgemeinheit" wird hier von sehr bestimmten Einzelpersonen vertreten, denen es lediglich auf eine Auspowerung dieser Allgemeinheit zu eigenen Gunsten ankommt.

Der Naturschutz ist in höchster Gefahr. Schon ist unendlich viel verloren gegangen. Wir sind in zwölfter Stunde. Dazu in einer üblen Zeit. Sofortige Hilfe ist das erste Gebot. Von denen, die von Amtswegen zur Hilfe berufen sind, ist nichts zu erwarten. Ihr Wahlspruch ist das Non possumus. Das kann aber nicht hindern, daß nichtsdestoweniger Abwehrmaßregeln ergriffen werden. Und diese können nur Erfolg haben, wenn sie in größter Ausdehnung in die weitesten Kreise hineingetragen werden, wenn das Volk im besten Sinne sich von der Notwendigkeit des Naturschutzes überzeugt und bereit ist, werktätige Mithilfe zu leisten. Aufklärung und praktische Arbeit, Weckung des Verständnisses und erzielte Erfolge können uns zu dem erstrebten Ziele führen. Trotz der Unfähigkeit und Verständnislosigkeit der zum Schutze der deutschen Natur Berufenen. H—y.

Die Nistkästen in den Zofinger Waldungen (Schweiz).

Von Dr. H. Fischer-Sigwart.

Schon seit langer Zeit ist man allgemein zur Ansicht gekommen, daß die freilebenden Vögel im Naturhaushalte eine ganz bestimmt wichtige Rolle spielen, und daß deshalb dafür gesorgt werden müsse, daß die einheimische Vogelwelt unserem Lande erhalten bleibe. Leider ist diese Ansicht in gewissen Kreisen unserer Bevölkerung noch nicht durchgedrungen. — Wenn man in Betracht zieht, daß bei der heutzutage intensiv betriebenen

Land- und Forstwirtschaft, den freilebenden Vögeln die meisten Nistgelegenheiten entzogen werden, so drängt sich der Gedanke auf, daß in kultivierter Gegend den Vögeln dadurch geholfen werden müsse, daß ihnen künstliche Nistgelegenheiten geboten werden. In der Landwirtschaft verschwinden die Hecken mehr und mehr, welche von offenbrütenden Vögeln in großer Anzahl bewohnt wurden, und andere dichte Gebüsche, die gleiche Gelegenheiten darstellten, sieht man weder im offenen Lande noch im Walde, wo sogar der junge dichte Aufwuchs gelichtet wird, und hohle Bäume werden nirgends geduldet, auch im Walde nicht, so daß auch den Höhlenbrütern die Nistgelegenheiten fast gänzlich entzogen werden. Man hat nun neuerdings Anstrengung gemacht, durch Anlage von dichten Schutzgehölzen den freinistenden Vögeln ihr Dasein zu ermöglichen, als auch durch Anbringen von Nistkästen die Höhlenbrüter zu veranlassen, ihr Leben in unserem Lande zuzubringen. Nicht nur in Gärten, Baumgärten und Parkanlagen hat man überall Nistkästen und Meisenkästen angebracht, sondern auch in den Wäldern haben Kenner der Vögel und ihrer Bedeutung im Naturhaushalte es für notwendig gefunden, den waldbewohnenden Vögeln die hohlen Bäume zu ersetzen durch Nistkästen, um ihnen ihre Existenz zu ermöglichen. Wenn auch noch nicht alle Waldbesitzer den Vögeln diesen Ersatz für hohle Bäume gewähren, so sind es doch die umsichtigen Gemeinden, welche ihr Forstpersonal veranlassen dieses zu tun, und zu diesen gehört die Gemeinde Zofingen, welche sehr große und ausgedehnte, gutgepflegte Waldungen besitzt.

In den großen Wäldern werden durch die Forstverwaltung fast alle Jahre eine größere Anzahl Nistkästen angebracht, und die Oberbannwarte, denen die Hut der Wälder anvertraut ist, werden gehalten, diese Nistkästen zu überwachen und über deren Bewohner alljährlich einen Rapport zu erstatten zu Händen der Forstkommission und der Behörde. Diese Rapporte geben jeweils eine schöne Übersicht über die Bewohner der betreffenden Waldungen aus der Vogelwelt und sie sind oft noch mit interessanten Notizen ausgeschmückt, wenn der betreffende Bannwart Sinn und Auge hat für das Leben der freilebenden Vögel in der Natur.

Nach den letzten Rapporten, welche dem Schreiber dieser Zeilen vor kurzem (im August 1920) zur Verfügung gestellt worden sind, befanden sich im Frühling dieses Jahres 349 Nistkästen in den Zofinger Waldungen, von denen 263 Stück bewohnt waren, 86 unbewohnt, nämlich im Boowald; 18 bewohnte und 7 unbewohnte Nistkästen im Ramoos und Probstholz, 42 bewohnte und 0 unbewohnte Nistkästen im Unterwald, 62 bewohnte und 10 unbewohnte Nistkästen im Baanwald, 91 bewohnte und 42 unbewohnte Nistkästen im Bühnenberg, 56 bewohnte und 17 unbewohnte Nistkästen, also im Ganzen 263 bewohnte und 86 unbewohnte.

Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß nicht alle Nistkästen, die im Walde angebracht werden, von Vögeln bezogen und bewohnt werden. Wahrscheinlich ist jeweils die ungünstige Stelle, wo der Kasten aufgehängt wird, die Ursache, daß er nicht bezogen wird. Auch gehen alljährlich eine Anzahl solcher Nistkästen ein, teils durch Fäulnis und Alter, teils infolge falscher Konstruktion, teils auch durch Spechte, die, wenn sie daran hämmern, resp. mit dem Schnabel pochen, wegen des hohlen Tones vermuten, daß sich im Innern Insekten aufhalten und Würmer (Larven), welche das Holz bewohnen und dies veranlaßt die Spechte, diese interessanten Waldbewohner, mit großer Kraft die Nistkästen zu bearbeiten, um zu dieser, ihrer beliebtesten Nahrung zu gelangen.

Auch durch rohe Menschen werden oft Nistkästen zerstört, wie aus den Rapporten hervorgeht. — Es werden nun nicht nur die alljährlich eingegangenen Nistkästen jeden Frühling ersetzt, sondern es werden regelmäßig auch eine Anzahl neuer angebracht; solche werden durch die Arbeiter der Forstverwaltung in ihren Mußestunden das Jahr hindurch hergestellt. Es hat sich laut den Rapporten der Bannwarte herausgestellt, daß solche aus starken sogenannten „Schwarten" erstellte Nistkästen haltbarer sind als viele von den im Handel zum Kaufe angebotenen „künstlichen Nisthöhlen".

Die Waldkauze, welche früher in den großen Waldungen östlich des Wiggertales regelmäßige, nicht seltene Bewohner waren und durch ihr „Jauchzen" im Monat März und April, wo ihre Paarungszeit war, sich bemerkbar machten, waren während mehrerer Jahre dort ziemlich verschwunden, weil keine hohlen Bäume mehr vorhanden waren. Nachdem ihnen an gutgewählten Stellen große Kauzenkästen an alten Waldbäumen befestigt worden waren, sind jedes Jahr einige dieser Nistkästen von Waldkauzen bezogen worden, und es sind die Bruten auch geraten. Es zeigen sich in diesen Waldungen wieder mehr Waldkauze.

Die „Ohreulen", die von Laien oft für Uhu gehalten werden, halten sich an ähnlichen Stellen im Waldinnern auf, wie die Waldkauze, doch nehmen dieselben keine Nistkästen an. Sie brüten auf alten Tannen, wo sie in alten verlassenen Krähen- oder Raubvogelnestern ihr Nest herrichten.

Die Hohltauben, auch Lachtauben genannt, bewohnten bis vor wenig Jahren in den gleichen Waldungen hohle Buchen, und als diese zu fehlen anfingen, nisteten sie, durch die Umstände gezwungen, an den merkwürdigsten Orten, die sich oft sehr schlecht als Aufenthaltsort für einen Höhlenbrüter eigneten, z. B. in Vertiefungen, welche etwa durch Verwachsung zweier krummer Äste sich bildeten, oder welche durch das Abbrechen eines dicken Astes, eines sogenannten „Dolders" im Baumstamme entstanden waren. Als immer weniger solche Nistgelegenheiten vorhanden waren, kämpften im Frühling nach der Rückkunft aus den südlichen Ländern oft mehrere Paare miteinander um den Besitz einer solchen „Wohnung". — Da hatte in einem Obstgarten der bei Bottenwil zwischen zwei Waldungen lag, der Besitzer mehrere Starkästen angebracht, darunter einen, dessen Flugloch etwas größer war, weil die Handhabe eines Milchkübels, einer sogenannten „Melchteren" zur Anfertigung des Kastens verwendet worden war. Bei diesem Nistkasten, der sich auf einem Apfelbaum in der Nähe des Waldes befand, fanden sich eines Tages im Frühling zwei Paar Hohltauben ein, die um den Besitz des Kastens stritten. Das siegende Paar brütete dann in diesem Nistkasten und brachte die Jungen auf, wurde auch ganz zutraulich zu den Bewohnern des nahen Bauernhauses. Dieses war ein Ereignis, welches lehrte, daß die sonst nur das Waldinnere bewohnenden Hohltauben in Ermangelung anderer Nistgelegenheiten auch in Nistkästen Wohnung beziehen und hatte zur Folge, daß in der Waldgegend, wo früher von Hohltauben bewohnte alte Buchen standen, zweckmäßige Nistkästen mit großen Fluglöchern aufgehängt wurden, welche auch bald von dieser Taubenart bewohnt wurden, und im Verlauf weniger Jahre hat sich in jener Waldgegend wieder eine kleine Kolonie dieser hübschen Taube gebildet, welche alljährlich noch zunimmt. Die Hohltaube ist etwas kleiner als die gewöhnliche Wildtaube oder Ringeltaube. Diese nistet in offenen selbstgebauten Nestern im Buchenwalde und ist jedem Waldfreunde bekannt durch ihr eigenartiges Girren oder „Ruckseln", das von demjenigen der Hohltaube verschieden ist.

Nun trat aber in letzter Zeit etwas ein, das der neu erstandenen Hohltaubenkolonie zum Verhängnis werden könnte.

Die Jäger hatten von der Kantonsregierung die Erlaubnis erwirkt, daß die „Wildtauben" schon vom 1. August an erlegt werden durften, statt erst von der gesetzlichen Eröffnung der Flugjagd an, angeblich, weil es der Landwirtschaft sehr schädliche Tiere seien. Diese Abschußbewilligung ist um so unverständlicher, als man seit Menschengedenken nichts von Schaden gehört hat, den diese Tauben angerichtet hätten. Nun werden aber bei den Jägern unter dem Titel „Wildtauben" nicht nur die größern Ringeltauben verstanden, sondern selbstverständlich werden die niedlichen Hohltauben mit einbegriffen, welche den Wald nie verlassen, also sich im Herbste auch nie auf Stoppelfeldern einfinden, was die Ringeltauben etwa tun, was ihnen bei „Interessenten" den Ruf der Schädlichkeit eingebracht hat. Es wurde nun gemeldet, daß sich berufene (und vielleicht auch unberufene) Jäger bereits schon in ihrer Weise der Hohltaubenkolonie bei den aufgehängten Nistkästen

im Innern des Waldes angenommen haben. — Wenn von jägerischer Seite nicht mehr Rücksicht genommen wird, so könnte diese mit vieler Mühe neu erstandene Kolonie bald wieder ausgerottet werden zum Verdrusse jedes Naturfreundes mit Inbegriff der Forstangestellten und der Waldarbeiter.

Der Schwarzspecht ist wohl der interessanteste Bewohner aus der Vogelwelt der Zofinger Waldungen. Er wird nur in den abgelegensten Waldteilen gesehen, namentlich da, wo noch tiefe unzugängliche Schluchten mit altem Tannenbestand besetzt sind. Da, wo die Wälder gelichtet werden und große Waldflächen mit jungem Aufwuchs bedeckt sind, sieht man diese stattliche schwarze Gestalt mit ihrem roten Scheitel nicht, oder nur vorübergehend, wenn er in großen Bogen eine solche Stelle überfliegt. Wohl aber hört man ihn etwa vom dichtesten Hochwalde her, wenn er mit kräftigem Hämmern eine im Innern rotfaule alte Rottanne bearbeitet und große Holzspähne loszimmert, die oft mehrere Meter weit fliegen, um zu den Insekten zu gelangen, die sich in den angefaulten Holzpartien im Innern des Baumes befinden. Diese größte und kräftigste Spechtart zieht sich mehr und mehr in die größten und womöglich noch im Urzustande befindlichen Waldungen zurück, und nur dem Umstande ist es zu verdanken, daß er sich an einzelnen Stellen der Zofinger Waldungen aufhält, weil diese noch solche Partien aufweisen, die ihm zusagen, doch ist er auch schon in diesen Waldungen selten geworden. Es hat sich aber gezeigt, daß er in der Not auch künstliche Nistkästen bezieht, und in den letzten Jahren sind mehrere Fälle gemeldet worden, daß Nistkästen von Schwarzspechten besetzt waren, in denen Junge aufgebracht worden sind. Das geschah stets in den Waldungen des Wiggertales. In den Waldungen auf den westlichen Grenzhügeln scheint er nicht mehr Standvogel zu sein.

Im letzten Rapporte wurde nur gemeldet, daß an einer sehr abgelegenen Stelle ein Schwarzspechtpaar in einem Baume genistet habe, in den er selber eine Nisthöhle hineingezimmert hatte. Von anderen Waldorten ist diesbezüglich dieses Jahr nicht gemeldet worden, daß ein Schwarzspecht in einem Nistkasten gebrütet habe, doch ist nicht ausgeschlossen, daß ein von ihm besetzter Nistkasten etwa übersehen worden ist, denn für diesen Bewohner des unzugänglichsten Waldesinnern sind die Kästen nur an den unzugänglichsten Stellen aufgehängt worden. — Es hat immerhin den Anschein, daß auch diese Vogelgestalt durch Anbringen künstlicher Nistgelegenheiten unseren Waldungen erhalten werden könne.

Willkommen, Vorfrühling . . .

Wie ists am Tage doch schon warm,
Wie leuchten die Straßen im Glanze,
Lustig jauchzet der Kinderschwarm,
Und dreht sich im munteren Tanze.

Über die Dächer huscht Sonnenschein,
Grün werden die Sträucher und Hecken,
Es kann so lange nicht mehr sein,
Daß der Frühling noch spielt Verstecken.

Die Fenster auf! es ist ja März,
Und wärmer schon wehen die Winde,
Sie schmeicheln sich ins Menschenherz,
Und sprengen die härteste Rinde.

Hoch in des Baumes Wipfel singt
Die Amsel ihr Liedchen am Morgen,
Gar hell es in die Seele dringt,
Schnell schwinden die drückenden Sorgen.

Der Frühling steht ja vor der Tür,
Bald lacht er in unsere Herzen,
Drum jauchzen aus voller Kehle wir:
Willkommen, Vorfrühling im Märzen.

H. K—e.

C. G. Schillings,

der bekannte Zoologe und Afrikareisende, ist am 29. Januar d. J. in Berlin gestorben. Sein Tod wird von allen, die den genialen Tierforscher und bahnbrechenden Tierphotographen kannten und hochschätzten, schmerzlich empfunden, namentlich aber hat die Naturschutzbewegung, zu deren Führern Schillings schon seit Jahren gehörte, einen schweren Verlust erlitten. Durch die vielen Vorträge, die der Forscher, besonders in letzter Zeit, über die Idee des Weltnaturschutzes gehalten hat, ist er auch persönlich in den weitesten Kreisen bekannt geworden. Ausgestattet mit wahrhaft hinreißender Rednergabe, verstand er es, alle Zuhörer für seine großzügigen Gedankengänge zu gewinnen. Offenheit und Wahrheit waren Wesenszüge seiner Persönlichkeit, Freimut und Kampfesfreude allen gegenüber, die nichts nach Naturschutz fragen und engherzig und kleinlich nur den eignen Vorteil und Gewinn im Auge haben, größte Rücksichtslosigkeit aber gegen sich selbst, den persönlichen Vorteil oder Schaden nicht achtend, wenn es galt, einflußreichen Gegnern die Spitze zu bieten — eine Kampfesnatur im edelsten Sinne des Worts.

Mit einem Schlage wurde Schillings, von dessen Bestrebungen bisher nur die näheren Freunde wußten, durch sein Erstlingswerk bekannt und berühmt. Es ist dies das herrliche Buch: „Mit Blitzlicht und Büchse", das wundervoll ausgestattet i. J. 1905 in R. Voigtländers Verlag erschien. Etwas vollständig Neues, ja etwas Niegeahntes und Unbegreifliches ward uns mit diesem Werke geschenkt. Wohl kannten wir schon Tieraufnahmen nach freier Natur — es sei nur an das prächtige Buch von Cherry und Richard Kearton erinnert, das kurz vorher erschienen war — aber daß es jemals gelingen würde, die afrikanische Großtierwelt auf die Platte zu bannen, den Löwen, wie er in mächtigem Sprunge sein Opfer überfällt, die scheuen Zebras, wie sie im Dunkel der Nacht an der Tränke ihren Durst stillen, die langhalsigen Giraffen in den lichten Mimosenwäldern, die hundert verschiedenen Vogelgestalten in den weiten Sumpfgebieten — wer hätte das je für möglich gehalten! „Schillings hat sich durch seine afrikanischen Tieraufnahmen unsterblich gemacht", schrieb Geheimrat Dr. L. Heck in dem Vorwort, das er jenem Werk mitgab, und Prof. Dr. Lampert, der Direktor des staatlichen Naturalienkabinetts in Stuttgart, urteilt wie folgt: „... man weiß erst jetzt, was Tierbilder nach dem Leben sind ... In diesen Bildern wird die Tierwelt Afrikas auferstehen, wenn sie längst der Kultur zum Opfer gefallen sind." In der Tat, darin liegt ja gerade das gar nicht hoch genug zu bewertende Verdienst von Schillings, daß er in diesen Aufnahmen wissenschaftliche Urkunden für spätere Geschlechter niedergelegt hat, und zwar nicht tote Urkunden, wie sie uns dann, wenn das Schicksal jener Großtierwelt einmal völlig besiegelt sein wird, wohl noch die Museen aufbewahren werden: Knochen und ausgestopfte Häute und Bälge, sondern wirkliches Leben in Freiheit und Wahrheit.

Klarer noch tritt der Naturschutzgedanke in dem nur ein Jahr später, gleichfalls bei R. Voigtländer erschienenen Werke: „Der Zauber des Elelescho" uns entgegen. Der Verfasser hat dies Buch seinem Bruder, dem berühmten Komponisten Max von Schillings und dessen Gattin gewidmet. Da heißt es z. B.: „Jene hochentwickelten Organismen aus der Tier- und Pflanzenwelt, die heute der Mensch rücksichtslos aus der Liste der Lebendigen streicht, die lebenden Wälder und ihre Fauna, wird uns keine Technik, keine Wissenschaft jemals wieder neu gebären. Wir retten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit jedes Restchen vergangener Kunst ... Derselbe Mensch aber, der so konservativ und pietätvoll auf der einen Seite handelt, sieht mit verschränkten Armen zu, wie Schätze vernichtet werden, die gerade heute im Zeitalter der Erkenntnis des großen Wertes aller Naturwissenschaft, mit besonderer Liebe und Sorgfalt behütet werden müßten."

Bei den Tagungen der Naturforscher, Geographen, Naturschützler war der hochgewachsene blonde Mann mit dem offnen klaren Auge eine ganz bekannte Persönlichkeit; er fehlte nur, wenn ihn eine seiner vier großen Expeditionen im äquatorialen Ostafrika

fernhielt. Oft hat er das Wort ergriffen, wie auf dem Kongreß der Deutschen Kolonialgesellschaft in Stuttgart, auf dem 1. Vogelschutztag in Hamburg oder auf der Tagung der Deutschen Naturforscher in Wien. Besonders nahe stand Schillings dem „Bund für Vogelschutz" in Stuttgart. Gemeinsam mit ihm begann er i. J. 1910 einen heftigen Kampf gegen die Unsitte, Federn freilebender Vögel als Damenschmuck zu tragen. Ein Aufsatz aus seiner Feder, zuerst in den „Süddeutschen Monatsheften" erschienen: „Die Tragödie des Paradiesvogels und Edelreihers", wurde vom Bund für Vogelschutz den weitesten Kreisen zugänglich gemacht. Wie sucht hier der Verf. das Gewissen der Frauenwelt zu schärfen, wie eindringlich sagt er es allen, daß diese barbarische Mode die herrlichsten Wunder der Schöpfung bedrohe und vernichte!

In einer zweiten Schrift: „Die Arche Noah" fordert Schillings gesetzgeberische Maßnahmen gegen den Schmuckfederhandel nach dem Vorbilde Amerikas und Englands. Ich greife einen Satz heraus, der den Titel der Schrift erläutert, zugleich ein gutes Beispiel für den Humor und die Überzeugungskraft Schillingsscher Schreibart bietet. „Wir wollten von der Arche Noha reden; hören wir! Klingt es nicht seltsam und sollte es nicht den heutigen Erdenbewohnern zu denken geben, daß dem Urpatriarchen und ersten großen Naturschützler die Weisung wurde, alle Tierarten, ohne Ausnahme, nicht also wie es etwa die heutigen nackten Utilitarier tun würden, nur Ochsen, Esel und Schafe in die rettende Arche zu überführen? In den Urzeitmythen der Völker liegt goldene Weisheit verborgen, und alte Wahrheit künden uns diese Überlieferungen."

Der Erfolg blieb nicht aus. Im Oktober 1913 verboten die Vereinigten Staaten die Einfuhr von Schmuckfedern, und in England nahm das Unterhaus in 2. Lesung am 9. März 1914 die Gesetzesvorlage zu völliger Verhinderung jeder Federeinfuhr an, natürlich mit Ausnahme von Eiderdunen und Straußenfedern. Da kam der Krieg und brachte die ganze Bewegung vorläufig zum Stillstand.

Der beispiellose Erfolg auf dem Gebiete der Naturphotographie wildlebender Tiere spornte Schillings natürlich an, auch weiterhin an der Spitze zu bleiben. Er hat es mir gegenüber wiederholt ausgesprochen, wie sehr er sich freue, daß gerade ein Deutscher es allen Engländern und Amerikanern hier zuvorgetan habe. Sobald Schillings von einer seiner Reisen heimkehrte, war es stets das erste, seine optischen Apparate auf die Stufe der Vollkommenheit zu bringen, die unterdessen die fortschreitende Optik erreicht hatte.

Schon bei seinen letzten Afrikareisen führte der Forscher einen kinematographischen Apparat mit sich. Die Aufnahmen befriedigten aber seine hochgestellten Anforderungen nicht völlig, und so haben sie nie das Licht der Öffentlichkeit erblickt. In der Zwischenzeit hatte Ingenieur Hermann Hähnle für den Bund für Vogelschutz mit Hilfe eigner Erfindungen Fernlaufbilder geschaffen, die in der Tat die idealsten Naturkunden darstellen. Das Tier hat nicht die geringste Kenntnis davon, daß es beobachtet wird und läßt sich infolgedessen in seinem natürlichen Tun und Treiben nicht stören. Schillings bezeichnete noch im Dezember 1920 bei seiner letzten öffentlichen Ansprache diese Laufbilder als „Gottesgeschenk", und sein heißester Wunsch war es, das neue Verfahren auch auf die tropische Großtierwelt anzuwenden.

Der Tod hat diesen Wunsch vereitelt. Aber wir anderen können und wollen im Sinne des Verstorbenen weiterarbeiten, dessen Ideale schon heute unbestrittene Anerkennung gefunden haben. „Sein Tod", schrieb mir Hermann Hähnle, „reißt eine solche Lücke in den Naturschutz, daß wir andern um so enger zusammenhalten müssen." Die Freunde von Schillings haben daher beschlossen, einen Aufruf zu Spenden für eine C. G. Schillings-Stiftung zu erlassen, die es ermöglichen soll, das begonnene Werk fortzusetzen. Schreiben und zugedachte Beiträge richte man schon heute an die C. G. Schillings-Stiftung in Berlin W. 10, Margaretenstr. 1.

Martin Braeß.

Dr. med. J. Strünker †.

Einen der besten Freunde und Förderer unserer Bestrebungen hat uns der unerbittliche Tod entrissen! — Am 4. Januar 1921 verstarb zu Cöln a. Rh. nach langem in Geduld ertragenen Leiden Herr Dr. med. J. Strünker.

In ihm ist ein Mann dahingegangen, der von edelster selbstloser Menschenliebe durchdrungen war, der in seinem Berufe nicht nur als Arzt, sondern als treuer Freund und Berater aller Bedrängten wirkte, die seine Hilfe in Anspruch nahmen.

Aber nicht nur der leidenden Menschheit war er ein uneigennütziger Helfer, sondern ebenso lag ihm der Schutz der Natur — der Tier- und Pflanzenwelt — am Herzen, deren Erhaltung und Pflege er mit regem Eifer anstrebte. Wie energisch trat er ein, wenn er auf Spaziergängen bemerkte, daß ruchlose Hände schöne Bäume und Sträucher beschädigten, oder wenn Tiere gequält oder gar mutwilligerweise getötet wurden.

Trotz seines anstrengenden Berufes fand er Zeit, in Wort und Schrift für unsere Bestrebungen zu wirken, um die Schätze unserer Natur zu schützen und den Kreis unserer Anhänger zu vergrößern, wie der aufmerksame Leser unserer „Blätter", denen er gleichfalls stets ein hilfsbereiter Freund und eifriger Förderer war, aus den vielen, seiner Feder entstammenden Artikeln ersehen kann, und umsomehr werden Alle und wir mit ihnen den Tod dieses edlen Mannes betrauern.

Als erfahrener Arzt schätzte er seine Krankheit (ein schweres Herz- und Nervenleiden) richtig ein; er sah dem nahen Tode ruhig und gefaßt entgegen, und es betrübte ihn am meisten, daß er den Frühling mit seiner Blatt- und Blütenpracht nicht mehr sehen werde.

Unsere heilige Pflicht aber ist es, diesem edlen Manne, der uns Allen ein leuchtendes Vorbild war, ein dauerndes, treues Gedenken zu bewahren und ihn dadurch zu ehren, daß wir sein Wirken und Streben uns als Richtlinie gelten lassen.

Die Schriftleitung

der „Blätter für Naturschutz und Heimatpflege".

Die Bedrohung des Deutschen Naturschutzparkes in der Lüneburger Heide.

Aus den Kreisen Soltau und Winsen kommt die überraschende Kunde, daß bei der preußischen Staatsregierung von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht worden ist, mitten im Naturschutzpark der Lüneburger Heide die Freigabe größerer Gebietsteile um eigenen Gewinnes willen durchzusetzen.

Ganz besonderes Befremden erregten letztens die Kultivierungsabsichten des Innenarchitekten Gustav Goerke aus Berlin.

Die von ihm beanspruchten Geländestreifen kommen mit ihrem wichtigsten Teile dem Wilseder Berge bis auf 3 km nahe. Sie bilden in ihrer gegenwärtigen Form das Herzstück des Parkes und bedeuten für ihn eine Lebensfrage. Das Wümmetal zwischen Ober-Havebeck und Wulfsberg, eine eigenartige Erosionsrinne der Binnenheide, mit ihren malerischen Kugelwacholdern und Stühbüschen, diesen letzten Resten des vorzeitlichen Eichenwaldes, würde seines landschaftlichen Reizes und seines Wesens als Naturdenkmal entkleidet werden, wenn hier die Pläne ortsfremder Landaufkäufer, wie leider auch anderswo, verwirklicht würden.

Der Naturschutzpark in der Lüneburger Heide ist eine dem ganzen deutschen Volke geweihte heimatliche Schöpfung, deren Gemeinnützigkeit seit langen Jahren anerkannt ist. Große öffentliche und private Mittel haben die Verwirklichung dieses hohen Gedankens ermöglicht.

Architekt Goerke bedroht schwer die bisherige günstige Entwicklung des Naturschutzparkes durch seine Anbauabsichten. Sachverständige urteilen übereinstimmend, daß das in Frage kommende Gelände landwirtschaftlich durchaus minderwertig ist, und daß außerhalb des Schutzgebietes wesentlich wertvollerer Heideboden der Urbarmachung harrt.

Gegen diese Bedrohung des Naturschutzparkes gilt es einmütig warnenden Einspruch zu erheben! — Alle Verbände zur Pflege der Kulturgüter unseres Volkes und unserer Heimat sollten, wie es bereits in Bremen geschehen, ihren ganzen Einfluß bei der preußischen Staatsregierung geltend machen, um diese Gefahr abzuwenden. — Aber auch die gesamte Öffentlichkeit sollte regen Anteil an dieser Frage nehmen, damit die kulturellen und ideellen Werte, die mit dem Naturschutzpark verbunden sind, nicht der Macht materieller Belange Einzelner unterliegen.



Zu den von uns in der vorigen Nummer gebrachten beiden Aufsätzen: **„Teeröl als Vernichter der Vogelwelt"** und **„Am Ameisenhaufen"** wird in der „Deutschen Jäger-Zeitung" von zwei Herren das Folgende berichtet:

Zu 1. „Zu dem Aufsatz 'Teeröl als Vernichter von Hochseevögeln' kann ich mitteilen, daß das Öl von den amerikanischen Schiffen herstammt, welche jetzt in großer Zahl die Nordsee befahren. Diese Dampfer heizen ihre Kessel nicht mit Steinkohlen, sondern mit Teeröl, welches tonnenweise außenbords gepumpt wird, besonders wenn die Schiffe aus Weser und Elbe auslaufen. Strömung und Wind sorgen dann für die Verbreitung."

Das kann also noch „gut" werden für die Seevogelwelt.

Zu 2. „An dem 'Verschwinden von Ameisenhaufen' glaube ich, sind nicht Tiere schuld, seien es Specht, Fasan, Huhn, Sau oder Hirsch, sondern der Mensch. Allerdings weniger die Ameiseneierhändler, die ja verständlicherweise größtes Interesse an der Er-

Haltung der Haufen haben, als vielmehr die Bauern, die im Herbst die großen Ameisenhügel als willkommene Streuhaufen mit nach Hause fahren. So kann ich mich einzelner fränkischer Reviere erinnern, wo vor etwa 15 Jahren Ameisenhaufen von einigen Metern in Höhe und Durchmesser keine Seltenheit waren. Jetzt findet man hier und da einmal einen kleinen Haufen in dichten Beständen. Schon früher angestellte Nachforschungen bei der Landbevölkerung ergaben die traurige Wahrheit."

Frevel. Irgendwo im deutschen Mittelgebirge allein. Die Waldhänge bäumen sich auf, poltern zu Tal, überschneiden und überschlagen sich. Brutwarmer Fels. Sonnendunst nimmt den Klippen die Eigenfarbe, dem Wald das Grün, der Ferne die Klarheit. Die zwei kreisenden Punkte im Flimmern des Lichts nahe der Sonne Bussarde oder so etwas. Immerzu „miauend". Tödlich sichere Schraubenkurven lassen sie tiefer gleiten, als mein nachahmendes Pfeifen sie anlockt. Den Irrtum erkennend, bringen ein paar schwerfällige Flügelschläge sie sausend von mir ab. Jetzt zu meinen Füßen im Tal. Männchen und Weibchen natürlich, im Flugspiel. Bald jedes in einem Schmollwinkel des vielschluchtigen Gebirges, bald versöhnt auf Meterentfernung voneinander Gleichgewicht haltend gegen den einsetzenden Wind. Die zwei beherrschen die Situation durch und durch. Ein Immelmann nichts dagegen. Jetzt Kurven ziehend auf die blanke Schreibtafel des Himmels, jetzt mit langen Gleitfluglinien einschneidend in die Rhythmen des Gebirges. Jetzt wieder kippend in toller Lust den Launen des Windes sich überlassend. Das Auge genießt trunken bald Ober- bald Unterseite des wunderbaren Federkleides wie bei einem Schmetterling, kann den Konturen der Flügeldecken nachgehen bis in die feinsten Ausschwingungen, kann seine helle Freude erleben an der seltsam kühnen, verhaltenen Haltung des Halses, der Fänge. Der reine Stoßtrupp voller Angriffsgeist!

Vor einer Tierhandlung: Neben eilfertigen, rosaschnäuzigen Tanzmäusen, trägen Ringelnattern, pipserigen Kanarien, in engem Holzkäfig in brütender Sonne, angegafft von allerlei Volk ein Turmfalke. Er träumt von den Felsstürzen des Hohensteins im Süntel, den köstlich grünen Hängen der Teufelskanzel an der Werra. Sein Los ahnt er nicht.

Von Buddhisten, die sich gefangene Vögel schenken lassen, habe ich gehört, daß sie an einem Feiertage damit vor die Tore der Stadt ziehen und ihnen bei Sonnenaufgang die Käfigtüren öffnen. Ich suche einstweilen den Gefangenen zu kaufen. Nichts zu machen. Zum Ausstopfen bestimmt, und der Besitzer läßt sich auf nichts ein. „Er ist schon fingerzahm." — „So so". Wahrscheinlich kann der Eigentümer ohne diese Art „Zimmerschmuck" nicht leben. Leben und Bewegung an dem warmen Tierkörper, vereint mit den wechselnden Reizen des Lichts und der Landschaft sollen sich wieder einmal in plumpe, glotzende Kadaversteifheit verwandeln, auf einer Astgabel unlogisch aus der Wand der besten Stube herauswachsend Oder der Vogel soll als Staub- und Mottenträger an einem Draht im Luftzuge an der Decke stumm kreisen als Zeuge höchster Geschmacklosigkeit. Oder soll mit zwei Nägeln durch beide Fänge in einem Glaskasten der Dorfwirtschaft verschwinden, zusammen mit Leidensgefährten, Wieseln und anderen genialen Einfällen der Natur. — „Turmfalken sind sehr schädlich!" — „Wenn es nach der Schädlichkeit ginge, müßte man 90 Prozent der Menschheit als erwiesenermaßen mehr schädlich wie nützlich auf der Stelle abmurksen. Die Natur reguliert sich meist ohne den Polizisten Mensch an jeder Ecke weit besser selbst. Aber über solche Dinge ist schon viel Tinte verschwendet worden. Selbst der Staat scheint diese Weisheit eingesehen zu haben: Er zahlt keine Raubvogelprämie mehr. Unsere Urenkel werden sich noch mit einem Regenwurm zufriedengeben müssen, wenn sie in Feld und Wald Offenbarungen erleben wollen bei dieser Naturverödung." Blödes Staunen, aber nichts zu machen. — Der schon fingerzahm Gemachte muß sein Vertrauen in die Gutherzigkeit des Menschen mit dem Tode büßen. Er fällt als Opfer der Dummheit und spielerischer Selbstsucht. Auf welche Weise? Einmal im Elsaß war ich Zeuge einer solchen Tötung, als ein „Kirchenbesucher" nach dem Gottesdienste im Turm

eine Schleiereule gefangen hatte und nun in seiner Ausstopfleidenschaft vor versammeltem Wirtshauspublikum dem Vogel allmählich mit plumpen Fäusten den Atem aus der kleinen Brust quetschte. Der Versuch glückte nicht sofort. Das aus seinem Versteck ans grelle Sonnenlicht gezerrte Tier riß die schon großen Augen noch weiter auf, wie verwundert ob des Tuns der Menschen. Sie flackerten, die Fänge krampften sich, dann taumelte die Haube zur Seite. Ekelhafter Mord. Schaudervoll, höchst schaudervoll! Dabei läuteten die Glocken. Was beläuteten sie? Die ungeheure Kluft, die sich da auftat oder die schändliche Zertrümmerung eines Kunstwerkes der Natur? Der Raubvogel, der töten muß, in den Händen des Raubtieres Mensch, das tötet aus hirnverbrannter Spielerei! Was nützen meine Proteste? „Das Biest muß hin." Ich renne gegen eine Mauer, aber ich weiß von einer Religion, die nicht beim Mitleid mit dem Menschen stehen bleibt und mehr gibt als nur den beiläufigen Satz: Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes.

Am Planschteich vergnügt sich eine Anzahl Schüler mit Stichlingsfang. Stichlinge scheinen dazu verdammt zu sein, dem Kinde als Vergnügungsobjekt zu dienen. Diesmal müssen sie als Floß mehrere Kaskaden hinunter, um dann halbtot wieder nach oben geworfen zu werden. Protest und Aufklärung: „Würde sich zu diesem seltsamen Spiel nicht besser ein Stück Holz eignen? Man soll keine Lebewesen zum Spielzeug herabwürdigen. Auch der Stichling will leben. Abgesehen von dem ästhetischen Wert der Teichbelebung. Seht nur, wie solch ein Geschwader durchs Wasser flitzt. Unterseeboote, strotzend von Waffen. Und dort erst die Libellen à la Droste-Hülshoff: „Blaugoldne Stäbchen und Karmin". — Im nächsten Augenblick torkelt sonnentrunken ein bunter „Admiral" vorbei. Allgemeines Jagen und Schlagen danach. Einspruch abermals vergeblich.

In einer Lehrmittellehranstalt lange Reihen ausgestopfter Vögel aller Arten, wohl auch auf die geschilderte Art ums Leben gebracht. „Für Schulbedarf!" — „Bedarf?" — „Ja, um dem Kinde doch die richtigen Begriffe beizubringen." — „Bessere und tiefere Begriffe würde man dem Kinde geben, wenn man die Tiere leben ließe oder sie allenfalls in großen, erträglichen Käfigen auf dem Hofe von Kindeshand füttern und pflegen ließe, anstatt sie in steifem Zerrbild, ihrer spezifischen Bewegungen beraubt, fünf Minuten durch die Hände der Schüler wandern zu lassen. Die Beobachtungsgabe würde so weit eher angeregt werden. Auch der Zeichenunterricht könnte profitieren. Eine gute Abbildung täte es in vielen Fällen übrigens auch. An Lehrfilme wäre vielleicht ebenfalls zu denken. In diesen Dingen weiß ich mich eins mit dem energischen Bekämpfer der Hutfedermode, dem unglücklichen Hans Paasche. Wie werfen wir uns ins Zeug für die zugespitztesten Zeitfragen! Aber dabei fehlt es überall an den primitivsten Voraussetzungen wirklicher Kultur. Das Verständnis für die Leiden jeder Kreatur ist eine solche Voraussetzung. Tierschutzvereine schlafen meist oder züchten Hunde und Hühner." — „Was reden sie? Man sollte erst einmal mit dem Menschen anfangen? Was hat man während des Krieges für ein Spiel mit ihm getrieben?" — „Verehrtester, man kann auch den umgekehrten Weg gehen. Man hätte mehr der Menschheit die Liebe zu dem kleinsten Schöpfungsgebilde predigen sollen, schon aus Achtung vor der ihm innewohnenden Schönheit. Man hätte die Macht der Kirche dazu heranziehen sollen, ohne deswegen die Verstiegenheiten des Buddhisten mitmachen zu brauchen, der jeden Morgen die Ameisen mit Zucker füttert. Ob sich aus dieser Hochachtung heraus nicht Kriege hätten unwahrscheinlicher machen lassen?

Schutz den Vogelbruten! Auch die Vogelbrut unserer Heimat hat unter den Nachwirkungen des Krieges schwer zu leiden. Nicht nur, daß viele Vögel angeblich um der Fleischknappheit abzuhelfen, in Dohnen gefangen oder abgeschossen werden, auch die Maßnahmen des praktischen Vogelschutzes begegnen heute fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. Es fehlen Hanf und andere Ölsämereien, sowie Fleisch- und Fettabfälle zur Winter-

fütterung; die Nisthöhlen sind selten zu ersetzen, geschweige denn zu vermehren, weil die Fabriken mit anderen Arbeiten beschäftigt sind; die Weißdornhecken können nicht in der zur Aufnahme der Nester so vorteilhaften Weise verschnitten werden, weil wir der roten Früchte als Kaffee-Ersatz bedürfen usw. Um so notwendiger erscheint es daher, gewisse Rücksichtnahmen, die bisher viel zu sehr vernachlässigt worden sind, gewissenhaft zu beachten. Jedem Gebüsch, jeder Hecke sollte die Schere von Mitte März an fern bleiben; nichts ist verderblicher als der noch vielfach geübte „Johannisschnitt". Es ist auch nicht nötig, die Holzklafter im Walde gerade dann abzufahren, wenn sie Nester mit Eiern oder Kleinvögeln birgt. Man warte damit bis Anfang oder Mitte August! Im Garten, im Park, in öffentlichen Anlagen entferne man nicht unter jedem Gebüsch das abgefallene Laub völlig! Rotkehlchen, Fitis, Waldschwirrer u. a. siedeln sich gern in dem am Boden liegenden Laub an, welches ihnen reiche Insektenkost verspricht und durch sein Rascheln vor den heranschleichenden Räubern warnt. Man ermahne den Knecht, der nach Futter fährt, das Stückchen Kleefeld zu schonen, von dem man weiß, daß es ein Wachtelnest birgt; der Schnitter lasse aus gleichem Grunde ein paar Quadratmeter Roggen oder Weizen noch ein Weilchen stehen. Die Teiche säubere man, wo es nötig ist, erst im Spätherbst von dem Pflanzenwust und Schilfgestrüpp, in dem Wasser- und Sumpfhühner, Enten und Möwen für sich und ihre Brut sichere Schlupfwinkel finden. Pflanzt Weiden und Buschwerk an die Bäche, die Flußläufe, die Teichufer, Unterholz und Dornengestrüpp an die Waldränder; laßt auch einmal ein paar Büsche an den Feldrainen stehen, und wo zwischen den Äckern ein lichtes Gehölz die Fläche wohltuend belebt, da gebietet der Art Einhalt und führt den Pflug sorglich um die behütete Stelle! Kurz, wer in seinem Beruf Fühlung mit der Natur hat — der Gärtner, der Landwirt, der Forstmann, der Obstpächter, der Teichpächter —, der denke bei seinen Verrichtungen auch an die Vögel, und wenn es nur ihres hohen wirtschaftlichen Wertes wegen wäre! L. S. H.

Schutz den Schutzlosen! Unter den Wirbeltieren gibt es zwei kleine Gruppen, die der Willkür eines Jeden schutzlos preisgegeben sind: die Kriechtiere und die Lurche. Das ist um so bedauerlicher, als die Mehrzahl dieser Tiere, die Schlangen und Eidechsen, die Frösche, Unken, Kröten, die Erdsalamander und Wassermolche bei dem modernen Betrieb der Land- und Forstwirtschaft, die jedes Winkelchen ausnutzen, namentlich aber infolge der fortschreitenden Trockenlegung von Sümpfen und Teichen, der Regulierung von Strom und Bach, ebenso durch deren Vergiftung, die wir so vielen Fabriken verdanken, immer seltener werden. Die meisten Menschen hegen einen törichten und kindischen Abscheu gegen die genannten Kaltblüter, ja viele glauben, sich einer Heldentat rühmen zu dürfen, wenn sie eine Ringelnatter oder Blindschleiche mit dem Stock erschlagen, eine Kröte gesteinigt haben. Welche Dummheit und Roheit zugleich! Vielleicht ist's die Kreuzotter gewesen, die durch ihren Giftzahn die ganze Reptilienverwandtschaft, die Kröte, die durch die etwas ätzende, sonst aber ganz unschädliche Ausscheidung ihrer Hautdrüsen, die Lurche in Verruf gebracht hat. Wie oft soll man's nur sagen: die Kreuzotter ist das einzige giftige Kriechtier unserer Heimat; die beiden anderen Schlangen aber, die glatte Natter und die Ringelnatter, sind unschädliche, ja nützliche Tiere. Höchstens der Fischer darf letztere anklagen, daß sie ihm öfters ein fingerlanges Fischchen raubt. Die harmlose Blindschleiche verzehrt Regenwürmer, Schnecken, Raupen, ebenso der Feuersalamander; die Wassermolche leben von allem Kleingetier, das sich im Wasser regt, von winzigen Krebschen, Würmern, Insekten, Kaulquappen, Wasserschnecken usw., und auch die Frösche und Unken sind eher nützliche als schädliche Tiere. Vor allem aber ist die Kröte die treueste Bundesgenossin des Gärtners und Landwirts. Wo Erdbeeren oder Salat gepflanzt sind, da sollte sich der Gärtner herzlich freuen, wenn er zwischen den Beeten ab und zu einer Kröte begegnet, die bei ihrem starken Appetit viele schädliche Nacktschnecken verzehrt; er sollte vor

ihr den Hut abziehen und „danke schön" sagen. Auch in Kohlgärten erweisen sich Kröten als Raupenvertilger sehr nützlich. Eine von roher Hand erschlagene Kröte oder Blindschleiche, das ist immer ein tieftrauriger Anblick und eine schwere Anklage zugleich. L. S. H.

Um den Maulwurf. Da der Maulwurf zu den Insektenfressern gehört, die als solche in morphologischer Hinsicht die primitivste Form der Säugetiere darstellen, und somit deren Typ am klarsten veranschaulichen, so bleibt er schon deshalb eine interessante Erscheinung der heimischen Tierwelt. Ist er auch spezialisierter als die Spitzmäuse und der Igel, die sonach jene Grundform noch klarer aufzeigen, so erwächst gerade daraus wieder erneutes Interesse, sowohl hinsichtlich der durch Spezialisierung abgeänderten Formen wie auch durch seine Lebensweise. Als Insektenfresser gehört er zu den nützlichen Tieren, wenn wir altem Herkommen gemäß diesen Begriff auf den im menschlichen Interesse betrachteten Haushalt der Natur beziehen. Trotzdem kann er dem Gartenbesitzer recht lästig werden, und, wo er zahlreich auftritt, zuweilen sogar größere Weideplätze verunstalten und entwerten. Da er keineswegs selten ist, so kann er nicht als ein gefährdetes Naturdenkmal gelten, so daß wir auch keineswegs besonderen Eifer gerade zu seinem Schutze entfalten, ein Umstand, der geeignet ist, den Vorwurf der Einseitigkeit seitens der Gegner der Naturschutzbewegung zu entkräften.

Gleichwohl muß Einspruch erhoben werden, wenn mancherorts, wie in Bielefeld, in den Tageszeitungen besondere Aufrufe von Händlern ergehen, die hohe Preise für Maulwurfsfelle bieten und zum Massenfang auffordern. Das Maulwurfsfell kann wegen seiner extremen Kurzhaarigkeit sowie wegen seiner unscheinbaren Farbe den beiden Ansprüchen, die an Pelzwerk im Sinne von Wärmespendung und Prachtentfaltung zu stellen sind, durchaus nicht genügen, und zudem widerspricht die Kleinheit des Felles der Verwendung als Kleidungsstück, der eben durch Massenvertilgung genügt werden könnte, so daß sich in der Wahl des Maulwurfsfelles immer nur die Spielerei einer Modelaune äußert. Deshalb finden jene marktschreierischen Kaufgesuche und Aufforderung zum Massenfang mit Recht eine Zurechtweisung durch folgende beiden Notizen einer Bielefelder Zeitung:

Schutz dem Maulwurf! Der Maulwurf steht in Gefahr, wegen seines Felles ausgerottet zu werden, obwohl sein Nutzen für die Landwirtschaft unbestritten ist. Gesetzliche Maßnahmen zum Schutze des Maulwurfes gelten als verfehlt, weil ein Verbot des Tragens von Pelzen aus Maulwurfsfellen die Felle ins Ausland abwandern ließe. Man will belehrend auf die Bevölkerung einwirken. In einem Entwurf eines Pflanzenschutzgesetzes, der im Reichswirtschaftsministerium fertiggestellt wird, will man einige Maßnahmen zum Schutze des Maulwurfs vorsehen.

Fangen der Maulwürfe. Der Strafe des § 34 des Feld- und Forstpolizeigesetzes unterliegt, wer Maulwürfe fängt oder tötet oder in öffentlichen Ankündigungen sich zur Abnahme von Maulwürfen oder Maulwurfsfellen erbietet oder zu ihrem Angebot auffordert. Das Verbot findet keine Anwendung auf den Fang oder das Töten von Maulwürfen in geschlossenen Gärten oder auf Deichen oder anderen Dämmen, die der Abwehr von Überflutungen dienen. Die Ortspolizeibehörden werden ermächtigt, bestimmten Personen den Fang von Maulwürfen auch an anderen als den oben bezeichneten Orten durch Erteilung eines schriftlichen Erlaubnisscheines auf Antrag des Nutzungsberechtigten des Grundstücks zu gestatten.

Der letzte, im unverbesserlichen Bürokratenstil abgefaßte Satz durchlöchert leider wieder die anfänglich unbedingt klingende Diktion des § 34.

In diesem Zusammenhang möchte ich eines Erlebnisses gedenken, das ein Leser vielleicht zu erklären vermag: im Sommer 1916 fand ich auf einem Spaziergang am Moselufer südlich von Metz, Dutzende von Maulwurfsleichen, die auf der Wiese fast in einer geraden Reihe lagen, ca. 10 m vom Ufer entfernt und in ebenso großen oder etwas größeren Abständen voneinander. Ich würde sie trotz ihrer ungewöhnlich großen Zahl kaum bemerkt haben, wenn meine Jagdhunde nicht die Gelegenheit benutzt hätten, sich

durch Wälzen mit dem Bisamgeruch des Kadavers zu parfümieren, und so versessen darauf waren, daß ich den Spaziergang vorzeitig abbrechen mußte. Da es im Hochsommer war, konnten die gut erhaltenen Leichen wohl schwerlich noch aus dem Frühjahr stammen, wo die Maulwürfe etwa durch Hochwasser getötet worden wären; es fragt sich daher, ob der Maulwurfskadaver so lange der Verwesung standhält, oder ob hier eine Seuche als Ursache für das Massensterben anzunehmen ist. **Dr. med. et phil. Jungklaus.**

Canis familiaris.

Während des Krieges glaubte man auf einmal, als etwas ganz Neues, entdeckt zu haben, welch ein ungeheuer nützliches Geschöpf der Hund für den Menschen ist. Die Binsenwahrheit wurde mit dem in solchen Fällen üblichen Tamtam in die Welt gesetzt, während der brave Vierfüßler unbekümmert darum seine Pflicht und Schuldigkeit tat. Es ist sehr schade, daß man nicht seine Meinung über den Rummel, der ihn in den Mittelpunkt des Interesses stellte, hat erfahren können.

Sachlich betrachtet, bedeuten aber diese Vorgänge nichts weiter, als daß wir trotz des jahrtausendelangen Beisammenseins die Entwicklungsmöglichkeiten des Hundes noch gar nicht einmal alle kennen. Und das läßt letzten Endes den Schluß zu, daß wir uns in der Tat immer noch viel zu wenig mit dem Hunde beschäftigt haben.

Es ist eine alte Geschichte, daß wir die Dinge, die uns am nächsten liegen, die zu unserer alltäglichen Umgebung gehören, am wenigsten genau kennen. Wer vermöchte aus dem Kopf zu sagen, wie die Tapete des Zimmers aussieht, in dem er seit zwanzig Jahren wohnt?

Aber die Vernachlässigung dem Hund gegenüber hat ihre tragische Seite — für den Hund. Denn sie bedeutet nichts mehr und nichts weniger als ein vieltausendjähriges Martyrium.

Ich möchte auf grund meiner Erfahrungen behaupten, daß von tausend Hundebesitzern neunhundertneunundneunzig ihren vierbeinigen Genossen nicht zu behandeln verstehen. Die Ursache ist nur die eine: Denkfaulheit. Die Folgen der schlechten naturwissenschaftlichen Vorbildung machen sich in diesem angeblich so aufgeklärten und kulturell doch so rückständigen Zeitalter stärker als je fühlbar. Man behandelt das Tier verrückt altjüngferlich oder man versteht es überhaupt nicht. Und beides ist für sein Gedeihen vom Übel.

Schon der unübertroffene Brehm wendet sich mit Schärfe gegen eine Auffassung, die eine Vermenschlichung des Tiercharakters in der Weise anstrebt, daß sie dem Tier schlechte moralische Eigenschaften andichtet und ihm hinsichtlich seiner Handlungen die gleichen Beweggründe unterlegt wie dem Menschen. Das ist Unsinn. Das Tier folgt den Trieben, die von der Natur in es hineingelegt worden sind. Das Tier ist nicht gut oder böse, treu oder tückisch aus Überlegung wie der Mensch — diese Eigenschaften bleiben ein zweifelhaftes Vorrecht des Herrn der Schöpfung.

Andererseits bricht sich immer mehr die Überzeugung Bahn, daß der Charakter des Hundes im allgemeinen ebensowenig ein feststehender Begriff ist, wie ein solcher hinsichtlich des Menschen. Dort sind die Charaktere genau so verschieden wie hier. Wenn sich auch innerhalb der einzelnen Klassen eine gewisse Gleichheit zeigt, so ist diese doch keine unbedingte und unveränderliche. Gewiß gibt es manche Rassen, die an und für sich wenig erfreuliche Eigenschaften zeigen, meist Spiegelbilder ihrer Herren, die schlechte Eigenschaften in ihnen fortentwickelt oder sie ihnen anerzogen haben.

Wir sehen den jungen Hund, der die Harmlosigkeit selbst ist; er ist noch nicht mit den Gefahren der bösen Welt bekannt und noch nicht entweiht durch die „Erziehung", die grobe Hände und abstruse Gedankengänge ihm zugedacht haben. Sein ganzes Leben ist unbedingtes Vertrauen, vor jedem Fremdling legt er sich auf den Rücken, strampelt mit

den Beinen und sucht aufrichtig Herzens- und Seelenfreundschaft mit ihm. Erst später zeigen sich gewisse Sondereigenschaften seiner Rasse: Bissigkeit, Wachsamkeit, Spielsucht, Phlegma. Man hat die Wahl unter den guten und schlechten Eigenschaften, aber man hat nicht verstanden, das Taugliche vom Untauglichen zu trennen. So wurden Köter herangezüchtet, die dank ihrer niederträchtigen latenten Veranlagung jedermanns Feind sind — es sei nur an den Dobermannpintscher erinnert, eine Züchtung, die wohl besser im Schoße der Natur verborgen geblieben wäre.

Es ist ja ganz richtig, daß für manche Zwecke ganz besonders wachsame Hunde erforderlich sind. Das gilt aber im allgemeinen nicht für uns, sondern für Ländergebiete, in denen die Herden noch von Raubwild, die Straßen von Gesindel und die Gehöfte von Landstreichern bedroht sind. Allerdings muß zugegeben werden, daß sich seit dem 9. November auch bei uns in Deutschland die Verhältnisse ähnlich gestaltet haben und daß die Sicherheitsverhältnisse im Land nicht besser sind als draußen im Balkan.

Wer viel im Lande herumkommt, wird bei einigem Hinsehen bald die Beobachtung machen können, daß sich Rückschlüsse auf die Bevölkerung mancher Landschaften im Hinblick auf die Hunde ziehen lassen. Dort bevorzugt man kleine, daseinsvergnügte Spitze, hier den bei mangelnder Führung nicht immer zuverlässigen Wolfshund und anderswo wieder eine Sorte von Fixköttern, deren anerzogene Bösartigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Ich habe noch jedesmal gefunden, daß dahinter das getreue Abbild der Herren steckt. Manche Orte werden für Fremde durch die gefletschten Zähne dieser Bestien einfach unpassierbar gemacht, während der beatus possidens grinsend dabeisteht.

Fixköter. Das ist zweifellos ein Schimpfwort; es bedeutet den Hund ohne Stammbaum, den Scherenschleifer, die Rotüre in der Welt der Hunde. Ganz mit Unrecht. Denn wer wollte behaupten, daß in den menschlichen Stammbäumen alle Intelligenz und alle Tugend zuhause wäre? Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß bei den Hunderassen bestimmte, für manche Zwecke besonders brauchbare Eigenschaften hochgezüchtet werden können, manche vielseitig, die meisten einseitig — über den Geschmack läßt sich eben nicht streiten. Aber in dem Fixköter, dem Hund mit den hundert Rassen, stecken alle guten Eigenschaften des typischen Hundes. Auch die schlechten natürlich, aber die guten überwiegen durchweg. Und ist es nicht auffällig, daß gerade auf den ansprechendsten Bildern der deutschen Idealmaler, der Schwind, Spitzweg, Richter immer nur jener kleine Hund mit den vielerlei Voreltern eine nicht unbedeutende Rolle spielt? Im allgemeinen lassen sich die gemeinhin gültigen Wünsche dahin formulieren, daß ein Hund treu, gehorsam, gelehrig und wachsam sein soll. Guten Tierbeobachtern wird es nicht verborgen geblieben sein, daß diese Eigenschaften durchweg im Hunde vorhanden sind.

So manchem armen Hund kann man ob seiner „Pfleger" das Mitleid nicht versagen. Und so manches Hundeschicksal entbehrt nicht einer gewissen tragischen Größe, tief rührende Züge, wenn es sich ereignet, daß die geschundene und geplagte Kreatur die Gemeinheiten und Roheiten des „höchstentwickelten Wesens" mit einem halb aus heischendem Mitleid, halb aus Entsagung gemischten Blick vergibt. Die Demut und Treue des Hundes geht so weit, daß sie alles erträgt, alles noch mit dankbarem Schweifwedeln als Wohltat annimmt. Und schnappt das Tier einmal nach der mißhandelnden Hand, dann wagte diese sicherlich einen vermeintlichen oder wirklichen Angriff gegen das Dasein des Tieres, eine Handlung, die dieses trotz aller Unterordnung mit Gegenwehr beantworten muß, weil diese instinktiv in seinem Wesen begründet liegt.

Man muß sich wundern über die Erziehungsprogramme, die manchmal von Hundebesitzern entwickelt werden, sogenannte Fachleute nicht ausgenommen. Dabei liegt das ganze Geheimnis der Erziehung darin, das Tier verstehen zu lernen. Gibt man sich nicht auch Mühe, einem Freunde näherzukommen, indem man seine Eigenheiten schont? Wie viel näher liegt es also, dem treuesten Freund ein klein wenig mehr Beachtung zu schenken. Es wird ja doch alles mit Liebe und Dankbarkeit vergolten. Aber man muß nur di

Eseleien sehen, mit denen das Tier von seinen Erziehern — die häufig noch nicht einmal die Strafgrenze erreicht haben — gereizt wird. Es ist dasselbe Publikum, hinter dem das Wartepersonal der Tiergärten nicht scharf genug her sein kann. Es wird der Hund beim Fressen gestört, erschreckt, beworfen — man stelle sich den Menschen vor, der bei solcher Behandlung ruhig bliebe.

Gewiß sind das Weisheiten, die schon in der Steinzeit gang und gäbe waren. Aber wir haben sie heute, im Zeitalter des Naturschutzes, immer noch nicht begriffen. Oder wir wollen sie nicht begreifen. Denn das Schlagwort von der vernunftlosen Kreatur bildet ja gewissermaßen einen Freibrief für jede Niedertracht dem Tier gegenüber. Unsere Stellung zum Tier und zumal zum Hund ist bis heute trotz der Tierschutzvereine — und welche Riesenarbeit kulturell höchstwertiger Art haben gerade diese Vereine geleistet — im großen und ganzen um keinen Deut besser geworden. Unsere Literatur besitzt die prächtigsten Bücher über das Leben der Tiere. Aber die Wenigsten lesen sie. Sie wissen die Tiere auch schon so zu „behandeln".

So läßt es sich erklären, daß mit dem Namen des Hundes so viel Schimpf- und Ekelnamen zusammengesetzt werden: das, was der Mensch selbst verschuldet hat, hängt er seinem Gefährten an. Auch die Affenliebe, die von mancher Seite den kleineren Hunden entgegengebracht wird, ist unsinnig, weil sie ins übertriebene Gegenteil verfällt. Aber sie mutet doch wesentlich sympathischer an als die Roheit der anderen.

Es gibt Menschen, die einen wahren Haß auf alle Angehörigen des Hundegeschlechts geworfen haben, sei es nun, daß eine schlechte Erfahrung zugrunde liegt oder sonst ein, meist eingebildeter Anlaß maßgebend gewesen ist. Auf jeden Fall ist es aber dann weder logisch noch anständig, das Tier entgelten zu lassen, was der Mensch verschuldet hat. Der Hund hat ein gut ausgeprägtes Rechtsbewußtsein im Rahmen seines engen Lebenskreises. Wird er darin irre gemacht und neigt er infolgedessen zu Ausschreitungen, so darf man ihn nicht dafür verantwortlich machen.

Als durchaus domestiziertes Tier bedarf der Hund des menschlichen Umgangs und er sucht ihn. Aber gerade hier findet er oft Ablehnung, Grobheit und selbst Roheit. Dabei ist nichts so sehr geeignet, die Anhänglichkeit des Tieres an seinen Herrn zu fördern, wie auch diesem das Verständnis für die Tierseele aufgehen zu lassen als die tägliche nahe, sozusagen seelische Berührung mit dem Tier. Eine Viertelstunde während des Tages wird wohl auch der Meistbeschäftigte für den Hausgenossen erübrigen können. Es ist in der letzten Zeit so viel von der Notwendigkeit vermehrter Menschenliebe — wahrscheinlich nach dem Muster des Raubverbandes — gefaselt worden. Ob dabei nicht auch ein paar Brocken für den allezeit treuesten Freund des Menschen abfallen könnten? H.

Von der Speisekarte unserer Rabenvögel.

Gerade unsere Rabenvögel stehen wie wenige andere im Mittelpunkt des Interesses, wenn die Frage der Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Vögel aufgeworfen wird. Das hat seinen Grund darin, daß sie überall häufig vertreten sind; wenn auch nicht immer alle Arten gleichzeitig an derselben Stelle, so doch sicher die eine oder andere. Die in der folgenden Zusammenstellung angeführten Vögel sind sämtlich in Westfalen in der Ebene geschossen. Kolkrabe und Tannenhäher sind nicht aufgeführt, da ich ersteren dort überhaupt noch nicht, den letzteren nur einmal während des Winters geschossen habe. Wie aus der Zusammenstellung hervorgeht, nehmen alle Arten gern Getreidekörner auf. Der hierdurch verursachte Schaden ist allerdings äußerst gering zu bewerten, es sei denn, daß es sich um größere Flüge von Saat- und Nebelkrähen handelt, die auf frisch eingesäten Feldern einfallen; in diesem Falle können sie allerdings — besonders durch Ausscharren der Saat — ziemliche Verwüstungen anrichten.

Nr.	Datum	Mageninhalt	Gewicht des Mageninhalts g
		Rabenkrähe	
1.	5. 8. 19 — 11° v.	leer	.
2.	24. 7. 19 — 11° v.	50—60 Roggenkörner, Reste eines größeren blauen Käfers, 2 Kirschkerne, 1 Porzellanscherbe, 9 Steinchen	.
3.	24. 7. 19 — 12°	57 Roggenkörner	.
4.	21. 7. 19 — 7° n.	Roggenkörner, Pflanzenteile, 6 bohnengroße Steinchen	.
5.	11. 5. 19 — 7° n.	Haferkörner, Pflanzenteile, 1 Rüsselkäfer	.
6.	31. 3. 20 — 6° n.	Getreide- und Käferreste	5,5
7.	27. 3. 20 — 6³⁰ v.	2 kleine Steinchen	.
8.	20. 4. 20 — 7° n.	Getreidekörnchen	10
9.*)	22. 5. 20 — 11° v.	geringe Käferreste, Raupen des Eichenwicklers	3
10.	25. 5. 20 — 10³⁰ v.	Käfer	2
11.*)	25. 5. 20 — 6¹⁵ v.	15 Puppen des Eichenwicklers, Käferreste	1,7
12.*)	25. 5. 20 — 6¹⁵ v.	Raupen des Eichenwicklers, Insektenreste	4
13.*)	25. 5. 20 — 4° n.	Puppen des Eichenwicklers und Käferreste	1,5
		Nebelkrähe	
1.	16. 1. 20 — 3° n.	Roggenkörner, 1 Regenwurm, viele Steinchen	15
2.	20. 3. 20 — 5° n.	Getreidereste, Steinchen	17
3.	12. 1. 21 — 2° n.	Chitinreste von Käfern	3
		Saatkrähe	
1.	11. 11. 20 — 3° n.	Getreidekörner, viele Steinchen	9
2.	20. 12. 20 — 11° v.	wenige Roggenkörner, viel Sand und Steinchen	6
		Dohle	
1.	11. 1. 21 — 10° v.	Chitinreste von Käfern	3,5
		Eichelhäher	
1.	31. 8. 19 — 11° v.	etwa 80 Getreidekörner, Reste von Käfern, 162 Steinchen	9
2.	17. 11. 19 — 11° v.	geringe Eichelreste, massenhaft kleine Steinchen	6
3.	30. 12. 19	Eicheln, Käfer, Steinchen	12
		Elster	
1.	6. 9. 19 — 10° v.	Insekten (flügellahme Elster, die vom Hund gegriffen wurde!)	3,2
2.	6. 9. 19 — 6³⁰ n.	30 Hafer- und Weizenkörner, Käferreste	5
3.	30. 7. 19 — 12°	20 Roggenkörner, 2 Pappelkäfer (Chrysomela populi), Reste von kleinen blauen Käfern	.
4.	15. 8. 19 — 11° v.	Knochen, Haare und Fleischreste von einer Maus; mehrere blaue Käfer	9
5.	13. 7. 19 — 5° n.	mehrere Knochensplitter von Maus oder Kleinvogel, 1 Steinchen	7
6.	21. 9. 19 — 8° v.	einzelne Getreidekörner, Kerbtiere, Steinchen	4

*) 9., 11.—13. geschossen in einem vom Eichenwickler befallenen Bestand.

Nr.	Datum	Mageninhalt	Gewicht des Mageninhalts g
7.	27. 9. 19—8° v.	Haferkörner, Reste von Kerbtieren, 1 unreife Brombeere	7
8.	27. 9. 19—8° v.	Getreidekörner, Käferreste, Heuschreckenflügel	4
9.	28. 9. 19—4° n.	Getreidekörner, Steinchen	4,5
10.	28. 9. 19—4° n.	Getreidekörner, Steinchen, Käfer, 1 Porzellanscherbe	7
11.	28. 9. 19—4° n.	Getreidekörner, 2 Bohnen, Käfer, Steinchen	9,5
12.	2. 10. 19—6° n.	Getreidekörner, Käfer	7,5
13.	18. 10. 19—11° v.	30 Roggenkörner, Käfer	9
14.	14. 10. 19—3° n.	etwa 20 Roggenkörner und Sämereien, 1 Birnenkern, 1 Raupe, viele kleine Käfer, einige Steinchen	4
15.	24. 3. 20—11° v.	Käfer	4
16.	24. 3. 20—5° n.	einige Getreidereste, viele Käferreste	7
17.	27. 3. 20—8° v.	Käfer- und Getreidereste	2,5
18.	27. 3. 20—8° v.	11 Weizenkörner, Mäusehaare, einige Fichtennadeln	2,5
19.	29. 3. 20—11° v.	Käfer- und Getreidereste, Steinchen	5
20.	30. 3. 20—7° v.	etwa 50 Weizenkörner, geringe Käferreste	8
21.	30. 3. 20—7° v.	Weizenkörner, geringe Käferreste	3,5
22.	20. 5. 20—11° v.	25 Raupen v. Eichenwickler, einige Käferreste	1,5
23.	12. 8. 20—11° v.	Käfer- und Getreidereste	5
24.	14. 8. 20—12°	" " "	6
25.	9. 9. 20—11° v.	Insekten, Steinchen	4,5
26.	23. 12. 20—4° n.	40—50 Roggenkörner, 1 kleiner Käfer, 1 Larve, einige Steinchen, Roggenwurzeln	5
27.	29. 12. 20—4° n.	eine Reihe blauer Käfer, einige Roggenkörner, und -wurzeln, Erde, einige Steinchen	9

Goethe und die Natur.

Wer die Natur nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzuteilen.

*

Es ist ein angenehmes Geschäft, die Natur zugleich und sich selbst zu erforschen, weder ihr noch seinem Geiste Gewalt anzutun, sondern beide durch gelinden Wechseleinfluß miteinander ins Gleichgewicht zu setzen.

*

„Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los?" so sagte der Gärtner,
„Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte?"
„„Laß sie nur alle, so frißt einer den anderen auf.""

*

Alles, was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer; deswegen verdrängt es ein anderes vom Platz und verkürzt seine Dauer.

*

Aus der Natur, nach welcher Seite hin man schaue, entspringt Unendliches.



Neuaufgefundene Wisent-Herden. Wie man weiß, ist der Bison, der amerikanische Büffel, der einst ganz Nordamerika bevölkerte, mit der fortschreitenden Ansiedlung der Weißen immer weiter zurückgedrängt und gilt heute als nahezu ausgerottet. Jetzt kommt aus Toronto die überraschende Nachricht, daß eine an die tausend Köpfe zählende Herde dieser Wisents, die man ausgestorben wähnte, im nordöstlichen Kanada im Gebiete des Mackenzie-Flusses entdeckt worden ist. Der Direktor der Abteilung Naturschutz im Kanadischen Ministerium des Innern, Kitto, der soeben von einer Studienreise zurückgekehrt ist, berichtet, daß er die Herde selbst gesehen habe, und daß nach ihm gewordenen Berichten eine ebenso starke andere Herde weiter nördlich angetroffen worden sei.

Neues aus dem Kriegsdasein der Vogelwelt. Eine übersichtliche Darstellung der Wirkungen der letzten Kriegsjahre auf die Vogelwelt in Deutschland, die V. Franzin in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschau" veröffentlicht, stellt vor allem fest, daß in verschiedenen Gegenden eine Verminderung der Singvögel bemerkt wurde. Im Rheinland z. B. soll in auffallender Weise die Zahl der Stare abgenommen haben, sowie die der in ihrer Nahrung hauptsächlich auf Ameisen angewiesenen Grünspechte, der Blau- und Kohlmeisen, der Stieglitze, der Eisvögel und grünfüßigen Teichhühner. Die Verminderung konnte leicht durch die vielen verwaisten, sonst stets gern bezogenen Niststätten beobachtet werden, und daher erscheinen diese Angaben noch wesentlich zuverlässiger als die Überabnahme von Amseln, Meisen und anderen Arten. Auch die Rotkehlchen und selbst die sonst winterharten Zaunkönige haben abgenommen. Unvermindert ist hingegen die Zahl der meisten Körnerfresser geblieben. Man fand im Laufe des Winters auch vielfach verendete Vögel auf, doch wird als unmittelbare Todesursache nicht die Kälte in Betracht gezogen, sondern viel eher der Mangel an Futter, in einzelnen Fällen vielleicht auch an Trinkwasser. Endlich ist in Erwägung zu ziehen, daß infolge der geringeren Jagdtätigkeit mehr Singvögel als sonst Opfer der Krähen und Raubvögel wurden. — Festgestellt wurde fernerhin eine verspätete Rückkehr der Wandervögel. Dies trifft vor allem für die Singdrosseln, die Hohl- und Ringeltauben und die Buchfinken zu. Im Warthetal wurde auch hinsichtlich der Bachstelzen und Rauchschwalben eine Verspätung um 8—18 Tage gegenüber dem durchschnittlichen Tag des Eintreffens bemerkt, während bei den Kiebitzen und den Schwimmvögeln keinerlei Verspätung beobachtet werden konnte. Besonders aufschlußreich waren auch die Feststellungen auf dem Vogelhort Hiddensee bei Rügen. Die Lebensmittelknappheit hat dort vielen verbotenen Eierraub an Möwen verursacht, durch Jagd und Kälte wurde die Zahl der Höckerschwäne fühlbar vermindert, deren Preis von 5 Mk. für das Stück auf 20—30 Mk. gestiegen ist. Endlich ist als unmittelbare Kriegswirkung auch die an vielen Orten beobachtete Abnahme der Sperlinge, anderseits eine Vermehrung der Elstern, Wachteln und Nachtigallen festzustellen. Die Wachteln besonders sind jetzt in vielen Gebieten sehr häufig.

Wie Robkolt wirkt. Die Bewohner der Ladronen-Inseln lebten bis 1620, nämlich bis zu ihrer Entdeckung durch die Spanier, in dem guten Glauben, das einzige Volk der Welt zu sein. Sie besaßen nichts von alledem, was der zivilisierte Mensch für geradezu unentbehrlich zum Leben hält. Ja, sie hatten vor dem Besuche der Spanier

niemals Feuer gesehen und waren nur sehr schwer an dessen Gebrauch zu gewöhnen. — Von Tieren kannten sie nur einige Vogelarten, und niemand von ihnen dachte daran, diese Tiere etwa zur Nahrung zu nehmen. Früchte, Nüsse und Gemüse, und zwar in rohem Zustande, waren ihre einzigen Nahrungsmittel. Dabei waren sie von hervorragend schönem Körperbau und großer Kraft. Eine Traglast von fünf Zentnern bewältigten sie mit Leichtigkeit. Krankheiten waren bei ihnen unbekannt, und alle erreichten ein hohes Alter von hundert Jahren und darüber ohne Altersgebrechen.

Der wildgewordene Hirsch. Ein interessantes, allerdings auch aufregendes und zugleich gefährliches Erlebnis spielte sich in Bösel (im Sauerland) ab. Ein angeschossener Hirsch raste über die Bahnhofstraße in den Ort hinein, über Wege und Stege, Hecken und Zäune, durch Weiden, Gärten und Anlagen, über den Kirchhof und Pfarrhof, in Hühner-, Gänse- und Schafherden hinein, alles durcheinander wirbelnd, verfolgt von einer Meute wildhungriger Haushunde und von wagehalsigen, schaulustigen Jungmannen. Von Zeit zu Zeit blieb der Zehnender stehen, wutschnaubend und sein mächtiges Geweih schüttelnd, wie sich auf ein Opfer besinnend, und mit mächtigen Sätzen flüchtete er wieder querfeldein, bald gegen Stall- und Haustüren, bald gegen Fensterscheiben und Drahtgeflecht prallend. Um rechtzeitig vorzubeugen, wurde der Hirsch schließlich auf allgemeinen Rat der aufgeregten Menge in der Nähe der Schule durch einen wohlgezielten Schuß niedergestreckt.

Eigenartiges Benehmen von Feisthirschen nach dem Schuß. „Als wieder einmal die Feistzeit herangekommen war, bestätigte ich bereits geraume Zeit vor Aufgang der Jagd einen Trupp von vier Feisthirschen. Die Hirsche, ein Acht-, ein Zehn- und zwei Zwölfender, trugen durchweg gute Geweihe, die für die Zukunft Hervorragendes versprachen. Aber trotzdem sie offenbar noch jung waren, hatte der Jagdherr doch gleich von Anfang an ein Auge auf sie geworfen. Die leidige Angst, daß andere auf die Edlen scharf machen würden, wenn man sie nicht nach Möglichkeit selbst schösse, war auch hier wieder die Triebfeder, und so saß denn am Abend des Jagderöffnungstages der Jagdherr am Wechsel. Er erwartete die Hirsche an einem Haferfelde, das sie zwar nicht regelmäßig, aber doch verhältnismäßig häufig annahmen, und der Ansitzplatz war auch insofern günstig gewählt, als die Hirsche, wenn sie hier erschienen, frühzeitig bei noch gutem Büchsenlicht kamen. Der Haferschlag sprang nämlich in den Wald ein, so daß er von drei Seiten vollständig durch Kiefernstangenholz, auf der vierten gegen das Feld hin durch eine Reihe dicht stehender, halbhoher Erlenbüsche begrenzt war. Die verhältnismäßig einsame, ruhige Lage des Äsungsplatzes verlockte auch an dem kritischen Abend die Hirsche zum frühzeitigen Austreten, und unverzüglich schoß der Jagdherr auf einen der beiden beim Trupp stehenden Zwölfender. Im Knall brach dieser mit Hochblattschuß zusammen und schnellte im Hafer gewaltig mit den Läufen, was seine Gefährten bewog, auf ihn zuzutrollen und ihn neugierig zu beäugen. Diesen Augenblick benutzte der Schütze, um den zweiten Zwölfender zu schießen, der auf den Knall hin eine hohe Flucht machte, und dann, von dem Acht- und Zehnender gefolgt, auf den Schützen zuflüchtete. Aber schon nach wenigen Fluchten brach er jäh zusammen, was die beiden andern Hirsche veranlaßte, zur Seite zu prellen und zu verhoffen. Da knallte es aus der schnell wieder geladenen einfachen Büchse zum dritten Male, und schwer krank zog der Achter langsam durch den Hafer, während ihm, für den Schützen genau sichtbar, der Schweiß aus dem Anschuß hinter dem Blatt die Decke herunterlief. Weit kam er freilich nicht mehr, und als er dann plötzlich zu wanken begann und zusammenbrach, blieb völlig ratlos der letzte Hirsch, der Zehnender, bei dem verendeten Gefährten stehen. Und er trollte erst ab, als sich der Schütze zeigte, weil er keine Patrone mehr hatte."

Diese Ausführungen klingen so unglaublich, daß man versucht wäre, sie für Jägerlatein zu halten, wenn sie nicht in der „Deutschen Jäger-Zeitung" vom 12. September 1920 gestanden hätten.

Etwas vom Raubzeug. (Heidejäger in der „Deutschen Jäger-Zeitung".) Ich möchte beileibe kein raubzeugreines Revier haben. Das Stück Romantik, das das Raubzeug abgibt, möchte ich nicht missen, zumal heute nicht, wo alles so ungemein realistisch ist. Die hohen Preise für Bälge aller Art aber haben natürlich zur Folge, daß gerade dem Haarraubzeug besonders stark nachgestellt wird. Man kann getrost behaupten, daß wohl noch nie so viel Füchse, Marder usw. gefangen worden sind, wie im letzten Jahre. Selbst der Maulwurf mußte daran glauben. Das alles bedeutet eine nicht unerhebliche Störung des Gleichgewichtes in der Natur, und das ist immer von bösen Folgen begleitet. Unser Wild lebt weniger im Naturzustande, als wir glauben. Die hohe landwirtschaftliche Kultur zwingt es, sich Verhältnissen anzupassen, die vielfach vom Naturzustande weit entfernt sind. Die Folge ist das häufige Auftreten von Seuchen unter dem Wilde. Das Wild entartet nun ganz besonders schnell in raubzeugreinen Revieren. Es fehlt am Kampf ums Dasein, der die Kräfte rege hält. Kranke und schwache Stücke jeder Haar- und Federwildart werden vom Raubzeug immer am leichtesten erbeutet und so von der Fortpflanzung ausgeschaltet. In dieser Hinsicht übt das Raubzeug eine gesundheitspolizeiliche Tätigkeit aus, die gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Es kann daher allen Weidmännern nur empfohlen werden, zur gänzlichen Vernichtung des Raubzeuges nicht die Hand zu reichen, sie schädigen sich dadurch nur selbst.

Leider sind ja in der letzten Zeit Leute unter die „Jäger" gegangen, die eigentlich nicht dahin, sondern ganz anderswohin gehören. Von diesen kann man wohl erwarten, daß sie die Jagdpreise enorm in die Höhe bringen und es dem alten, weidgerechten Jäger unmöglich machen, eine Jagd zu pachten, nicht aber, daß sie Verständnis besitzen für Fragen, die wir hier berührt haben. Freilich hat es solche Leute immer gegeben, denen alle Naturschönheiten „Wurscht" sind, aber sie waren doch nicht so zahlreich wie heute. Und das liegt an der neuen Zeit mit ihren Errungenschaften, an der Möglichkeit, reich zu werden. Und zur Jagd gehört nun einmal Geld, aber auch — und das kann man nicht kaufen — Verständnis für die Natur!

Der Fettgehalt der Fische. Die größten Gegensätze treten bei den frischen Fischen auf. Den untersten Rang nimmt die geschätzte Seezunge ein, die nur 1/4 v. H. aus Fett besteht, dagegen zu 86 v. H. aus Wasser. Überhaupt sind geringer Fettgehalt und hoher Wassergehalt bei frischen Fischen stets miteinander verbunden. Den Gipfel des Fettreichtums bildet der Lachs, der sogar in frischem Zustand zu mehr als einem Zehntel aus Fett besteht und dementsprechend nur 67 v. H. Wasser besitzt. Zu den sehr fettarmen Fischen rechnen der Schellfisch und der Dorsch, ferner der Hecht und der Barsch. Der kleine Stint und die Scholle nehmen in frischem Zustand nur einen wenig höheren Rang ein, die Scholle hat nicht ganz 2 v. H. Fett. Zu den fettreichen Fischen rechnen nächst dem Lachs in absteigender Linie der Hering, die Makrele und in weiterem Abstand der Heilbutt. Besonders zu beachten ist der hohe Fettgehalt des Herings mit 8,5 v. H., der den der Makrele noch etwas übertrifft. Dagegen ist der Hering unter allen genannten Fischen mit Ausnahme der Seezunge der an Eiweißstoffen ärmste. Außerst gering ist der Fettgehalt natürlich bei getrocknetem Fisch; bei dem Stockfisch ist er freilich immerhin noch größer als bei frischem Schellfisch oder gar bei der Seezunge. Zudem besteht der Stockfisch zu über 4/5 seines Gewichts aus Eiweißstoffen. Unter den gesalzenen Fischen erweist sich der Hering als erster der ganzen Sippe, indem er mit einem Fettgehalt von fast 17 v. H. und einem Wassergehalt von nur 46 v. H. alle

anderen Arten weit hinter sich läßt. Nur die geräucherte Sprotte kommt ihm mit annähernd 10 v. H. nahe, während der Lachs in geräuchertem Zustand nur wenig mehr Fett aufweist als in frischem. Der geräucherte Hering oder Bückling, der gangbarste unter den geräucherten Fischen, hat zwischen 8 und 9 v. H. Fett. Endlich wäre noch der Sardinen in Öl zu gedenken, die, obgleich sie im Öl „schwimmen", doch selbst weniger Fett enthalten als der geräucherte Lachs, die Sprotte oder gar der Salzhering. Aus dieser Zusammenstellung geht bereits zur Genüge hervor, ein wie großer Fortschritt gezeitigt werden würde, wenn das Verständnis für die Bedeutung der Fischnahrung größeren Umfang in allen Volksschichten gewänne. Und besonders müßte der von den wohlhabenden Leuten oft verächtlich behandelte Hering eine weit größere Schätzung genießen, wie sie ihm auch wohl, wenigstens in seinen feineren Sorten, wegen seines zarten Fleisches und nach seinem Geschmack zukommt. Beachtenswert ist noch die erst jüngst festgestellte Tatsache, daß der Fettgehalt beim Hering und wohl auch bei anderen Fischen sehr von der Jahreszeit abhängig ist, in der der Fang stattgefunden hat. Ein Hering, der zu Beginn der Fangzeit im Mai erbeutet wird, enthält nur den sehr geringen Fettgehalt von 2½ v. H., das Fleisch eines zu Anfang September gefangenen Herings hatte 3,3 v. H. Fett, aber der Fettreichtum scheint dann wieder bis Anfang Herbst erheblich abzunehmen. Dazu kommen außerdem noch Unterschiede im Fettgehalt zwischen Männchen und Weibchen,

---

Fischreiher — Fischotter. (Zum Bericht „Fischreiherplage" in der „Allgemeinen Fischerei-Zeitung"). Aus Professor Dr. Sieglins bedeutender Schrift „Fischzüchterische Bestrebungen in den Gewässern Süddeutschlands" (Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft Band 23, Jahrgang 1908, Seite 427) ist ersichtlich, daß in den Jahren 1888—1907 in Württemberg allein 1413 Ottern und 4042 Reiher erlegt wurden,

Aus der Berechnung der Prämien konnte Professor Sieglin zwei für die Biologie dieser Fischfeinde wichtige Feststellungen machen: a) daß die Ranzzeit des Otters nicht, wie man früher annahm, an den Winter gebunden ist, sondern zu verschiedenen Zeiten des Jahres stattfindet, b) daß die Zahl der im Winter erlegten Reiher auf Kosten der im Sommer erlegten immer mehr zunimmt. Es wird daraus der Schluß gezogen werden können, daß der Reiher, der früher allgemein zu den Zugvögeln gerechnet wurde, in steigender Zahl bei uns überwintert. Während des Winters treiben sich die Reiher aber mehr vereinzelt herum, sodaß zu dieser Jahreszeit z. B. in und bei der Morsteiner sog. Reiherhalde immer nur einige wenige, ganz alte, kaum mehr flugfähige Exemplare, die dort den Füchsen zur Beute zu fallen pflegen, gesehen werden". Über die Reiherhorste im Walde des Freiherru v. Crailsheim bei Schloß Morstein an der Jagst ist folgendes mir noch bekannt: Die Reiherkolonie besteht dort seit ca. 400 Jahren, Vor einigen Jahren nisteten auf den uralten Linden des nördlichen Abhangs noch ca. 200 Paare. — Die Freiinnen von Crailsheim trugen bei ihrer Hochzeit stets ein Reiherbarett. — Am mittleren Neckar gehören die Reiher bereits zu den Naturseltenheiten, obwohl wir in unserem verseuchten Neckar diese gefiederte Wasserpolizei nötig hätten. Die Kehrseite der Medaille. Thudium, Cannstatt.

Die Wasserratte als Fischfeind. Ende November und in der ersten Hälfte des Dezember ist die Hauptzeit, zu der die Wasserratten ihre Vorräte einbringen. Jeder Fischzüchter muß dann vor ihr auf der Hut sein, denn es fällt der Wasserratte gar nicht schwer, selbst bis zu einem Pfund wiegende Fische in die Vorratskammer zu schleppen, die sie am Lande angelegt hat. Zu wiederholten Malen hat man schon 10—30 Pfund schwere und große Lager von Fischen gefunden, die der Mehrzahl nach in den meisten Fällen verwendungsfähig waren und im Bau in einer kesselartigen Vertiefung lagerten. So teilt z. B. ein Einsender der Jagdzeitschrift „St. Hubertus" mit, daß er im Monat

November eine Wasserratte beobachtete, welche mit einem einhalbpfündigen Karpfen im Maule ihrem Bau zuschwamm und in diesem damit verschwand. Eine sofort vorgenommene Ausgrabung des Baus förderte 9 Pfund Fische zutage, die bis auf einen alle noch frisch und eßbar waren. In einem andern Falle wurden vor Jahren in einem solchen Bau, ebenfalls im Monat November, 16 Pfund Fische gefunden. Der Bau der Wasserratte ist sehr leicht zu entdecken; er liegt immer hochwasserfrei, am Ufer, geht geradeaus, bergan vom Ufer zum Land, wo meist schon nach 1—1½ Metern der Kessel liegt, in dem die Aufspeicherungen für den Winter stattfinden. Nach übereinstimmenden Beobachtungen liegt die Vorratskammer immer in der Hauptröhre am Ende. Es sind Fälle bekannt, wo man einmal sogar mehr als 40 Pfund Fische in einem solchen Bau gefunden hat. Man muß daher in der Zeit von Mitte November bis Mitte Dezember etwa der Wasserratte, die weit größer als die Hausratte ist, ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden, denn in diesen Wochen trägt der gefährliche Fischräuber und Fischhamster seine, wie man sieht, nicht unbeträchtliche Beute ein. (Deutsche Tageszeitung.)

In der eigenen Schlinge gefangen. Für Hochwild und Rehe werden von den Wilddieben manchmal starke Drahtschlingen verwendet, die im Walde auf den Wechseln an zwei jungen, schon ziemlich starken Bäumen angebracht werden; die Bäume werden zur Erde gebogen und dann die Schlingen an ihnen festgemacht. Kürzlich machte in einem Forst der Provinz Posen ein Waldwärter einen Dienstgang und hörte klägliche, matte Hilferufe; er fand einen halbtoten Mann, der, die Beine nach oben, in einer solchen Schlinge hing. Der Waldwärter rettete ihm das Leben; der Mann war schon so schwach, daß er sich kaum noch bewegen konnte. Er gestand nachher, daß er beim Befestigen der Schlinge auf den Draht getreten sei und infolge eigener Unachtsamkeit die niedergebogenen Bäume in die Höhe geschnellt seien. Es war ein berüchtigter Wilddieb, der schon mehreren Schutzbeamten schwere Verletzungen beigebracht hatte. Sein stundenlanges Hängen in der Schlinge mit dem Kopfe nach unten war die gerechte Strafe für die vielen schrecklichen Qualen, die er durch seine Schlingen dem armen Wilde verursacht hatte. Und er selbst hatte sich die Strafe bereitet.

Ein Magdeburger Star in Spanien. Nach einem Bericht der Vogelwarte Helgoland wurde ein im Mai 1913 mit Ring Nr. 16856 in Kloster Hadmersleben bei Magdeburg markierter Star aus Spanien zurückgemeldet, wo derselbe bei Cantillana, einem Dorfe in der Provinz Sevilla, im Röhricht des Flusses Guadalquivier gefangen wurde. Über den dortigen Starenfang bringt das deutsche Konsulat in Sevilla, das die Erbeutung des Vogels nach Deutschland gemeldet hat, noch folgende bemerkenswerte Mitteilungen: „Die Stare kommen im Monat November nach dieser Zone und halten sich bis März dort auf. Sie kommen in großen Scharen, mitunter 2000 bis 3000; während ihres Aufenthalts in dieser Zone trennen sie sich nie. Nachts über bleiben sie in den Röhrichten, hauptsächlich in der Nähe von Cantillana und Brenes, Nachbardörfer, die am Ufer des Flusses Guadalquivier liegen. Die Eigentümer dieser Röhrichte haben während des Tages Netze ausgespannt; während des Nachmittags suchen die Vögel ihre Zuflucht in diesen Netzen, um hier die Nacht zuzubringen; durch Zuziehen der Netze um Mitternacht werden sie gefangen. Täglich werden ungefähr 1800—2000 Vögel so gefangen. Am nächsten Tage werden sie getötet und mit der Eisenbahn nach den verschiedenen Städten zum Verkauf verschickt. Die Besitzer dieser Röhrichte machen ein großes Geschäft, da sie das Dutzend Vögel zu einer Pesete verkaufen und dabei nur geringe Ausgaben haben. Die Stare verteidigen sich hier gegen Raubvögel (Geier, Adler) in der Weise, daß sie in dichten Schwärmen hochfliegen und ganz schnelle Sturzflüge machen; durch den so entstehenden Luftstrom vermögen sie die Adler in einer Entfernung von 10—15 m von sich abzumachen."

Vorstehender Bericht bringt weitere Aufklärung über die Zugverhältnisse unseres Stares, der zu den dankbarsten Ringvögeln gehört, über dessen Winterquartiere wir schon ziemlich gut durch die Beringung unterrichtet sind. So wissen wir, daß livländische Stare in England, dänische ebenfalls in England und an der nordfranzösischen Küste, böhmische in Spanien und Portugal und ungarische Stare in Nordafrika überwintern. Über die Winterherbergen unserer deutschen Stare ist aber bis jetzt sehr wenig bekannt geworden und regt hoffentlich vorliegender Fall zu ausgedehnten Starberingungen bei uns an, die ja bei der Häufigkeit des Vogels und seinem engen Anschluß an den Menschen leicht auszuführen sind. Solche Beringungen können nicht nur wertvolle wissenschaftliche Ergebnisse zeitigen, sie bringen auch erwünschten Aufschluß über die Nachstellungen, denen unsere Vogelwelt in Südeuropa ausgesetzt ist und über die Gewohnheiten, die sie dortselbst angenommen hat.

E. Gebhardt.

Neue Weiheranlage. Ein vortreffliches Beispiel der Nutzbarmachung von Ödländereien wurde im Forstamtsbezirke Bodenwöhr gegeben. Durch das Kulturbauamt Amberg wurde hier eine ertragslose Fläche von über 3 Hektar in einen schönen Weiher umgewandelt. Es wurde das Gelände durch einen tiefen Hauptgraben und durch Seitengräben entwässert, ein fester Betonmönch eingebaut, ein gepflasterter Überlauf eingerichtet und mit dem Grabenaushub der Weiherboden planiert. Da der Weiher direkt an der Hauptstraße und nur wenige Meter von der Eisenbahnstation Neukirchen-Balbini entfernt liegt, war bei der Pachtversteigerung sicher auf eine große Anzahl von Pachtliebhabern zu rechnen. Es wird diese Weiheranlage gewiß auch zur weiteren Kultivierung ähnlicher Ödflächen aneifernd wirken, zumal sich auch erwarten läßt, daß der Weiher sowohl guten Ertrag abwerfen als auch in landschaftlicher Beziehung dem Auge einen reizvollen Anblick bieten wird. . . . . .

Wenn wir auch im allgemeinen in Rücksicht auf die Sumpfvogelwelt keine Freunde des Entwässerns sind, so ist es doch in diesem Falle zu begrüßen, daß aus dem kleinen Moor ein Weiher geworden ist, anstatt ein Kartoffelfeld.

Eine Streife. Eine oberhessische Zeitung schreibt: Die vom hessischen Ministerium des Innern angesetzte Polizeistreife auf Wildschweine, die unter einem Aufgebot von über 50 Jägern in den Distrikten Grebenau, den Dörnbergischen Waldungen und einem Teil der Gräfl. Görtzschen Waldungen stattfand, ist völlig ergebnislos verlaufen, indem kein Schwarzwild angetroffen wurde. — Es ist dies eine Notiz, wie sie in ähnlicher Form öfter durch die Presse geht. Vorher wird unendlich viel geredet von dem „ungeheuren Schaden", den diese oder jene Wildart anrichten soll, bis dann die bewußte Streife großzügig ins Werk gesetzt wird. Unter dem „verruchten alten System" versuchte man des öfteren einen ähnlichen Trick, indem der oder jener Jagdpächter die Bauern veranlaßte, die Landräte mit Klagen über unerträglichen Rotwildschaden zu überschütten. Der Zweck war der, die Erlaubnis zum Abschuß von weiblichem Rotwild während der Schonzeit herauszuschinden. Meist machte man die Sache so, daß man erst eine Anzahl solcher Genehmigungen zusammenkommen ließ und dann in fröhlicher Gesellschaft ein großes Treibjagen veranstaltete. Diese Methode wurde beispielsweise von einem Weidmann betrieben, der sich als reichgewordener Schuster eine Jagd leisten konnte. Der Mann tat sehr entrüstet, als ihm der Landrat hinterher den Jagdschein entzog. Im übrigen wirkt es geradezu komisch, wenn heute über den großen Wildschaden geklagt wird. Die Nutznießer der „Glorreichen" vom 9. November haben ja gründlich dafür gesorgt, daß unter dem Banner der Freiheit in vielen Revieren auch nicht ein Schwanz mehr übrig blieb. Zudem erscheint es auffällig, daß sich die Streife in der Hauptsache in privates Gebiet erstreckte. Jedenfalls wird man nach diesem glänzenden „Erfolg" nun etwas vorsichtiger sein in der Behauptung von Wildschäden.

H.

Die hohen Pappeln der alten Landstraße von Zerkwitz nach Boblitz sind gefällt worden, wodurch das Landschaftsbild öde geworden ist. Diese Straße ist noch ein Teil der alten Heerstraße von Cottbus über Lübben nach Berlin. Erst durch den Bau der Chaussee von 1843 bis 1845 wurde sie vereinsamt. Auf ihr bewegten sich noch die Heeressäulen Napoleons nach Rußland 1812. Auch die beschattete Dorfstraße in Eisdorf wurde rasiert. Die hohen Kohlenpreise sind wohl die Ursache, daß der Holzreichtum des Landes gelichtet wird.

Höhlendünger. Im Höhlenboden der Salzburger Alpen, besonders des Dachstein- und Tennergebirges, hat man anläßlich wissenschaftlicher Forschungen während des Krieges Höhlendünger entdeckt. Dieser stammt aus vorgeschichtlichen Fäkalien und Knochenablagerungen, die meist von meterhohen Schichten jahrhundertealten Fledermausguanos bedeckt sind; auch die Muttererde in den umliegenden Schichten weist einen beträchtlichen Gehalt an leicht löslicher Phosphorsäure auf. Die Mengen Höhlendünger sollen sehr groß sein. Eine einzige Höhle von mäßigem Umfang, die Drachenhöhle bei Mixnitz (Steiermark), soll allein mehr als 15 Millionen Kilo reiner Phosphorsäure im Wert von mindestens 450 Millionen Kronen enthalten. Die österreichische Regierung hat im Parlament ein „Höhlendüngergesetz" eingebracht, das die Vorräte dieses wertvollen Materials als Staatseigentum erklärt. Hoffentlich wird diesen Naturdenkmälern durch die zu erwartende Ausbeutung keinerlei Schaden zugefügt, sondern bleiben uns in ihren seitherigen Formen erhalten.

Freunde, werbt Leser!

Es steht kein Mensch der Natur so teilnahmlos gegenüber, daß ihn in derselben nicht irgend etwas lebhaft interessierte, seien es nun Vierfüßler, Sing- oder Raubvögel, Fische, Reptilien, Blumen, Büsche, schöne Baumreihen, Felsen, Teiche, Bäche, Flüsse oder Seen. Alles dies ist aber in hohem Grade schutz- und schonungsbedürftig. Leider wissen das aber die meisten Menschen nicht, oder sie meinen, der gewiß notwendige Schutz wäre schon in guten Händen. Das ist gewiß richtig. In guten Händen ist er, namentlich bei uns, aber es darf doch niemals vergessen werden, daß alle Vereinigungen ständig Abgänge haben, hervorgerufen durch Sterbefälle und Austrittserklärungen, daher sollte jeder uns angeschlossene Naturfreund, so oft er glaubt, Jemanden vor sich zu haben, der Interesse für die Natur hat, versuchen, ihn für uns zu gewinnen.

Wie könnte unsere Tätigkeit wohl gerade in dieser Jahreszeit eine andere sein als die, unseren Kreis von Naturschützern vergrößern zu helfen? Unser so oft geäußerter Wunsch, daß jedes Mitglied einmal ein neues Mitglied anmelde, dürfte sich dann eher erfüllen. Es ist dies ein sehr bescheidener Wunsch unsererseits, denn einen Verwandten, Bekannten oder guten Freund hat ein Jeder unter uns, der für unsere schöne Bewegung zu gewinnen wäre, namentlich im Frühling, im Mai, in der schönsten Zeit des Jahres.

Für Hegemeister, Revierförster, Förster und Waldwärter

beträgt der Jahresbeitrag nach wie vor nur die Hälfte des sonst üblichen Jahresbeitrages, nämlich

nur 10 Mark.

Für diesen geringen Jahresbeitrag erhalten diese Angehörigen der grünen Farbe unsere Hefte regelmäßig zugeschickt, wie die übrigen Mitglieder und haben außerdem den Anspruch, bei Vergebung unserer jährlichen Prämien in erster Linie berücksichtigt zu werden.

Jeder unserer Waldbesitzer sollte für diesen geringen Jahresbeitrag sofort seinen Förster als Mitglied bei uns anmelden.

Bücherschau

Die wildlebenden Säugetiere Deutschlands. Von Dr. Ernst Schäff. Mit 76 vom Verfasser selbst gezeichnet. Abbildungen. Verlag von J. Neumann in Neudamm. Preis geheft. M. 3,50, geb. M. 4.— u. 60 v. H. Teuerungszuschl.

Die Beschäftigung mit der Natur und ihren Gebilden hat in unserer Zeit eine gesteigerte Bedeutung für Schule und Haus gewonnen. — Die Säugetiere sind bislang in der Literatur recht stiefmütterlich behandelt worden, obwohl ihre Kenntnis nicht weniger wichtig ist wie die anderer Tiergruppen. Schäffs Buch, das Prof. Dr. Göldi in der Einleitung seines umfassenden Werkes über die Tierwelt der Schweiz als „kurz u. gut" beurteilte, zeichnet sich durch Vollständigkeit (es berücksichtigt z. B. auch alle bei uns beobachteten Meeressäugetiere usw.), Übersichtlichkeit und Verständlichkeit aus. So werden die im Text gebrauchten wissenschaftlichen Ausdrücke in einem Anhang erklärt. Das faunistisch wertvolle Buch sollte in keiner Schulbibliothek fehlen und gehört in die Bücherei jedes Freundes der heimischen Tierwelt.

Lebensbilder aus der Tierwelt Europas. Herausgegeben von H. Meerwarth und Karl Soffel. Neu-Bearbeitung von Karl Soffel.

Was ist das? Es ist die Naturgeschichte europäischer Tiere, die sich sowohl durch die Darstellungsart wie durch die Illustration vollständig von allem bisher Dagewesenen unterscheidet. — Biologisch in erzählender Weise führen die Bearbeiter ein in das Leben jedes Tieres. Gewissermaßen selbsthandelnd tritt es auf, und das ungeheure Wissen, das in den Texten verborgen liegt, wird dem Leser unvermerkt vermittelt, der sich in die Seele eines jeden Tieres versetzt glaubt, sein Tun und Handeln miterlebt. — Die Bilder, lediglich photographische Originalaufnahmen freilebenden Wildes, zeigen das Tier als charakteristischen Teil seiner Umgebung, als Verschönerer des Landschaftsbildes; sie sind scharf und klar und geben alle Einzelheiten. — Wenn die Heimat wieder ein Stück einförmiger geworden ist, wenn nur klägliche — vielleicht geschützte — Reste Zeugnis davon ablegen, wie mannigfaltig heute noch der Pulsschlag der Natur gewesen ist, dann werden die „Lebensbilder aus der Tierwelt Europas" eine eindringliche Sprache reden und noch im urkundtreuen Lichtbild zeigen, was ehemals in Bruch und Wald, in Heide, Strand- und Bergeinsamkeit in reicher Fülle gelebt. — So soll dies Buch auch ein Werk der Zukunft sein, so wie es als Gegenwartserscheinung von der Schönheit unberührter Natur und ihren Geschöpfen predigt, und vielleicht trägt es auch in seinem Teile dazu bei, die Liebe zur Natur bei vielen zu wecken und zu vertiefen, diese Liebe, die allen Erholung und Freude sein kann und sollte, und die so echt deutscher Art ist. Das wäre wohl des Werkes letzter und vornehmster Zweck.

Der fliegende Koffer. Reise-Erinnerungen von Dr. Max Ortmann. (Badischer Verlag G. m. b. H., Freiburg in Baden; Preis eleg. kartoniert 5.— Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Ein neuer Mann und eine neue Art. Je tiefer man sich in das vorliegende, so bescheiden sich darbietende Büchlein versenkt, desto mehr verstärkt sich der Eindruck: Eine kraftvolle Dichternatur, durch und durch gesund und kernig und doch von tiefschürfendem Empfinden, von feinster Intelligenz, tritt mit diesem Werke auf den Plan ... Reisebeschreibungen? Eine viel zu nüchterne Benennung für diese Kabinettstückchen, die nicht nur gut geschrieben, sondern sehr amüsant zu lesen sind. Ein fein sarkastisches Lächeln oft über den Blättern



SATRAP

Photo-Papiere - Chemikalien - Entwickler
für Natur, Wissenschaft und Kunst.

Überall erhältlich.

Chemische Fabrik auf Actien (vorm. E. Schering)
Berlin-Charlottenburg 40.

Briefmarken

Unsere fortlauf. erscheinenden Listen, die wir unseren Käufern gratis senden, halten Sie stets auf dem laufenden!
Verkaufsangebote stets erwünscht

Alwin Hamann G. m. b. H.
Briefmarken-Großhandlung
Berlin-Charlottenburg 5
Kuno Fischer-Straße 13 a/b.

— goldener Humor. Ob wir England, Norwegen, die Schweiz, heimisch liebes Land bereisen — überall greift der Dichter mit verblüffender Selbstverständlichkeit das Charakteristische heraus. Mit ein paar Strichen stellt er Menschen hin; und seine Landschaftsschilderungen atmen Luft, Erdgeruch, Stimmung.

Das deutsche Dorf. Von Professor Dr. Robert Mielke. 3. Auflage. Mit 51 Abbildungen im Text. „Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen. Bd. 192 (128 S.). 8°. Kart. M. 2,80, geb. M. 3,50. Hierzu Teuerungszuschlag des Verlages ab April 1920 100%, Abänderung vorbehalten. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. 1920.

Heute, wo das Siedlungsproblem zu einer Tagesfrage geworden ist, ist das Interesse für das Dorf und seine Geschichte mehr denn je gewachsen. Ausgehend von den Entstehungsursachen aus wirtschaftlichen und politischen Bewegungen zeigt der Verfasser die Ausbreitung der dörflichen Siedlungen und ihre Verdichtung zu ländlichen Gruppen unter Berücksichtigung der geographischen Lage. Ein Kapitel über die Kultur des Dorfes ergänzt die durch zahlreiche Abbildungen belebte Schilderung, die sich auf die Grenzgebiete, besonders die Schweiz und Österreich, ausdehnt. Die dritte Auflage berücksichtigt die neueste Literatur und ist erneut durchgearbeitet und systematisch vertieft. Nicht nur für die Stärkung des Volkstums, sondern auch für den Architekten und Gartenbaukünstler bringt das Büchlein beachtenswerten Stoff.

Der Jäger. Ein Jagdbüchlein für Anfänger. Von Dr. Kurt Floericke. Mit 15 Abbildungen. Preis geheftet M. 6,60, gebd. M. 9,80. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Wer ist ein Jäger? Oder besser gesagt: Wer ist kein Jäger? Diese Frage beantwortet der bekannte Schriftsteller Dr. Kurt Floericke in einem bei der Franckh'schen Verlagshandlung in Stuttgart soeben erschienenen Büchlein „Der Jäger", ein Jagdbüchlein für Anfänger, sehr zutreffend, indem er sagt: Wer sich nicht um Schonzeiten, Grenzen und weidmännische Anstandsregeln kümmert, der ist kein Weidmann, sondern ein Schinder oder Aasjäger. Der, dem es lediglich darauf ankommt, seine Wände mit möglichst viel Trophäen und sein Schießbuch mit möglichst hohen Ziffern zu füllen, der ist kein Jäger, sondern ein Sportfex. Weidmann und Jäger ist nur der, und kann nur der werden, für den der Reiz der Jagd nicht im bloßen Schießen, sondern auch in der Beobachtung des Wildes und im Vollgenuß der Natur besteht, der streng weidgerecht jagt, den Abschuß vernünftig einschränkt und ihn nur auf eine Weise vornimmt, die dem Wild unnötige Qualen erspart. Jeder Jäger, jeder Tier- und Naturfreund wird dieser Auffassung Dr. Floerickes beistimmen und daher auch das Büchlein von Dr. Floericke freudig begrüßen und weiterempfehlen. „Der Jäger" ist eine kurze Einführung in die ersten Grundregeln eines weidmännischen Jagdbetriebes und wird daher vielleicht manchem im Hinblick auf die Fülle wirklich gute Jagdbücher überflüssig erscheinen. Aber viele von diesen Jagdbüchern sind zu umfangreich und entsprechend teuer, verwirren durch die Fülle des Dargebotenen den unerfahrenen Anfänger oft mehr, als sie ihn aufklären. Alle haben aber noch den Nachteil, daß sie viel zuviel als selbstverständlich voraussetzen und gerade auf die ursprünglichsten Fragen des angehenden Jägers keine Antwort geben. Diesem Mangel will und wird das Büchlein von Dr. Floericke abhelfen.

Mitteilungen der Märkischen Mikrobiologischen Vereinigung (E. V.). Mikrobiologisches Institut. Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 95. 9. Jahrg. 1919/20. Heft 2—5.

Zum Naturschutz gehört Kennenlernen der Natur, und so darf man sich über die Veröffentlichungen einer rührigen Vereinigung, die Interesse an der Kleintierwelt und am Bau der Organismen verbreiten will, nur freuen. Die Heftchen erscheinen in ansprechender Form und führen auch gute Abbildungen, so die sehr gut gelungene photographische Wiedergabe des Schnittes durch den Eierstock eines Meerschweinchens. Recht instruktiv sind ferner die Abbildungen der kleinen Krebschen der Gewässer, die im Haushalt der Natur als Fischnahrung eine so bedeutsame Rolle spielen. Die Aufsätze selbst sind gründlich und lesenswert. Sie leiten zur Herstellung mikroskopischer Präparate an, bringen aber auch ausführlichere Beschreibungen, so über das Fleckfieber, das von R. Bauch sehr eingehend abgehandelt wird. Dem Unternehmen ist offenbar eine Zukunft beschieden, und das ist auch für uns erfreulich, da es zeigt, daß das Interesse an der Natur zunimmt.

K. Guenther.

Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur: Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7 II. Druck von Carl Ringer & Sohn Berlin S. 59, Hasenheide 54. Kommissionsverlag Otto Hillmann, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Blätter für Naturschutz und Heimatpflege.

Herausgegeben, verlegt und redigiert von Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7
Kommissionsverlag Otto Fillmann, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Die Blätter für Naturschutz und Heimatpflege erscheinen jetzt alle 2 Monate.
Bezugspreis jährlich 20 Mk. — Einzel-Nummer 4.— Mk.

Bestellungen, Manuskriptsendungen und Anfragen nur an Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7.

Nachdruck der Artikel ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

— Die Verfasser der einzelnen Artikel und Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten. —

Alleinige Anzeigen-Annahme:
Berthold Giesel, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38, Fernsprecher Amt Lützow, 8588.

7. Jahrgang. Berlin, am 1. Mai 1921. Nummer 5 u. 6

Ein Naturschutzparadies.

Von Walter Benecke.

Zu Pfingsten 1919 war es mir vergönnt, eines der schönsten Waldreviere zu besichtigen, die ich jemals gesehen habe. Es ist dies das Revier der Oberförsterei Hochzeit i. d. Neumark, welches dem Ornithologen und warmherzigen Naturfreunde, Herrn Forstmeister Dittmar, in Hochzeit untersteht. Ein besonders glücklicher Zufall hat es gefügt, daß ein ebenso begeisterter Naturfreund, guter Vogel- und Tierkenner, nämlich der allen Lesern wohl bekannte staatliche Förster Wilhelm Rüdiger in Forsthaus Eisenhammer mitten in diesem Eldorado seinen Wohnsitz hat und als Förster ohne Revier in der ganzen Oberförsterei seine verdienstvolle Schutztätigkeit entfalten kann. Im D-Zuge hatte ich im Speisewagen in gemütlicher Gesellschaft bald die Strecke Berlin-Kreuz hinter mir. Als rüstiger Fußgänger machte es mir nichts aus, am nächsten Tage die 21 km lange Strecke bis zum Forsthause per pedes zurückzulegen. Als Vorgeschmack der kommenden Herrlichkeiten erkannte ich unterwegs zwei Blauraken in ihren charakteristischen Sturzbewegungen während des Fluges. Von Herrn Rüdiger und seiner lieben Frau aufs beste empfangen, verbrachten wir den Abend in gemütlicher Plauderei und mit Plänen für die nächsten Tage beschäftigt.

Das Forsthaus, früher Dienstwohnung eines Oberförsters, liegt erhöht, unter ihm fließt die Drage vorbei. Da dieses Flüßchen infolge einer industriellen Anlage in der Nähe des Forsthauses gestaut worden ist, so hat die Industrie hier wider Willen einmal etwas Gutes geschaffen, indem ein breiter Waldsee entstanden ist, auf dem sich ständig große Säger und Schellenten aufhalten, die vom Forsthause aus vorzüglich zu beobachten sind. Geht man den See etwas hinauf, so bekommt man ein fast tropisches Bild zu sehen. Fortwährend steigen Enten und Säger auf und fliegen von einer Seite des verbreiterten Flusses zur anderen, hoch und niedrig, in einer solchen Anzahl, wie man sie sonst nur gewöhnt ist, in den Tropen zu sehen. Gegenüber der Industrieanlage nistet der sonst so scheue Eisvogel in drei Pärchen und man hat hier die allerbeste Gelegenheit, diesen „fliegenden Edelstein" in Muße zu beobachten und sich immer aufs neue an dem munteren

Gebahren und der Farbenpracht dieses Vogels zu ergötzen. So eine gute Beobachtungsgelegenheit ist mir bisher noch nie geboten worden. Auf altem Gebälk der Stauanlagen nistet die Gebirgsbachstelze. Am Forsthause und in den Bäumen in dessen Nähe selbst nisten, teils in eigens dazu angebrachten künstlichen Höhlen grauer Fliegenschnäpper, Trauerfliegenfänger, Hohltaube, Star, Grünspecht, Schellente, großer Säger, Waldkauz. Diese Schönheiten allein würden schon genügen, ein Revier zu einem anziehenden zu machen, aber das ist erst der Anfang.

Am Pfingstsonnabend besuchten wir zunächst den Horst eines anscheinend schon recht alten Schwarzstorches. In stolzer, stoischer Ruhe, den Kopf auch nicht um 1 Millimeter wendend, steht der Waldstorch aufrecht in seinem Horste. Um ihn nichts als die unendliche Waldeseinsamkeit und der blaue Junihimmel. Wahrhaftig ein Bild erhabenster Ruhe und Abgeklärtheit. Der Vogel ist sozusagen mit der Welt fertig. Nichts scheint ihn mehr anzugehen und zu rühren. Er hängt nur seinen tiefgründigen Gedanken nach.

Am nächsten Tag konnte ich noch einen anderen Schwarzstorchhorst mit einem Inlassen bewundern, der sich ebenso benahm, wie vorgenannter, nämlich ganz vertraut. Bisher habe ich immer nur beobachten können, daß der alte Schwarzstorch ungeheuer scheu ist und stets so rechtzeitig abstreicht, daß man nie Gelegenheit bekommt, die Alten am Horste beobachten zu können, oder man müßte sich eben nach allen Regeln der Kunst anschleichen. Hier aber konnte man in jedem Falle sich ohne Scheu, ganz aufrecht, bis auf 30 Meter den Horsten nähern. Herr Förster Rüdiger erzählte mir dabei, daß die auf den Kulturen beschäftigten jungen Mädchen (!) ihn schon wiederholt gebeten hätten, doch die Schwarzstörche abzuschießen, „weil sie sonst schwarze Kinder bekommen könnten!" Mag das vielleicht auch ein schlechter Witz sein. Jedenfalls zeigt doch dieser (wenigstens von den jungen Mädchen) allen Ernstes wiederholt geäußerte Wunsch, daß das sogenannte „Volk" noch nichts, rein gar nichts, für die Schönheiten und Seltenheiten in der Natur übrig hat und erst recht nichts für Naturschutz. Alle Aufklärung nützt da, wenigstens bei Erwachsenen, nichts; sie sehen einen bei einem solchen Versuche nur verständnislos an.

Am Pfingstsonntage besuchten wir früh den Wanderfalkenhorst.

Es war dies der erste besetzte Horst dieses schönen Räubers, den ich sah, und wie sah. Die 3 Jungen waren schon fast flügge und saßen auf einem starken Seitenaste etwas unterhalb des Horstes, sich gar nicht um uns kümmernd. Die beiden Alten waren natürlich über unser Erscheinen sehr unwillig und aufgeregt und umkreisten uns ständig, sowohl in großer Höhe, als auch ziemlich niedrig. Ab und zu ließ sich der eine Vogel uns gegenüber auf einem Baume nieder und gab seinem besonderen Unwillen dadurch Ausdruck, daß er häßliche, beinahe dem Gaken der Enten ähnliche Töne, von sich gab. Gleich darnach fing das hastige Kreisen wieder an. Ich konnte mich von dem schönen Anblick gar nicht losreißen. Pfingstsonntag im fast unberührten deutschen Walde, über einem der blaue Junihimmel, überall predigen um diese Zeit (10—11 Uhr) die Geistlichen von den Kanzeln. Wir aber sitzen in Gottes schönster Kirche, in seinem Waldesdom, versunken in die Schönheiten seiner erhabenen Schöpfung, im Genusse ein Vogel- und Familienleben beobachten zu können, wie es nur Wenigen beschieden ist und wofür, Gott sei es geklagt, auch nur sehr Wenige Verständnis haben. Endlich mußte geschieden sein, aber dieser schöne Pfingstsonntag in der Neumark wird mir unvergeßlich bleiben. Beim Fortgehen fanden wir noch ein Baumpiepergelege, dicht neben uns im Grase. Der brütende Vogel hatte so lange ausgehalten und flog erst ab, als wir beinahe auf das Nest getreten wären. Nun gab es noch einen seltenen Naturgenuß zu bewundern, nämlich den Fischadler oder Weißbauch an seinem Horste, auf dem höchsten, vertrockneten Ende einer Eiche, dicht am Forsthaus Eisenhammer gelegen. Beide Vögel hielten sich dauernd in der Nähe des Horstes, in dem 2 Junge waren, auf, und konnten gut beobachtet werden. Namentlich fiel der prachtvolle weißgefärbte Bauch auf; ein zweiten besetzter Horst, ebenfalls auf einer Eiche, an den Karpfen-

teichen gelegen, wurden mir auch noch gezeigt, und soeben erfahre ich, daß in derselben Oberförsterei auf einer Kiefer ein drittes Adlerpärchen sich angesiedelt hat.

Im Laufe der nächsten Tage konnte ich noch einen besetzten Habichtshorst beobachten und auch den, leider verlassenen Horst, eines Schreiadlers besichtigen.

Auch, ich möchte fast sagen, ungezählte besetzte Mäusebussardhorste waren überall vorhanden. Während man unter normalen Umständen schon erfreut ist, auf einen solchen Horst zu stoßen, sieht man, wenn man solchen Seltenheiten, wie in diesem Reviere begegnet, schon bald gar nicht mehr nach Mäusebussardhorsten hin. Ganz eigenartig ist in diesem Revier auch der ungeheuere Reichtum an natürlichen, bezogenen Spechthöhlen. Beinahe aus jedem dritten dazu geeigneten Baume tönten einem die lockenden Stimmchen der kleinen Waldzimmermeister entgegen.

Überall im Revier sieht man es fliegen und schwirren und hört die Stimmen fast sämtlicher deutscher Kleinvögel, wie Kleiber, Wendehals, Segler, Kohl-, Sumpf-, Tannen-, Blau-, Hauben- und Schwanzmeise, Kirschkernbeißer, Rotkehlchen, Buch- und Grünfinken, Zwergfliegenfänger, welcher namentlich in den Rotbuchenstangenorten recht häufig auftritt, der Trauerfliegenfänger hat sich in den letzten drei Jahren ungemein vermehrt, und nimmt namentlich die von Berlepsch'schen Nisthöhlen gern an. In den Jahren 1916 und 17 wurden die Rotbuchenorte der Försterei Jägersburg I der Oberförsterei Hochzeit vom Rotschwanz, **Dasychir apudibunda L.** stark befressen; die Umgebung des Forsthauses Eisenhammer litt unter Kahlfraß nicht, die Kleinvogelwelt hatte hier durch Verzehren der Eier stark eingegriffen. Herrn Forstmeister Dittmar als Ornithologe gebührt das Verdienst, daß er alljährlich Nisthöhlen seitens der Regierung kaufen und diese innerhalb der Oberförsterei Hochzeit anbringen läßt.

Auch die Nachtschwalbe beherbergt das Revier. Es war das erste Mal, daß ich diesen Vogel beobachten und hören konnte. Punkt 9 Uhr abends setzte das Locken ein. Ein Unkundiger würde sich unmöglich erklären können, von welchem Tiere die Töne herrühren. Der Ruf ähnelt vollkommen denjenigen Tönen, die die Kinder zu Weihnachten auf der sogen. „Teufelsknarre" hervorbringen. Wie leicht man sich, namentlich des abends und auf dem Rückwege im Walde verlaufen kann, zeigte mir der eine Abend. Ich war allein zu der Stelle hingegangen, und, obgleich der Balzplatz (eine größere Blöße, nur mit einigen Überhältern bestanden) gar nicht so weit ob vom Wege lag, konnte ich beim Rückgang den Weg nicht mehr finden. Zu meinem Glücke hatte ich mir aber die Richtung des Salzgestells genau gemerkt, auf die ich dann auch schließlich traf, nachdem ich rücksichtslos durch dick und dünn mich so weit vorgearbeitet hatte. Allerdings kam ich ca. 200 m oberhalb des eigentlichen Weges heraus und wußte nun nicht, ob ich das Salzgestell nach links oder nach rechts heruntergehen sollte. Schließlich erkannte ich aber in der Dunkelheit noch die Masten des Leitungsgestelles und war so gerettet. Mein freundlicher Wirt war allerdings schon auf der Suche nach mir, so daß mir also das Nachtquartier im Walde, das ich schon erwogen hatte, erspart geblieben war. Nach dem Rufen der Nachtschwalben setzten regelmäßig die Waldkauze mit ihren schaurigen Rufen ein und auch wieder in sehr großer Anzahl. Vor einem, neben einem, hinter einem, ganz wunderbar für einen Freund der Natur. Inzwischen hatte auch ein immenses Froschkonzert allabendlich eingesetzt, unter dessen Tönen man bald in Morpheus' Armen ruhte, nicht von Schlaflosigkeit geplagt, wie so oft in Berlin, und, nachdem man sich vorher noch an dem milden Lichte des guten Mondes erfreut hatte.

Es kostete große Überwindung, sich von dieser Stätte traulichen Waldfriedens und kaum noch zu übertreffender Schönheiten und Seltenheiten der Natur zu trennen und von den edlen Menschen, die in so verständnisvoller Weise die ihnen anvertrauten kostbaren Schätze hegen und pflegen. Mein besonderer Dank auch an dieser Stelle Herrn Forstmeister Dittmar und Herrn Förster Rüdiger nebst seiner lieben Frau!

Über Pflanzenschutz.

Während der Tierschutz seit Jahrzehnten in fast allen Kulturländern durch Vereine in teils ausgezeichneter Weise organisiert ist, sieht sich die Pflanze in dieser Hinsicht bis zur Stunde recht stiefmütterlich behandelt. Das Tier als geistig und körperlich wesentlich höher organisiertes Wesen vermag aus diesen Fähigkeiten heraus lebhafter und eindringlicher zu unserem Gemüt zu sprechen und so wird jede Kundgebung des Tieres, stütze sie sich auf Hunger, Krankheit oder sonstige Leiden bei uns ein sicheres Echo des Mitleids erwecken, das wohl zur Hilfe bereit ist. Die Tierschutzvereine haben in diesem Sinne eine unendlich segensreiche Tätigkeit entwickelt und nicht genug damit, in vielen Staaten suchen Tierschutzgesetze dem leidenden Tier zu Hilfe zu kommen, wo sich gelegentlich menschliche Herzlosigkeit breit macht. Unsere Jagdschongesetze fallen auch in diesen Kreis des Tierschutzes, obwohl diese nicht gerade einen idealen Tierschutz verkörpern, sich vielmehr zur Hauptaufgabe stellen, die einzelne Tierart mehr vor der Ausrottung zu schützen, die sonst bei zügelloser freier Jagd nicht ausbleiben würde.

Die Heimatschutzbestrebungen unserer Zeit haben nun auch dem Pflanzenschutz ihre Aufmerksamkeit geschenkt, was anzuerkennen und hocherfreulich ist, doch ist der Pflanzenschutz in diesem Fall nur ein Teilglied, das dem großen Ganzen bald mehr oder weniger stark untergeordnet ist. Unsere Feld- und Forstgesetze kennen allerdings einen begrenzten Pflanzenschutz, doch ist von dem gesetzlichen und rechtlichen Bestand eines solchen vielen so gut wie gar nichts bekannt und der Städter ist in diesem Fall fast immer von einer ziemlichen Unkenntnis begleitet. In Parks und öffentlichen Gärten ist der Pflanzenschutz dem Besucher meist eine gutbekannte Sache und wo gelegentlich etwas Vergeßlichkeit obwalten wollte, wird man durch einen unerwartet auftauchenden Aufseher manchmal unangenehm an den bestehenden Pflanzenschutz erinnert, wenn man sich unerlaubte Eingriffe in das Pflanzenreich gestattet hat. Ganz anders liegt die Sache im Wald und auf der Heide, hier fühlt man sich frei und ungebunden und empfindet die Pflanzenwelt schutzlos vor sich liegen. Ein Freibeutertum greift platz; man überfällt die Wehrlosen, die stumm und lautlos ihr Leben lassen, bündelt sie formlos zu einem Bukett, schleppt sie eine Strecke des Weges, um dann plötzlich die welkgewordenen, abgestorbenen Blumen wie ein Nichts zu Boden zu werfen. So etwa gehen jährlich Millionen von Blumen zugrunde, an deren Anblick sich im anderen Fall noch Tausende sonst erfreut hätten. Solange es sich um Pflanzen handelt, die als typische Kinder der deutschen Flora überall in ungezählten Mengen zu finden sind, wird man sich mit einem Vorgang, wie den eben geschilderten, noch abfinden können, obgleich auch hier ein Pflanzenschutz voll am Platze wäre. Bedenklicher aber ist, daß gerade seltene Pflanzen am ehesten dem Pflücken und so der Vernichtung zum Opfer fallen. Eine seltene Wald- oder Wiesenblume, einmal erspäht, hat ihr Leben sicher verwirkt. Im Übereifer des glücklichen Fundes wird dem seltenen Findling gedankenlos das Todesurteil gesprochen. Der Gedanke an Nachkommenschaft oder Arterhaltung scheidet in diesem Augenblick völlig aus; die Zerstörung triumphiert, im nächsten Augenblick wird das blühende Kind der Flora rauh von der Mutter Erde gerissen, um kurze Zeit darauf den Weg des Vergessenen und Verlorenen zu gehen. Und so sind wir dahin gekommen, daß viele Pflanzen der deutschen Flora immer seltener werden und daß ihr Verschwinden und Aussterben nur noch eine Frage der Zeit ist.

Erfreulicherweise beginnt man dem Pflanzenschutz in amtlichen Kreisen mehr und mehr Aufmerksamkeit zu schenken, wenngleich es hier noch viel zu tun gibt und eine wesentlich stärkere Ausdehnung und Verbreitung des Pflanzenschutzgedankens dringend zu wünschen wäre. So hat die Stadt Wernigerode Eichen und Buchen von besonderer Größe und Schönheit, ferner den Straußfarn und das Adonisröschen (**Adonis vernalis**) in den Stadtforsten unter besonderen Schutz gestellt. München brachte das Isargelände bei Harlaching in seinen Besitz und erließ zugunsten der Alpenpflanzen, die dem Fluß bis zu den Stadttoren folgen, ein Verbot des Pflückens und Botanisierens. Die Stadt Duisburg stellte

den in ihrem Stadtwald zu einer großartigen Entwicklung gekommenen Adlerfarn unter Schutz, der von der Bevölkerung willig geübt wird. Die Stadt München hat sich hinsichtlich des Pflanzenschutzes in ihren Maßnahmen als besonders weitschauend erwiesen; so untersagte sie in ihrer Marktordnung vom Jahre 1903 den Verkauf von wildwachsenden Pflanzen mit Wurzeln und Knollen auf dem Viktualienmarkte. Nürnberg und Regensburg haben Verbote für den Verkauf von Frauenschuh (Cypripedilum calceolus) und anderer Orchideen erlassen. Auf dem Dutzendteich in Nürnberg wächst eine seltene Seerosenart, die seitens der Stadt einen besonderen Schutz genießt. Die Stadt Hameln hat für das in ihrem Stadtforst gedeihende große Schneeglöckchen (Leucoium vernum) ein besonderes Schutzgebot erlassen. Die staatliche Naturdenkmalpflege, die ganz hervorragende Erfolge aufzuweisen hat, von privater Seite in glücklichster Weise unterstützt, nimmt sich des Pflanzenschutzes in besonderer Weise an. Die an den deutschen Seeküsten vornehmlich von Badegästen hart bedrängte Stranddistel (Eryngium maritimum) hat staatlichen Schutz gefunden, so daß von den beteiligten Regierungspräsidenten entsprechende Polizeiverordnungen erlassen wurden, welche das Ausreißen, Abschneiden, Abpflücken und Feilbieten der Stranddistel bis zu 150 M. Geldstrafe bedrohen. In den Badeorten der Küsten wird auf diese Verordnungen durch Anschlag hingewiesen In der Provinz Sachsen hat sich die Stadt Artem gemeinsam mit der Domänenverwaltung entschlossen, ein mit seltenen, charakteristischen Pflanzen der Salzflora bestandenes Gelände unter Schutz zu nehmen. Sehr wertvolle Dienste leisten dem Pflanzenschutz die auf Veranlassung des preußischen Landwirtschaftsministers herausgegebenen amtlichen „Forstbotanischen Merkbücher", welche die einzelnen Provinzen behandeln, wenngleich diese Merkbücher noch nicht von allen Provinzen vorliegen. Für Baden und Württemberg sind ähnliche „Forstbotanische Merkbücher" geschaffen worden. In Bayern, Österreich und der Schweiz wurden die selteneren Alpenpflanzen vielfach unter Schutz gestellt, besondere Schutzmaßnahmen waren für das Edelweiß erforderlich, das als Handelsartikel der massenhaften Vernichtung ausgesetzt war. Auf dem Brocken befindet sich ein Schutzgarten, der die immer seltener werdenden Brockenpflanzen zu erhalten versucht. Man ersieht, daß von amtlicher und auch privater Seite reichlich Ansätze zu einem Pflanzenschutz vorhanden sind, der allerdings nicht als allgemeiner Pflanzenschutz auftritt, sondern mehr in Einzelfällen selten werdende Heimatpflanzen vor dem Aussterben zu retten sucht. So erfreulich dieser Sonderschutz einzelner ausgewählter Pflanzen ist, wäre doch künftig die Parole eines allgemeinen Pflanzenschutzes wünschenswert. Der großen Masse des Volkes muß, wie es beim Tierschutz so ziemlich erreicht wurde, der Begriff Pflanzenschutz geläufig werden und hier ist die Schule der eigentliche Nährboden, wo die Saat auszustreuen ist. Auf den Wanderungen und Ausflügen der Jugend bietet sich die beste Gelegenheit, Pflanzenschutz zu predigen und zur Tat werden zu lassen. Für die Touristenvereine muß der Pflanzenschutz gleichfalls zu einem Schlagwort werden, während die recht nützlichen Verschönerungsvereine in Reise- und Badeorten durch die ihnen gestellte Aufgabe von selbst auf den Pflanzenschutz kommen dürften. Vor allem sollte es Regel werden, Pflanzen nie mit der Wurzel auszureißen, sondern wenn botanische Zwecke verfolgt werden, möglichst abzuschneiden. Ähnlich sollen Zweige von Sträuchern und Bäumen nie abgebrochen, sondern stets nur abgeschnitten werden, da selbst im letzteren Fall die Verletzung immer noch groß und schädigend genug ist. Die Gründung besonderer Pflanzenschutzvereine dürfte zu erwägen sein, die von Botanikern geleitet ihren Arbeitskreis nicht nur auf den Schutz heimatlicher Pflanzen beschränken brauchten, sondern sich auch weitergehende Ziele stecken können. Eine solche Aufgabe wäre die planmäßige Ausbreitung im Aussterben begriffener Heimatspflanzen und die Einführung und Anpflanzung fremder Wildpflanzen, die durch ihr schönes Aussehen als eine willkommene Bereicherung der heimatlichen Flora zu gelten hätten. In einer ins Leben zu rufenden Pflanzenschutzbewegung wäre dem Botaniker eine äußerst dankbare Aufgabe gestellt, zu deren Erfüllung sich sicher viele bereit finden würden.

Dr. P. Martell.

Pfingsten.

Leise summt von Blum' zu Blume
Bienlein ohne Rast und Ruh',
Und die Hummel, ihre Muhme,
Brummt im tiefsten Baß dazu.

Und das „Rukuru" der Taube
Gurret heimlich durch den Hag;
In der Buche dichtem Laube
Schmettert heller Finkenschlag.

Aus der Ferne laut erschallen
Kuckucksruf und Häherschrei,
Und im Busch die Nachtigallen
Schluchzen süße Melodei.

Jubelnd tönt's auf leichten Schwingen
Hin durch Wald und Feld und Flur.
Also grüßt mit ihrem Singen
Pfingsten festlich die Natur.

Victor Band.



Jahresbeiträge für 1921. Für 1921 wurden noch nachträglich folgende erhöhte Beiträge überwiesen:

M. 300.— von Herrn Leutnant a. D. Arnold von Rümker, z. Zt. Weidenbach, für Erwerbung der lebenslänglichen Mitgliedschaft,

„ **300.**— vom Naturschutzverein M.-Gladbach,

„ **100.**— von Herrn Leutnant a. D. und Rittergutsbesitzer Goerd von der Groeben, auf Wiese, Ostpr.,

„ **100.**— von Herrn Rittmeister Otto Riedle, Kempten, zur beliebigen Verwendung.

Hierfür auch an dieser Stelle aufrichtigen Dank!

Freunde, werbt Leser! Unserer diesbezüglichen Bitte in voriger Nummer haben leider nur einige unserer Mitglieder entsprochen. Insbesondere haben nur zwei Standesherrschaften ihre Förster als Mitglieder angemeldet, und zwar Seine Durchlaucht Prinz Ulrich von Schönburg-Waldenburg 6 Förster und 1 Fischmeister und Frau Gräfin Keyserlingk, Rautenburg, 2 Förster. Möchten doch diesem hochherzigen Vorgehen noch mehr unserer Standesherrschaften entsprechen! Es gilt ja gerade die Revierförster und Waldwärter für unsere Ideen zu interessieren und zu gewinnen. Jahresbeitrag, wie gesagt, nur 10.— Mark.

Zu der Notiz **„Seltenes Jagdglück"** in Nr. 1/2 (1. Jan. 21) dieser Zeitschrift möchte ich einiges bemerken. Zunächst bezweifle ich, daß es sich in dem angeführten Fall überhaupt um Hühnerhabichte handelt. Die angegebene Flügelspannung von etwa 1,40 m ist für den Habicht so abnorm groß — 1,20 m ist so ziemlich die Höchstgrenze für das Weibchen —, daß sie in einem einzelnen Falle sehr bemerkenswert ist, daß es aber kaum anzunehmen ist, daß in so kurzer Zeit in derselben Gegend zwei derartige Exemplare geschossen wurden. Eher vermute ich, daß es sich um Bussarde handelt, und zwar auch nicht um Mäusebussarde, wenn bei diesen die Flügelspannung von 1,40 m auch nicht so ungewöhnlich wäre, sondern um Rauhfußbussarde, die im Winter hier in Westfalen öfters vorkommen.

Sollte es sich aber wirklich um Hühnerhabichte handeln, so kann ich den an die Notiz geknüpften Ausführungen nicht ganz beipflichten. Daß eine rechtsstehende Regierung, die für straffe Ordnung sorgt, die Vorbedingung für eine vollkommene Gesundung unseres Wildstandes ist, ist auch meine Meinung. Ebenso bin ich der Ansicht, daß in den Zeitungen mit dem „Seltenen Jagdglück" ein seltener Unfug getrieben wird. Soweit sich aber die Ausführungen sonst auf den Habicht beziehen, bin ich teilweise anderer Meinung. Von einer Ausrottung des Hühnerhabichts darf selbstverständlich nicht die Rede sein. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß der Habicht nun unbedingt geschont werden muß. Nützlichkeit und Schädlichkeit dieses Räubers sind eben auch gegendweise verschieden. Unbedingt schädlich wird er nirgends sein, — schon weil es gar keine unbedingt schädlichen Tiere gibt. Daß es jedoch einen großen Unterschied macht, ob der Habicht sich in einem Niederwildrevier, in dem der Wildstand jetzt wieder hochgebracht werden soll, aufhält, wo heutzutage jeder Fasan und jeder Junghase gewissermaßen ein volkswirtschaftliches Wertobjekt darstellt, oder in einem Revier, wo die Niederjagd gar keine, oder doch nur eine verschwindend kleine Rolle spielt, liegt auf der Hand. Ferner kommt es sehr auf die Besiedelungsweise des Landes an. In Gegenden, wo es nur geschlossene Dörfer gibt, wird der Habicht bei aller Kühnheit am Hausgeflügel weniger Schaden anrichten, als in anderen, wo — wie hier in Westfalen vielfach — die meisten Höfe für sich allein, häufig an Waldparzellen liegen, wodurch dem Habicht natürlich seine Räubereien sehr erleichtert werden. Eine unbedingte, allgemeine Schonung scheint mir durchaus nicht am Platze zu sein, zumal in den beiden letzten Jahren — wenigstens hier in der Gegend — eine merkliche Vermehrung der Hühnerhabichte zu verzeichnen ist.

Worauf ich aber vor allem bei dieser Gelegenheit hinweisen wollte, ist die Gefahr, die für den gesamten Naturdenkmalschutz in übertriebenen Forderungen liegt. Sie rufen lediglich den Widerspruch der Gegenseite hervor und schaden dadurch dem Gedanken mehr, als sie ihm nützen. Dies zu verhüten sollte mit in erster Linie das Streben dieser Blätter sein. Graf C. Schmising.

Nachsatz der Schriftleitung: Übertriebene Forderungen haben wir gewißlich noch nicht gestellt, aber einen Anwalt müssen die so hart bedrängte Tier- und Pflanzenwelt doch schon haben und das sind allein wir. Man sollte da nicht zu „bremsen" versuchen. Vergl. unser Programm in Nr. 1/2, 1921.

Das Wiederauftauchen der schwarzen Störche in Deutschland. Der schwarze Storch ist in Deutschland im Laufe der Zeit immer seltener geworden, so daß man sogar angenommen hat, er wäre so gut wie ganz ausgestorben. Früher brütete der „Holzstorch", wie er genannt wird, zahlreich in ruhigen Waldungen der norddeutschen Ebene, und er blieb gewöhnlich von April bis August bei uns. In der Regel wurden nur ein oder wenige Pärchen an einer Stelle beobachtet, während es in Ungarn Siedlungen bis zu zwanzig Nestern gibt. Nach längerer Pause wurde nun, wie die Jagdzeitschrift „St. Hubertus" mitteilt, in den Waldungen der Lüneburger Heide bei Celle der Holzstorch gesichtet. Im vorigen Jahr wurde er einwandfrei in den Oderwaldungen bei Neusalz in Schlesien festgestellt. 1912 sah man ihn in den sumpfigen Strecken des Primkenauer Bruches nach langer Zeit wieder. Im Jahre 1911 wurden in ganz Deutschland etwa 120 Paare festgestellt. Bei dieser Seltenheit empfiehlt die Zeitschrift den Jägern die äußerste Schonung der schwarzen Störche.

Als ein sehr erfreulicher Erfolg unserer jahrelangen, unermüdlichen Arbeit sind folgende Ausführungen in der bekannten Berliner Zeitung „B. Z. am Mittag" anzusehen:

„Naturschutz und Raubzeugprämien. In den letzten Jahren hat sich erfreulicherweise nicht nur unter den Naturfreunden, sondern im großen Publikum die Erkenntnis immer mehr Bahn gebrochen, daß wir unsere Tierwelt nach Möglichkeit in fast allen ihren Arten erhalten müssen, denn wir haben nicht das Recht, eine Tierart, die zur Fauna unseres Landes gehört, also ein Stück der umgebenden Natur ist, auszurotten, und besondess müssen wir auf den Schutz jedes Tieres bedacht sein, das als lebendiges, charakteristisches Merkmal unsere Wälder und Felder, Seen und Flüsse, Heide und Moor erst zur belebten Natur macht. Wenn im Hochgebirge der Adler majestätischen Fluges im Himmelsblau schwebt, wenn über den Wäldern der Ebene Bussarde in wundervollen Spiralen ihre Flugkunst zeigen oder Falken blitzschnellen Fluges dahinsausen, wenn über Sumpf und Ried Reiher kreisen und Wildenten mit klatschendem Flügelschlag sich auf das Wasser niederlassen, dann erst kommt uns die ganze hehre Schönheit der Natur zum genießenden Bewußtsein, dann fühlen wir, daß diese Tiere als belebendes Element ebenso zum Gesamtbilde gehören, wie der schluchzende Gesang der Nachtigall zur milden Frühlingsnacht und der heisere Schrei der Krähen zur schneebedeckten Winterlandschaft. Die Frage, ob dieser oder jenes Tier dem Menschen nützlich oder schädlich ist, kommt dabei nicht in Betracht, denn die Tiere sind nicht geschaffen zum Nutzen der Menschen, sondern sie sind Produkte der Natur, zu deren Gefüge sie gehören und deren Harmonie gestört wird, wenn ein Glied dieser Kette fehlt oder gewaltsam durch den Menschen vernichtet wird.

Dank den Bestrebungen der zahlreichen Naturschutzvereine sind diese gesunden, weil natürliche Anschauungen in immer weitere Kreise gedrungen und haben dem vor Jahren alleinherrschenden Nützlichkeitsprinzip bedeutenden Abbruch getan, das sonst vor lauter Nützlichkeit schließlich den schönsten und charakteristischsten Mitgliedern unserer Tierwelt den sicheren Untergang gebracht hätte. In erster Linie galt dies von den Raubtieren, behaarten und befiederten, gegen die ein Ausrottungskrieg erklärt wurde, in dem alle Mittel, wie Schußwaffen, Fallen und Netze, Eisen und Gift für gut und erlaubt angesehen wurden, wenn sie nur zu dem Ziele führten, den einen oder anderen Räuber am Eigentum des Menschen zur Strecke zu bringen. Eine richtige Verfolgungswut gegen alles, was scharfe Zähne, Krallen und Hakenschnabel trug, brach vielfach aus, als ob der Marder oder Falke es selbst verschuldet hätten, daß sie sich von Fleisch, anstatt von Gras oder Erde ernähren. Besonders die Jagdschutzvereine gingen in äußerst scharfer Weise vor und setzten jedes Tier auf den Index, das einmal anstatt des Mausebratens sich an einem Rebhuhn oder Junghasen vergriffen hatte. Um den Vertilgungseifer möglichst zu schüren, wurden Prämien auf die Erlegung von Raubzeug ausgesetzt und viele Tausende von Mark kamen in jedem Jahr zur Auszahlung.

Als Jäger liegt es mir nun vollständig fern, jedes Erlegen von Raubzeug zu verdammen, im Gegenteil, wo eine Räuberart überhand nimmt und großen Schaden anrichtet, da ist es die Pflicht des Weidmannes, dem zu steuern und die Räuber in ihre gebührenden Grenzen zu verweisen. Das wird jeder Naturfreund unbedingt gutheißen, aber das ist etwas ganz anderes als das Vertilgen jedes Raubtieres, das sich irgendwie nur zeigt. Die Bestrebungen der Prämiierung schossen da weit über das Ziel hinaus, wie wir schon auf den ersten Blick in die Prämiierungslisten sehen können. Von den meisten Jagdvereinen wurde die Tötung folgender Tiere prämiiert: Fuchs, Marder, Iltis, Dachs, Wiesel, Fischotter, Igel, Adler, Wanderfalke, Hühnerhabicht, Rabe, Sperber, Bussard, Reiher, Storch, Elster, Eulen, Uhu, Eichelhäher, graue Krähe, wildernde Hunde und Katzen.

Eulen, Dachse, Igel gehören überhaupt nicht in diese Liste, denn die Eulen zählen durch ihre Massenvertilgung von Schädlingen zu den nützlichsten aller Tiere und Dachs und Igel sind auch keine großen Schadenbringer, wenn sie auch gelegentlich mal das Gelege eines Bodenbrüters vernichten. Marder, Fischotter, See- und Steinadler, Uhu, Rabe, Storch und Fischreiher sind aber in den meisten Gebieten unseres Vaterlandes so selten geworden, daß sie heute direkt als Naturdenkmäler angesehen und unbedingt geschont werden müssen, damit unserer Fauna diese Glieder nicht auf ewig verloren gehen. Wer, selbst unter den Jägern, hat schon den Fischotter gesehen, den Adler in hoher Luft beobachtet oder den schwarzen Storch bewundern können? Trotzdem ich mich seit meiner Jugend mit offenen Augen in der Natur umsehe und mir kein Tier fremd ist, habe ich noch niemals einen Raben in der Freiheit gesehen, und so wird es noch vielen andern Naturfreunden gehen, die nicht Krähen mit Raben verwechseln. Von den in unserer Liste noch übrig bleibenden Tieren ist der Bussard nur sehr bedingt schädlich, und wenn der fleißige Mäusejäger auch einmal durch ein anderes Gericht etwas Abwechselung in seine Kost bringt, so sind das nur Ausnahmefälle, und sie begründen keineswegs die Verfolgung dieses Vogels. Wanderfalken und Weihen, vom Standpunkt des Nützlichkeitsmenschen gewiß schädlich, sind schon so selten geworden, daß man die wenigen Exemplare dieser prächtigen Vögel in Frieden lassen sollte, wenn man mal das Glück hat, einen von ihnen beobachten zu können. Ja, selbst die größten Schädlinge unserer Vogelwelt, die Habichte und Sperber, verdienen als überaus charakteristische Erscheinungen einige Schonung, damit sie dem Landschaftsbilde erhalten bleiben.

Was bleibt nun noch übrig von der Proskriptionsliste? Der Fuchs und das Wiesel, die Elster, Graukrähe, der wildernde Hund und die Katze, worunter ich die wildernde Katze und nicht die Wildkatze verstehe, die als Naturdenkmal nur noch in sehr wenigen Gebieten unserer Waldgebirge vorkommt. Fuchs und Wiesel werden ebenso wie Elster und Graukrähe dank ihrer Scheue und Schlauheit schon selbst dafür sorgen, daß sie nicht ausgerottet werden, und wildernde Hunde und Katzen gehören nicht zum Landschaftsbilde, das sind fremde, erst durch den Menschen hineingebrachte Elemente, die das Charakterbild der Landschaft stören und die wegen ihrer außerordentlichen Schädlichkeit vertilgt werden müssen.

Wir sehen also, daß die Proskriptionslisten vollständig überflüssig sind, und das haben auch die meisten Jagdschutzvereine schon eingesehen und die Prämiierung mancher Raubtiere abgeschafft, ein Vorgehen, das erfreulicherweise immer mehr Nachahmer findet. So sind in den meisten Landesvereinen Preußens die Prämien für Eulen, Uhu, Marder, Igel, Dachs, Fischotter, Rabe, Adler, Weihe, Bussard, Schwarzstorch und Fischreiher abgeschafft, der Landesverein Brandenburg hat alle Prämien bis auf graue Krähe, wildernde Hunde und Katzen gestrichen, und andere Landesvereine, z. B. der Provinz Sachsen, Nassau und der Rheinprovinz, zahlen überhaupt keine Prämien, sondern überlassen das den Bezirksvereinen. In den meisten andern deutschen Bundesstaaten ist die Prämiierung ebenfalls sehr beschnitten worden, Braunschweig, Hessen, Baden, Anhalt, Reuß und Elsaß-Lothringen zahlen gar keine Prämien.

Im Interesse des Heimatschutzes und der Naturdenkmalpflege ist es dringend zu wünschen, daß das ganze Prämiierungssystem des allgemeinen deutschen Jagdschutz-Vereins und anderer Vereine überhaupt vollständig aufgehoben wird. Wenn in einem Revier irgend ein Räuber unangenehm überhand nimmt, dann wird der Revierinhaber auch ohne Prämie für seine Kurzhaltung sorgen. Die Prämie verleitete früher und auch jetzt noch manchen Jäger und selbst Forstschutzbeamten dazu, auf jeden schußgerechten Raubvogel Dampf zu machen in der Hoffnung, daß es einer der mit Prämie bedachten ist. Erst der erlegte Vogel klärt sie über ihren Irrtum auf, aber dann ist es zu spät, denn es ist traurig, aber wahr, daß sehr viele Jäger den fliegenden Vogel nach seinem Flugbilde nicht anzusprechen vermögen, obgleich das gar nicht schwer ist. Aber weshalb die Mühe, es wird hingeknallt und wenn sich dann das erlegte Stück als nicht prämiierbar ergibt, wird es einfach weggeworfen. Auf diese Weise sind tausende von Raubvögeln nutzlos hingemordet worden, deshalb fort mit jeder Raubzeugprämiierung, für deren Beseitigung sich jeder Naturfreund mit Wort und Tat einsetzen sollte!"

* * *

An unsere Freunde ergeht nun die dringende Bitte, ähnliche Ausführungen jetzt ihren „Leibblättern" mit dem Ersuchen um Abdruck zu übersenden. Auf diese Weise würde unser Arbeiten machtvoll unterstützt und der Naturschutzgedanke in weiteste Kreise getragen werden! Und das wollen wir doch.

Der aussterbende Dachs. Wer hat einen lebenden oder einen vom Jäger erlegten Dachs (Meles taxus) gesehen? . . . Die Zahl wird nicht zu groß sein; denn der Dachs, der einst in großer Zahl die deutschen Wälder bevölkerte, gehört zu den aussterbenden Tieren. Wo er sich blicken läßt, wird ihm in den meisten Fällen das Lebenslicht ausgeblasen, so daß nach übereinstimmenden Erklärungen der Naturforscher der Dachs vom völligen Aussterben nicht mehr weit entfernt ist. Hat mancher Jäger einen Dachs zur Strecke gebracht, so wird er mit lautem Hallo begrüßt . . . Ja, es ist eine „seltene Jagdbeute". Geht die sinnlose Vertilgung des Dachses so weiter, dann ist er in wenigen Jahrzehnten völlig ausgerottet, nicht nur in Norddeutschland, sondern auch in den deutschen Mittelgebirgen. Wie bei solchen Erscheinungen einzelne Jägervereine noch besondere Dressurdachsjagden abhalten können, bleibt unverständlich. Einsichtsvollere Weidmänner beklagen dieses Treiben und die dadurch herbeigeführte Verödung des Waldes. Reineke und Graubart spielen in der Volkspoesie eine große Rolle, und weil in der Schöpfung nichts Überflüssiges vorhanden ist, so sollte auch der Dachs erhalten bleiben. Der vom Dachs angerichtete geringfügige Schaden steht mit seinem Verluste durch gänzliche Ausrottung in keinem Verhältnis. Ein Dachsbau gehört im Walde zu den eigenartigsten Erscheinungen, und der Jäger muß viel Arbeit verwenden, um den im Bau befindlichen Dachs mit Rauch und Dachshund zu erhaschen. Zu der Dachsburg führen mehrere Zugänge, und der weiße Kopf mit schwarzen Streifen durch die Augengegend erinnert ohne weiteres an die Marderfamilie, zu der der Dachs trotz seines gedrungenen Körpers gehört. Wohl frißt der Dachs Feldfrüchte und Wurzeln, wodurch er Schaden anrichtet; aber durch Vertilgung von Insekten nützt er außerordentlich. Einen grimmigen Feind besitzt der Dachs im Dachshund, der bei der Fuchs- oder Dachsjagd in den Bau gehetzt wird und dort zuweilen seinen Tod findet. Der angegriffene Dachs sucht seinen Angreifer zu verschütten oder durch sein überaus scharfes Gebiß unschädlich zu machen.

Warum der Bussard schädlich ist. Der Bussard gehört unstreitig zu den nützlichsten Raubvögeln, die im Interesse der Landwirtschaft geschont werden müssen, so schreibt ein Herr in der „Deutschen Jäger-Zeitung". Kleine Übergriffe bei strenger Kälte und

hohem Schnee können wir diesem Mäusevertilger ruhig verzeihen. Ich habe den Bussard wiederholt bei einem Haushuhn und Rebhuhn, das geschlagen war, angetroffen. Aber der Bussard war unschuldig an dem Raube. Wiederholt habe ich beobachtet, daß ein Bussard einen Wanderfalken belästigte, der ein Huhn geschlagen hatte. Der Bussard machte zwar keinen Angriff auf den Falken, aber er wurde ihm doch so lästig, daß der Falke seine Beute fahren ließ; das tut der Wanderfalke bekanntlich leicht, denn er kann beim Mahle keine Störung vertragen. Das geht übrigens allen hohen Herren so. Und diese Eigenschaften machen sich Weihen, Bussarde usw. zunutze. Dadurch kann eben der Bussard schädlich werden, daß er den Wanderfalken veranlaßt, seine Beute im Stich zu lassen und eine andere zu schlagen. Aber das ist auch nicht so schlimm!

Über Forderungen der Entente an lebendem Wild brachte der „Hannoversche Kurier" in seiner Abendausgabe vom 23. März d. J. in besonderem Druck auf der ersten Seite aufsehenerregende Angaben auf Grund einer im Vogelschutzverein gemachten Mitteilung. Ähnliche Artikel, zum Teil mit anderen Zahlenangaben, die zum Beispiel für Rotwild erheblich von den unten befindlichen Angaben abweichen, fanden sich in den letzten Tagen auch in anderen Zeitungen. Wir geben nachstehend den Artikel des „Hannoverschen Kuriers" wieder, müssen diesem aber die Verantwortung für die Angaben überlassen.

Die Entente fordert 5 303 000 Stück lebendes Wild. Die Vernichtung der deutschen Jagd. Wie gestern in der Versammlung des Hannoverschen Vogelschutzvereins von zuverlässig unterrichteter Seite bekanntgegeben wurde, verlangt die Entente außer mehreren Millionen Obst- und Nutzbäumen zur Aufforstung der zerstörten Gebiete zur Wiederherstellung des Wildbestandes dieser Strecken an lebendem Wild 3000 Stück Rotwild, 50 000 Stück Rehwild, 150 000 Stück Hasen, 5 000 000 Stück Rebhühner, 100 000 Stück Fasanen und 195 000 Stück Fasaneneier. Außerdem sollen von den deutschen Imkervereinen geliefert werden 75 000 Bienenvölker. Die Ausführung dieses Verlangens würde einer vollständigen Zerstörung der deutschen Jagd gleichkommen. Wie wir von zuständiger Seite erfahren, schweben augenblicklich in Berlin noch Verhandlungen über die Zahl der abzuliefernden Stücke Wild. Man hofft zu einem für Deutschland günstigeren Ergebnis zu gelangen. Die Entente stützt sich bei ihrer Forderung auf die Wiederherstellungsbedingungen des Friedensvertrages, nach denen Deutschland und seine Verbündeten sich als Urheber für alle Verluste und Schäden verantwortlich erklärt, die die alliierten Regierungen infolge des Krieges erlitten haben. In Anlage IV § 2 ist im einzelnen davon die Rede, daß auch Tiere durch gleichartige Tiere ersetzt werden müssen, die auf deutschem Gebiet bei Inkrafttreten des Friedensvertrages vorhanden sind. Wie wir es allerdings anstellen sollen, 150 000 Hasen und 5 000 000 Rebhühner lebend zu fangen, ist uns unerfindlich. Es wäre leicht, die ganze Sache von der humoristischen Seite zu nehmen und die Entente einzuladen, sich selbst die Hasen zu fangen. Leider aber dürften sie dieser Einladung tatsächlich Folge leisten, und wir bekämen dann zu den vielen Ententekommissionen noch eine neue, deren Mitglieder sich weit über das deutsche Land verteilen würden.

Zuzutrauen wäre unsern Feinden eine solche Forderung sehr wohl, bemerkt hierzu die „Deutsche Jäger-Zeitung", aber ebenso wie die verlangten baren Entschädigungen die Leistungsfähigkeit der Nation bei weitem übersteigen, so auch die obigen Forderungen an lebendem Wild. Vor allem — wie stellen sich die Feinde eigentlich das Lebendfangen des angegebenen Wildes vor? Zu bemerken ist ferner, daß beim Einfangen ganz besonders von Schalenwild, aber auch sonst, stets ein hoher Prozentsatz an Wild verletzt wird und zugrunde geht. Die ganze Sache ist so wunderlich, daß wir kaum an ihre Richtigkeit glauben können, obwohl ja unausführbare Forderungen zur Genüge an uns gestellt sind. Vielleicht handelt es sich nur um einen „Bluff".

Ein tüchtiger Jäger, leider nicht in unserem Sinne, ist der Förster J. Bartelsmann in Seppenrade, Kreis Lüdinghausen, in Westfalen. Er hat in der Zeit vom 1. März 1920 bis 1. Februar 1921 u. a. nicht weniger als 132 Elstern, 235 Eichelhäher und 53 Raubvögel erlegt und damit die dortige Natur verödet. Wieviel seltene oder harmlose Raubvögel mögen sich nicht unter den erlegten 53 befunden haben?

Über die Schädlichkeit des Fischreihers sind die Ansichten noch immer sehr geteilt. In neuerer Zeit mehren sich die Stimmen, die ihn vor der Ausrottung schützen wollen. Es mögen folgende Magenuntersuchungen von allgemeinem Interesse sein. Im letzten Herbste wurde auf einem Felde in der Nähe der Isar ein Reiher erlegt, der nicht weniger als 21 frische Mäuse im Magen hatte. Vor kurzer Zeit wurde ein Reiher geschossen, in dessen Magen sich eine mittelgroße und drei kleine Wasserratten, sowie ein einziges kleines Fischlein (Rotauge) befanden. Wenn er Wasserratten verzehrt, wird er wohl auch junge Bisamratten nicht verschmähen, so daß er selbst für die Fischerei nützlich sein kann.

Der **Landesverein Sächsischer Heimatschutz** schreibt: Über den Schloßbergwipfeln ragt der zackige Zahn des Wartturms hervor, der seit bald 1000 Jahren die Grenzfeste schützt. Im klafterdicken Gewänd stehe ich und bade meine Seele rein vom Staub des Alltags. Liebevoll und dankbar streicht meine Hand über das Mauerwerk, das deutsche Kraft emporgetürmt hat. Halte in Ehren, deutsches Volk, was dir geblieben ist in aller Armut und Schande der Jetztzeit. Laß deine Schläfe umwehen vom Hauch deutscher Heldenkraft, du Besucher dieser Hochwarte! Hier im tiefen Fenster saßen die Frauen und grüßten hinab, dem heimkehrenden Jagdzug entgegen. Was könnt ihr erzählen, ihr Steine! „Fritz Meier aus Pulsnitz, 26. 5. 1912" — „Minna Schäfer—Karl Wehmut, Pankow-Finsterwalde". Wie ein Guß kalten Wassers rieselt's mir den Rücken hinab, wie ich die Zeichen entziffere. Und da, in der Fensterleibung gar in fußgroßen Ölfarbenzügen: „Gesangverein Frohsinn, Frühjahrspartie 1897". — Rot fühl ich's meine Stirn überlaufen. Ist das alles, was deutsche Menschen empfanden, die hier oben verweilen durften? — Jag sie hinunter, du Wanderer, im heiligen Zorn! Treib sie hinaus, die Hohlköpfe, aus diesem Tempel oder — besser noch, sprich ihnen zu mit ernstem Wort. Hilf du ihnen, loszukommen in ihrer armen Seele vom Hauche des Kinos und vom Klange des Operettenschlagers! Aufhören muß unser „Publikum", ein Greuel zu sein den Forstwirten und Bauern, den Hütern landschaftlicher und geschichtlicher Schätze. — Lehr aber auch die anderen, die allzu romantischen Seelen, daß es nicht wohlgetan ist, durchaus einen Splitter loszuklopfen vom Fenstermaßwerk der Burgkapelle zur Erinnerung und lehre die Sangesfrohen, daß sie nicht unter allen Umständen nun hier oben die Lorelei zu singen brauchen. Zeige ihnen, daß es schöner ist, sich zu freuen am Ticken des Rotschwänzchens auf dem Säulenstumpf drüben und an der rotbraunen Falkenfeder, die der Wind langsam zum offenen Rittersaal hereinweht. Lehre sie, den Ahnen zu danken und ihrer zu denken in Stille und Ehrfurcht.

Was blieb uns noch? Mein armes, armes Vaterland, wie tut mir das Herz weh um dich. Kläglich und jämmerlich ist, was einst groß und stolz war. Du hast so viel verloren. Du warst reich und bist arm geworden. Und doch lieb ich dich, lieb ich dich unsäglich in deiner Armut. Denn noch bist du schön, schön auch in deiner Armut. Ich liebe dich um die Stille deiner Wälder, um den sprudelnden Quell am Berghang, um das sonnige Wiesental, um den lustig plätschernden Bach, um den Vogelruf im Busch, um das Steinkreuz am Weg, das von alter Zeit sagt, um die alte Linde, die von vergangenen Jahrhunderten träumt, um Berg und Grund, um Schmetterling und Blume, um Reh und Käuzlein. Du bist schön, mein armes Vaterland. Sollst du noch ärmer

werden? Du hast viel Feinde, Feinde auch mitten in dir! Sie stören die Stille deines Waldes durch ihr wüstes Geschrei, reißen sinnlos Zweige von deinen Bäumen und meinen sich zu schmücken damit (wie die Rothaut es mit dem Skalpe meint); sie zertreten die Blumen im Wiesengrund, scheuchen die Vögel auf im Nest, brechen Zäune um, die schützen sollen, zerschlagen das alte Kreuz von Stein, schneiden mit Messern in die Rinde deiner Bäume. Du hast rohe, herzlose Feinde in dir, mein armes Vaterland! Deine Schönheit blieb uns noch. Wo sind die, die dich liebhaben, dich zu schützen? Wo sind sie? Haben sie nicht mehr den Mut, auf den Plan zu treten gegen gedankenlose Verderber deiner Schönheit? Haben sie nicht Worte, zu belehren, wenn Dummheit dir schaden will? Was blieb uns noch? Soll uns das letzte noch verloren gehen. Auf, tue das Deine zum Schutze der Heimat, wenn du sie liebhast, wie wir! W. Otto Ullmann.

Schädlinge der Erdbeeren. Hierüber lesen wir in den „Blättern für Kleingartenbau", Frankfurt a. M., das Folgende: „Daß die durch Farbe und Geschmack verführerischen Früchte, zudem auch noch die ersten im Jahre von verschiedenen Tieren begehrt werden, ist eigentlich selbstverständlich. Trotzdem ist die Schar der Näscher merkwürdigerweise recht klein und die Einbuße an Früchten nicht besonders groß.

In der Nähe der Städte richtet die Amsel den meisten Schaden an, so daß wiederholt der Antrag bei der Regierung auf Abschießen des überhand nehmenden Schädlings gestellt und ihm auch für einzelne Orte (Oberrad und Cronberg) stattgegeben wurde. Der Schaden der Amsel ist oft recht groß, da sie meist eine größere Zahl Früchte durch Schnabelhiebe verletzt. Es wird zum Schutze der Beete empfohlen, dieselben mit Garn zu überspannen oder längs ihres Randes ein Netz oder einen alten Vorhang von etwa 50 cm Höhe anzubringen, ein Hindernis, das die Amsel von den Beeten abhält, da sie sich ihnen stets vom Boden aus nähert. Wer über ein altes Fischnetz verfügt, kann es zum Schutze über das Beet spannen.

Auch den Nacktschnecken sind die Früchte begehrlich. Überall, wo wir Früchte stark angefressen finden, haben wir das Zerstörungswerk der Schnecken vor uns, die es während der Nacht vollbracht haben. Da sie sich tagsüber versteckt halten, ist ihnen auch nur nachts direkt beizukommen. Mit Hilfe einer Laterne liest man sie von den Beeten ab, die man abends zuvor angefeuchtet hat. Von dem Ausstreuen von Kalkstaub oder pulverisiertem Eisenvitriol muß Abstand genommen werden, da leicht die Früchte davon getroffen und dadurch ungenießbar werden.

An den Wurzeln machen sich vorzugsweise Engerlinge zu schaffen, besonders wenn diese mit Stallmist stark gefüllt sind, in dem sich diese Tiere der Wärme wegen gern einnisten. Um diesen Schädling zu entdecken, muß die Pflanze, die durch kümmerlichen Wuchs auf seine Anwesenheit im Boden schließen läßt, herausgezogen und nach den Engerlingen in der Erde gesucht werden. Ein einfaches Mittel, die Engerlinge von den Erdbeeren abzulenken, besteht darin, daß man Salat zwischen dieselben pflanzt, der von den Tieren mit Vorliebe befallen wird. Sobald die Salatpflanzen welken, ist der Boden an ihren Stellen sorgfältig aufzugraben und die vorhandenen Engerlinge sind zu entfernen. In Maikäferjahren sind die Bäume in der Nähe der Beete zweimal am Tage, des Morgens und Abends, abzuklopfen und die Maikäfer zu sammeln, im heißen Wasser zu töten und dem Komposthaufen einzuverleiben oder als Futter den Hühnern zu geben. Das hilft schon im Kleinen.

Ein anderer Schädling ist der Erdbeerrüßler, ein Käfer, der die Früchte schon vor der Reife durch Abnagen des Stieles zum Absterben bringt. Bei starkem Auftreten kann er großen Schaden anrichten. In diesem Falle bleibt nichts anderes übrig, als die Käfer in den frühen Morgenstunden, solange sie noch tauerstarrt sind, von den Pflanzen abzulesen und zu vernichten.

Von Krankheiten der Erdbeeren ist die Fleckenkrankheit der Blätter, die im Hochsommer häufig auftritt, zu erwähnen. Sie wird durch einen Pilz (Stigmatea Fragariae) erzeugt und ist an den runden, dunklen Flecken mit hellem Rande auf den Blättern erkennbar. Befällt diese Krankheit eine größere Zahl von Blättern, dann zeigt sich auch ihre Einwirkung auf die Früchte, die dann klein und unansehnlich bleiben, weil die Blätter in ihrer Tätigkeit der Bereitung der Nährstoffe (Stärke) behindert sind. Frischer Stalldung begünstigt das Auftreten des Pilzes, während künstlicher Dünger ihm entgegenwirkt. Man richte darnach seine Maßnahmen, dünge nur mit verrottetem Dünger und verwende dazu noch Kunstdünger, um bei verseuchten Beeten der Krankheit Herr zu werden. Im Übrigen entferne man nach der Ernte alle befallenen Blätter und verbrenne sie.

* * *

Wie in unseren „Blättern" wiederholt erwähnt, hält sich die Amsel in den Erdbeerbeeten nicht der Erdbeeren, sondern der Nacktschnecken wegen auf, deren größter Feind sie ist. Die Amsel richtet also nicht nur keinen Schaden in den Erdbeerbeeten an, sie stiftet vielmehr großen Nutzen durch Vertilgung der Nacktschnecken.

Eine außergewöhnlich große Anzahl von Trappen ist von einem unserer Freunde, Mitte März, bei Nauen beobachtet worden. Es handelt sich um 48 Stück. Da ich in der Angabe der Stückanzahl einen Irrtum vermutete, so hielt ich Rückfrage, worauf ich folgende Antwort erhielt:

„Ich teile Ihnen nochmals mit, daß es wirklich 48 Trappen waren, die wir am 13. März bei Nauen gesehen haben. Ich halte dies für ein ganz außerordentliches Erlebnis und glaubte, Ihnen diese Beobachtung mitteilen zu müssen. Es ist tatsächlich jeder Zweifel ausgeschlossen.

Meine damaligen beiden Begleiter haben diese Anzahl — jeder mit einem Prismenglase — festgestellt. Ich selbst wollte photographieren, hatte aber leider den Metallauslöser verloren und während ich nach dem Auslöserhebel tastete, waren die Trappen schon zu weit entfernt. Die 48 Trappen saßen alle ziemlich dicht beisammen, es flogen zuerst 40 Stück auf, kurz darauf 7 und später noch eine Trappe. — Ich erkläre mir diese Ansammlung so, daß sich die Trappen vor Beginn der Brutperiode in großen Flügen zusammenhalten, welche sich dann später zur Erledigung des Brutgeschäftes in kleinere Gruppen auflösen.

Am Charfreitag war ich nochmals allein in der Nauener Gegend und sah auf einer Wiese 2 Trappen laufen und später an anderer Stelle 4 Trappen fliegen. Bemerkenswert waren mir bei meinem letzten Besuch zahlreiche Brachvögel (im Laufe des Tages ungefähr 10 Pärchen), auch sah ich zum ersten Male Kraniche (8 Stück) und Fischreiher (4 Stück) in dieser Gegend. —

Die mir zugesandten Werbehefte habe ich an Bekannte mit entsprechender Aufklärung weitergegeben, ich würde mich freuen, wenn wenigstens einer sich melden würde. Es ist erstaunlich und zugleich bedauerlich, daß so wenige Menschen ein tieferes Interesse an unserer heimischen Tierwelt und an der Natur überhaupt haben."

* * *

Die Anzahl der beobachteten Pärchen des Brachvogels, nämlich 10 Stück, kann keinesfalls eine große genannt werden, wenigstens nicht gegen die Zeiten vor der Meliorierung, wo in der Gegend unschwer hunderte von Brachvögeln festzustellen waren, daneben zahlreiche Kiebitze, Rotschenkel, Wasserrallen u. a. W. B.

Schußliste unseres jüngsten Mitarbeiters. Nachstehender Brief wird manchen Leser interessieren: „Liebe Jäger-Zeitung! Schon als kleiner Junge hatte ich große Freude an der Jäger-Zeitung. Jetzt, als zehnjähriger Junge, lese ich diese von Anfang bis zu Ende und finde manchen interessanten und lehrreichen Satz darin. Nachdem mein

Vater 1918 aus dem Felde zurückgekommen war, nahm er mich, sofern es meine freie Zeit erlaubte, mit auf seine Reviergänge in Feld und Wald. Es war für mich eine große Freude, verdoppelt wurde diese, wenn ich mein 6-mm-Tesching mitnehmen und auf kleine Wildkreaturen schießen durfte. Jetzt will ich mal der lieben Jäger-Zeitung meine Schießergebnisse aus meinem Schießbuch aufführen: 6 Karnickel, 2 Bussarde, 2 Eichkatzen, 2 Spechte, 2 Katzen, 1 wilde Ente, 16 Spatzen, 1 Hecht, 4 Haushähne, 1 Star, 1 Eichelhäher, 3 Iltisse und 1 Fuchs. Ein Fangschuß auf ein Reh." Walter Hartmann.

* * *

Wir meinen denn doch, daß ein zehnjähriger Junge ausschließlich auf die Schulbank gehört und daß er in seiner freien Zeit die Nase in die Schulbücher stecken oder sich in der Wirtschaft nützlich betätigen soll. Keineswegs aber sollte man so einem Kinde schon eine Schießwaffe anvertrauen. Welchen Gebrauch dieser hoffnungsvolle Junge von 10 Jahren von seiner Büchse gemacht hat, sieht man ja an seiner Strecke: 2 Bussarde, 2 Spechte, 1 Hecht, 4 Haushähne, 1 Star, das besagt wohl genug. Wie man es von so einem Jungen nicht anders erwarten kann, knallt er alles ab, was ihm vor die Flinte kommt. Wir müssen uns nur wundern, daß die Schriftleitung der „Deutschen Jäger-Zeitung", die doch sonst mit uns an einem Strange zieht, diesen Knirps von 10 Jahren als „ihren jüngsten Mitarbeiter" feiert und ihn auch noch im Bilde bringt.

Frühlingswunder.

Frühling ist's! Die Knospen springen;
Blüten schmücken die Natur.
Hell im Zweig die Vöglein singen;
Somm' bestrahlt die grüne Flur.

Alles atmet Licht und Leben;
wundersüß berauscht der Duft.
Schmetterlinge gaukelnd schweben
in der köstlich frischen Luft.

Alles, was wir draußen finden,
füll' uns hoffnungsfroh das Herz.
Sieh! wie Leid und Kummer schwinden!
Klein erscheint uns Menschenschmerz.

Frühling! goldner Sorgenbrecher!
Der du heilst die wunde Brust,
spende uns aus deinem Becher
klaren Trank der Lebenslust!

E.-R. Lang.

Friedrich von Falz-Fein,

der Schöpfer von Ascania-Nova, dem großen Naturschutzgebiet in der taurischen Steppe, ist im 58. Lebensjahre in Kissingen am 2. August 1920 durch einen Herzschlag von langem, schwerem Leiden erlöst worden. Matschie setzt ihm in der „Deutschen Jäger-Zeitung" folgendes Denkmal: Er hat als Erster asiatische Urwildpferde nach Europa eingeführt, und dank den von ihm unter Aufwendung großer Mittel eingeleiteten Vorbereitungen konnten zwei Jahre später durch Hagenbeck den zoologischen Gärten diese wilden Stammformen mancher asiatischen Hauspferdstämme zugeführt werden. Er hat in Südrußland aus baum- und wasserloser Steppe 75 ha zu Laub- und Nadelholzbeständen, Buschwald, weiten Wiesen, Teichen, Sümpfen und Waldbächen umgestaltet und in der anschließenden offenen Steppe größere Weiher, Moore und Sümpfe geschaffen. Jedem Baum hat er selbst seine Stelle angewiesen, jeden Weg so angelegt, daß der Blick immer neue landschaftliche Schönheiten entdecken mußte.

Und in diese Umgebung setzte Friedrich von Falz-Fein Tiere der verschiedensten Arten und Länder; nur Raubzeug schloß er aus. Die meisten konnten sich dort ganz frei bewegen. Die wasserlose Steppe ringsum verhinderte ihr Entweichen. Eine Anzahl war in einer umzäunten, 70 ha großen Steppenwildbahn untergebracht. Da fanden Strauße, Emus, vier Arten von Känguruhs, fast ein Dutzend verschiedener Hirscharten, Gnus, Muntjaks und 24 Arten von Antilopen während des größten Teiles des Jahres genügende Äsung und erhielten nur in der rauhen Jahreszeit künstliches Futter. Dann konnten sie auch nach Gefallen Schutz in offenen Ställen suchen. Auf der freien Steppe ästen Wisente, amerikanische Bisons, Yaks, Mähnenschafe, Nylgaus, Elenantilopen, Gnus, Zebras und Hirsche.

Wer je in Ascania-Nova gewesen ist, der trägt für sein ganzes Leben in sich die Sehnsucht, dieses unvergleichliche Tierparadies wiederzusehen, der wird begreifen, wie schwer es Friedrich von Falz-Fein geworden sein mag, seiner Schöpfung den Rücken zu wenden, als ihm dort wegen seiner deutschfreundlichen Gesinnung Gefahr drohte. In Moskau wurde er verhaftet, erlangte aber durch deutschen Einfluß die Freiheit wieder. Den Sorgen und Aufregungen, welche der Bolschewismus schürte, hielt sein Herz nicht stand. Er erlitt einen Schlaganfall, von dem er sich niemals wieder ganz erholt hat. Ein Herzleiden bereitete ihm oft und langsam gesteigerte Qualen. Die Sorge um sein geliebtes Deutschland, die bangen Zweifel um Ascania-Nova, das mehrmals der Schauplatz von Kämpfen zwischen Freiwilligen und Sowjettruppen gewesen und dann von Deutschen besetzt war, die Kunde von der Ermordung seiner Mutter, vom plötzlichen, durch die Revolutionswirren hervorgerufenen Tod seines Schwagers und seines Bruders, Untergang mehrerer naher Verwandten, plötzlichem Dahinscheiden eines zweiten Bruders, Verlust erheblicher Werte und die Gewißheit, seine Tatkraft durch die schleichende Krankheit eingebüßt zu haben — alles vereinigte sich, um sein Ende zu beschleunigen, das ihn in Deutschland, wo er in den beiden letzten Jahren lebte, ereilt hat.

Sein Werk, Ascania-Nova, ist nach den letzten, aus dem vorigen November stammenden Nachrichten verhältnismäßig gut erhalten. Damals waren noch 37 Arten größerer Säugetiere in 358 Stück und 147 Arten von Vögeln in 2393 Stück vorhanden, darunter 100 Hirsche in 6 Arten, 13 Berglamas, 7 Bennetts Känguruhs, 16 Gnus in 2 Arten, eine Kuhantilope, 6 Rappenantilopen, 17 Elenantilopen, 11 Nylgaus, 16 Saiga-Antilopen, 1 Spießbock und 3 Hirschziegenantilopen; ferner 12 Mähnenschafe, 14 Mufflons, 3 Yaks, 3 Wisente, 4 Bisons und 31 Halbblüter von solchen mit Rindern, 6 Urwildpferde und 5 Zebras, 31 Strauße in 3 Arten, 16 Kraniche in 7 Arten, 560 Enten in 21 Arten, 367 Gänse in 18 Arten, 27 Schwäne in 4 Arten, 16 Flamingos, über 1000 Fasanen in 11 Arten, 61 Wildtauben in 8 Arten, 108 Kanarienvögel und 37 Sonnenvögel, die dort frei herumfliegen usw. Wahrlich ein Bestand, der alle Leiter zoologischer Gärten mit Neid erfüllen könnte.

Friedrich von Falz-Fein war ein Meister in vernünftigem Tierschutz; er hatte ungefähr 650 Deßjätinen urwüchsiger Steppe der Ausnutzung entzogen und in diesem weiten Gebiete die ursprüngliche Tier- und Pflanzenwelt bewahrt. Auf seinen Gütern durfte nicht ohne seine Erlaubnis geschossen werden. In seinem Waldgelände bürgerte er allerlei Vögel, die Ascania-Nova auf dem Zuge berührten, ein. Im Frühjahr klingt und singt es dort überall, an den Teichen und in den Sümpfen wimmelt es von allerlei Vogelarten. Hervorragend sind auch seine züchterischen Erfolge gewesen, namentlich auch die Kreuzungen zwischen Wildrindern untereinander und die von Hausrindern, Antilopen, Hirschen, Enten und Gänsen verschiedener Arten. Durch Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen hat er sich große Verdienste erworben. Sein Name wird der Nachwelt erhalten bleiben nicht nur als der eines Großen unter den Landwirten, Schaf- und Pferdezüchtern, sondern auch als der eines begeisterten Freundes der Tier- und Pflanzenwelt, der es verstanden hat, neue Wege zu weisen.

Waldschutz.

Von Wilhelm Thimm.

Er ist schon uralt, jedenfalls älter, als wir im ersten Augenblicke annehmen möchten, denn er besteht ungefähr seit der Zeit des 13. Jahrhunderts, wo die ersten Erlasse gegen die furchtbaren, überhandnehmenden Rodungen und Waldfrevel kamen, welche unsere herrlichen Baumbestände zu vernichten drohten. Mit dem ersten Eindringen der Römer begann die Kultur Roms über Gallien hinaus auch auf Germanien ihren schlechten Einfluß auszuüben. Deutschland war damals ein mächtiger Urwald mit breiten, wasserreichen Strömen und zahllosen Seen. Durch den gegenseitigen Austausch der Elemente wurde eine dauernd feuchte Temperatur erzeugt, welche die Fruchtbarkeit des Landes begünstigte und einen wirksamen Schutz vor Austrocknung bot. Mit der Kultur Roms griffen später Eigenheiten über, welche die Kulturvorgänge mit sich brachten. Die wachsende Bevölkerungsdichte brauchte Land, Bodenerzeugnisse. Die natürlichen Werte schwanden mehr und mehr und der Holzhandel, der bald in schrecklichen Raubbau ausartete, ergriff schnell Platz. Damit aber gingen auch die Bewohner des Waldes, die Tier- und Pflanzenwelt, zugrunde. Was nicht den Mordwaffen der Eindringlinge zum Opfer fiel, mied scheu diese Gebiete und zog sich in fernere, verlassene Gegenden zurück. Die Pflanzen wurden erbarmungslos ausgerottet oder ihrem Schicksal überlassen. So schwand der Charakter des Urwaldes und machte allmählich einem neuen Waldbilde Platz, welches wir heute kennen und nicht mehr recht zu lieben vermögen, da ihm die Grundeigenheit abhanden gekommen ist.

Lichter und lichter, damit auch dürrer und trockener wurden seine Bestände. Das schöne, dichte Unterholz, das so vielen Tier- und speziell Vogelarten Unterschlupf und Lebensbedingungen gegeben, verschwand, das schneller wachsende und ausgiebigere Nadelholz, dazu viele ausländische Baumarten wurden eingeführt und aus den sich bildenden Mischwaldungen gestalteten sich schließlich weite, sonnige Nadelholzbestände, die wenig oder gar keinen Schatten mehr boten und so den schon wasserarmen Boden völlig der aufsaugenden Sonnenglut preisgaben. Damit war das Ende der letzten überlebenden Schattenpflanzen besiegelt. Ihre wunderbare Welt ging uns verloren, die weiten, seichten Moore wuchsen langsam zu und trockneten schließlich ganz aus. Das gleiche Schicksal traf die flachen Seenketten, welche vollständig verlandeten.

Man hatte zwar dem Raubbau ein Ziel gesetzt, aber der falsche Ausweg brachte nicht viel Besserung, wohl für den Spekulanten, nicht aber für die Welt, das Volk, das auf Erhaltung des heimatlichen Gepräges bedacht war.

Die schönen Waldvögel, zu denen einst Nachtigall, Amsel und Drossel zählten, verringerten sich, wurden zum großen Teil Stadt-Parkvögel und verloren damit viel von ihrer Eigentümlichkeit und Reiz.

Der Wald selbst wuchs vollständig zu einem Nutzprodukt aus; das Nadelholz verdrängte das Laubholz, und verschwunden waren bald die wunderbaren Eichenhaine unserer Vorfahren, wo unter heiligen, mächtigen Stämmen Gottesdienste abgehalten, Opfer begangen wurden und Naturmysterien ihre Ausübung fanden. Wie Märchen muten uns die Offenbarungen eines Plinius, Tacitus und anderer großer Historiker an, wenn sie von den gewaltigen Urwäldern erzählen, von den Kämpfen mit Auerochs und Wildeber.

Wo ist die Eibe, welche zu Cäsars Zeiten ganze Strecken bewaldete, dieser charakteristische Baum der Druiden, der mystischen Vorstellungen jener Naturvölker des alten Germaniens.

Wo sind die großen, herrlichen Buchenhaine mit den anmutigen Waldwiesen und dem träumerischen Moorzauber? Alles weicht der elenden Überkultur, die alle ihre Lebensbedingungen zerstört.

In letzter Zeit beginnt man etwas aufmerksam zu werden und versucht, das Versäumte nachzuholen, indem man hin und wieder Laubholz pflanzt und vernünftige Aufforstung anstrebt, um wenigstens Mischbestände zu erzielen.

Dies ist auch die einzige Rettung, um an der Natur begangenes Unrecht wieder gut zu machen. Gerade Brandenburg hat von allen deutschen Provinzen am meisten bisher gelitten, und unser einst so schöner Grunewald, das Ziel Tausender, liegt vollständig krank darnieder, ein trostloses Bild der Vernichtung für das naturliebende Auge. Ehedem war er wie früher der Tiergarten undurchdringlicher Urwald, wovon noch die Überreste zerstreuter Eichen traurige Kunde geben; jetzt ist er dem Untergange nahe, wenn nicht bald der Verwüstung und Vernachlässigung auf wirksame Weise Einhalt geboten wird.

Über Abhilfe, Laubholzanpflanzung, ist noch vor kurzem viel geschrieben worden und auch das Projekt eines Waldgürtels um die Reichshauptstadt aufgeworfen worden, aber die hohe Forstverwaldung hat bisher noch wenig getan. Die Bauholzspekulanten, die aus dem einst schönen Brandenburg eine Sandbüchse gemacht, arbeiten ruhig weiter, um es allmählich zu einer vollständigen Wüste zu gestalten.

Es wird Zeit, daß dagegen Verwahrung eingelegt wird, ehe es zu spät ist. Schafft uns einen Wald um die Stadt, auf daß die erholungsbedürftigen Gemüter der Bewohner Ruhe und Genuß finden und dem naturfreundlichen Herzen in jeder Art Rechnung getragen wird. Schart Euch zu dem „Heimatschutz", der das Beste für unser Dasein bedenkt, bewahrt Euch die Grundbedingung für die spätere Gesundheit Eurer Geschlechter.

Ein gutes Wort für den Fuchs

legt „Waldo" in „Zwinger und Feld" (Verlag W. Knöller, Stuttgart), ein, indem er wie folgt schreibt:

„Was dem Fuchse alles an Fraß aufgehalst wird, geht schier ins Endlose. Ich habe hierüber recht eifrige Betrachtungen angestellt und niemals unterlassen, jeden erbeuteten Fuchs, wann und wo ich dazu kommen konnte, auf den Magen- und Darminhalt hin zu untersuchen, wie ich dies überhaupt fast bei jedem erlegten Stücke Raubzeug zu tun pflege Es ist einmal so meine Art, für diese Sachen eine ganz besondere Neugier zu haben, trotzdem meine Jagdfreunde manchmal sagen: „Da hat er nun schon wieder die Nase im Gescheide stecken; unverständlich, was er nur sucht, und was für eine Vorliebe man dafür haben kann". Nun, wenn wir alle so denken wollten, dann blieben wir eben mit unseren Kenntnissen auf einem Punkt stehen, und manches Wissenswerte aus der Naturgeschichte unseres Wildes mit seinen nützlichen Folgerungen daraus wäre eben verloren.

Wer die „Monographie des Fuchses" von Graf Frankenberg, mit anderem Namen „Lederstrumpf", gelesen hat, wird den Kopf schütteln, und ein gelindes Grausen dürfte ihm aufsteigen über die Schandtaten des Erzschelmes in Bezug auf Nutzwild, wie auch auf die Widerstandsfähigkeit seines Magens. Graf Frankenberg, der sonst ein gut beobachtender Heger und Jäger ist, hat hier beim Fuchs ganz gehörig daneben gehauen. Er sagt: „Reineke braucht im Jahre zu seinem Lebensunterhalte 4 Stück Rehwild, 100 Hasen und 120 Hühner bezw. Fasanen, so daß sich der von ihm angerichtete Schaden, in Geld gewertet, auf 370 Mark beläuft." Dabei rechnet der Graf Frankenberg für dieses Wildbret die niedrigsten Sätze, so daß man getrost das Doppelte annehmen kann, ohne sich der Übertreibung schuldig zu machen; denn der Graf setzt für ein Reh nur 12 Mark, für einen Hasen 2 und für das Huhn bezw. den Fasan 1 Mark an. (Gemeint sind natürlich die Preise vor dem Weltkriege. Die Schriftleitung.)

Lassen wir zuerst Zahlen sprechen, damit die Bedeutungslosigkeit der Wildangaben Lederstrumpfs zunächst rechnerisch genau widerlegt wird. Nehmen wir eine 500 Hektar große Pachtjagd mit gut besetztem Wildstande an Niederwild an. Auf ihr hausen 3 Füchse. Diese werden nach Lederstrumpf 12 Rehe, 300 Hasen und 360 Hühner als Jahresfraß benötigen. Glaubt nun jemand wirklich, weil dieses Wild auf der 500 Hektar großen Jagd oft überhaupt nicht vorhanden ist, daß einer von den 3 Füchsen verhungern würde? Oder erkennt er das Unsinnige der Aufstellung schon jetzt heraus? Viele Worte für den Gegenbeweis zu Lederstrumpfs Aufstellung zu machen, erscheint hiernach überflüssig. Zur Klärung des wirklichen Tatbestandes diene ein Vergleich mit dem Fraße zahmer, im Käfig gehaltener Füchse. Ich selbst habe schon einmal einen Jungfuchs aufgezogen und dabei die Beobachtung gemacht, daß der zahme Fuchs auch Kerbtiere gerne frißt, z. B. grüne Heuschrecken, blaue Mistkäfer, Schmetterlinge. Ferner fressen Füchse mit Wonne und Wollust Hausmäuse, Hamster, Ziesel, Karnickel- und Hühnergescheide. Fehlte es an diesem, so fütterte ich wilde Kaninchen. War ein Fuchs im Spätherbst ausgewachsen, und ich warf in den Zwinger einen alten Karnickelbock, so sättigte sich der Fuchs bei gutem Hunger derart, wie es Raubtiere und besonders die Fleischfresser tun: er fraß, was er leisten konnte, und für den anderen Tag, oft sogar für den zweiten Tag zur Hälfte verschmähte er das ihm dargebotene Futter, gleichviel was es war. Alles ließ er liegen, nur die lebende oder tote Maus fraß er gierig auf; sie schien ihm ein Leckerbissen besonderer Art. So war es bei den Füchsen 2—3 Jahre hindurch.

Der mir befreundete Graf K. hielt ein ganzes Geheck von 7 Jungfüchsen 2 Jahre lang im Zimmer. Bei ihm erlebte ich während eines Aufenthaltes von 3 Wochen, daß die Füchse nur alle 2—3 Tage Karnickel als Fraß nehmen — öfter gereicht verschmähten sie sie offenbar aus Mangel an nötigem Hunger.

Aus diesen Beispielen ersehen wir, daß der Fuchs also in der Gefangenschaft 1—2 Tage hungern kann und will, ist er vordem nur richtig nach der Art der Fleischfresser gesättigt worden. Der Fuchs in der Freiheit dagegen hat noch vieles vor dem gezähmten voraus; er begnügt sich, hat er keinen Karnickel- oder Hasenbraten, mit Mäusen, Heuschrecken, Mistkäfern usw. Nicht nur, daß ich derartige schillernde Flügelteile in der Fuchslosung gefunden habe, beobachtete ich sogar den Meister Reineke, wie er Holzäpfel fraß, ferner, wie er Gras zupfte. In seiner Losung, die auf einen Stein abgelegt war, fand ich auch außer der bläulichen, verräterischen Farbe die ganz kleinen Körnchen, die Samenteile der Heidelbeeren vor. Warum sättigt er sich mit diesem außergewöhnlichen Fraße? fragen wir; die Antwort lautet: Weil er nichts Besseres hat. Nun, und warum hat er nichts Besseres? Doch sicherlich nur, weil es ihm nicht leicht gemacht ist, lauter Leckerbissen zu erlangen. Unser Wild äugt scharf und wittert auf weite Strecken, ob Lauf- oder Flugwild; es hält sehr schwer für den Fuchs, Beute zu machen. Was ihm zur Beute wird, ist in der Hauptsache das kranke Wild, oder wenn wir Jäger für seine Rechnung arbeiten, mit Schlumpfschüssen viel Wild zu Holze schießen. Aber wie oft finden wir das letztere noch selbst verludert vor, trotzdem Füchse ihre Spuren unleugbar im Neuschnee nahebei

hinterlassen haben; sie haben es nicht gefunden und damit kein Zeugnis von besonders guter Nase abgelegt.

Und nun beobachten wir einmal die Vorgänge, welche sich vor Malepartus abspielen. So und soviele Male habe ich die Fähen und auch die Rüden den Fraß herbeischleppen gesehen, obwohl viele heute noch in der Meinung leben, die Fuchsrüden füttern das Geheck nicht. Weit fehlgeschossen! Mit derselben Aufopferung wie die Fähe schleppt er hinzu, was nur möglich ist. Wer vor den Röhren eingehend Untersuchungen anstellt, der wird nicht allein, wie das so in Beschreibungen üblich ist, Hasen finden, sondern auch auf Krähen-, Elstern- und Eichelhäher-Federn, Eichhörnchenhaare, Libellen- und Schmetterlingsflügel, Mäuse- und Rattenschwänze, Fischgräten, Froschzehen zu sehen bekommen, und man staune, einmal fand ich vor Malepartus sogar die Pfote einer mindestens dreiviertel ausgewachsenen grauen Katze. Verliert damit der überall gepredigte und übertriebene Hinweis von der fabelhaften Jagdschädlichkeit des Fuchses nicht jeden wirklichen Hintergrund?

Nach allgemeiner Ansicht bietet der Herbst auch für das Raubzeug die Zeit der guten Ernte; doch keinem Füchslein fliegen dabei die gebratenen Tauben in den Fang, sondern der rote Freibeuter muß ebenso mühevoll als eifrig Umschau halten, wo ihm der Zufall etwas zwischen die Fänge führt. Ganz so leicht ist die Jagd für ihn auf unser Nutzwild nicht.

Vom Hochstand aus konnte ich einmal im Altweibersommer einen Fuchs beobachten, wie er einen Meister Lampe übertölpeln wollte. Wenngleich ich wiederholt schon auf ihn angelegt hatte, so hielt mich doch das zu erhoffende Weidmannsheil auf einen guten Jagdbaren, den ich darnach auch erbeutete, von meinem Vorhaben ab. Dabei hatte ich zugleich den Vorzug, die Jagd des Fuchses auf Lampe genügend belauschen zu können. Bei gutem Winde hatte der Rote den Hasen wohl in die Nase bekommen, als er draußen am Feldrain hochaufgeworfen darnach windete und dann in vorsichtigem Schnüren und Drücken Richtung auf den sich im Rapse äsenden Lampe nahm. Zunächst mußte er dabei über eine Brache, auf der viele Ackerdisteln abgeblüht standen, an denen ganze Schwärme von Zeisigen herumpickten. Reineke hatte dabei seinen Hasenduft anscheinend ganz vergessen; denn er schlich sich zu den Distelhorsten und schnellte einmal mit jähem Sprung nach so einem kleinen Vöglein, doch umsonst. Als sie alle schwirrend abstrichen, hielt er, hochgereckt auf den Vorderläufen, Nachschau, drückte sich wieder und schlich, sich neuen Wind nehmend, nun dem Krummen entgegen. Nachdem er unter allen möglichen Körperwindungen, jede Deckung benutzend, die Brache durchquert hatte, drückte er sich in die Ackerfurche des Rapsfeldes, äugte wiederholt auf den Hasen, welcher aber längst den Fuchs wahrgenommen hatte, schon unruhig wurde und kurzerhand unter meinem Hochstand in das Holz hoppelte. Trotzdem nun der Hase fort war, schnürte der Fuchs in 30 Gänge an mich heran, bis er mich in die Nase bekommen hatte, worauf er, als ich mich bemerkbar machte, mit hochgehobener Lunte sich davonschlich.

Einen anderen Fall erlebte ich am Ansitz auf den Birkhahn in der Zeit der Sonnenbalz. Auf einem ganz flachen, tellerförmigen Felsen der sächsischen Schweiz, am Fuße des wildzerklüfteten Rauensteiner, schwang sich in den Vormittagsstunden ein Hahn ein, der einen recht reizvollen Balztanz aufführte. Da, wie aus der Erde gezaubert, kommt rückwärts über die Felskante herauf der spitze Fang von Meister Reineke zum Vorschein. Er muß auf den Hinterläufen gestanden haben; plötzlich aber war er auf der Felsplatte, und der Hahn ritt ab. Der Fuchs drückte sich nun infolge des Schnarrens der Flügelschläge auf den Felsen und quittierte die Kugel auf der Stelle.

Aber noch mehr Fälle erlebte ich, wo der schlaue Fuchs leer ausging, ohne Beute gemacht zu haben. Nur einmal in meinen 4 Jahrzehnten, die ich der Jagd huldige, war ich Zeuge, wie der Schlauberger tatsächlich Beute machte und ein halbwüchsiges Karnickel, welches in das Holz zurückwechseln wollte, aus dem der Fuchs kam, in jähem Sprunge

abgefangen wurde, nachdem es dem Fuchse, wie man so sagt, geradezu in die Arme gelaufen war. Meine Doppelläufige erreichte ihn, bevor er in der nahen Dickung Schutz fand.

Auch beim Fischen der Forellen habe ich den Rotrock mehrmals belauscht; aber ich bin auch hier nie Augenzeuge gewesen, daß er eine springende Forelle erwischt hätte. Wohl habe ich mich indessen einmal halb krank gelacht, als der Schelm dabei von einem schmalen Brückenstege in das reißende, kalte Naß plumpste, im starken Gefälle mitgerissen und über ein 8 Meter hohes Wehr hinuntergespült wurde trotz meines Laufens nur Augenzeuge, wie der Fuchs pudelnaß das gegenüberliegende Ufer erreichte und mit etlichen Sätzen wassertriefend im Busche verschwand.

Zuletzt möchte ich noch erwähnen, daß die Mehrzahl meiner erlegten Füchse, das sind mehrere Hundert, leere Magen hatten, man also dieserhalb annehmen darf, ihre Erbeutung fand eben statt, als sie auf Raub schnürten. Das dürfte auch sicher der Fall sein; wenn er den Ranzen voll hat, liegt er ruhig verdauend im Bau oder im Dickicht.

Wenn man nun viele Male den Fuchs mausen gesehen hat und weiß, daß er sich dieser nützlichen Beschäftigung mit Vorliebe hingibt, so wird um so mehr überzeugt sein, daß so viel, als ihm Graf Frankenberg nachsagt, auf seinen Balg gar nicht hinaufgeht. Warum nun gerade der Rotrock nur Nutzwild allein zum Fraße wählen soll, ist ganz unnatürlich; der Fuchs ergreift, was ihm beim Hunger in den Weg kommt, wenn es selbst es eine kaltblütige Forelle ist oder eine Teichmuschel, wie ich es beobachtet habe.

Nach all dem aber halte ich den Vernichtungskrieg gegen den roten Räuber mit Giftbrocken als für jeden wahren Wildfreund unwürdig und bedaure lebhaft jene, welche sich nicht auf ritterlichere Art, mit Kugel und Blei, seiner Überzahl erwehren können."

Vom Frosch.

(Aus der „Deutschen Fischerei-Correspondenz".)

Der Frosch ist in manchen Gegenden sehr häufig und wird zur Plage, in anderen aber ist er nur spärlich bemerkbar und wird wenig beachtet. Große Mengen Frösche gibt es in den warmen französischen und belgischen Teichen, und sie machen sich dort sehr unliebsam bemerkbar. Oft scheint man machtlos gegen die Froschplage zu sein und Wegfangen nützt anscheinend wenig. Ich werde aber nachher ein ganz probates Mittel angeben, welches ich mit großem Erfolge anwendete.

Der Frosch ist in Teichen nicht nur schädlich dadurch, daß er einen Teil der Fischnahrung für sich in Anspruch nimmt, sondern auch dadurch, daß er kleine Fischchen in Massen wegfängt. Er scheint im Fischfange sehr großes Geschick zu haben und verlegt sich in Brutteichen fast ganz auf dieses ihm gut liegende Metier. Ich fing Frösche, die vier bis fünf Fischchen im Leibe hatten, und von anderer Seite hörte ich, daß man in Brutteichen Frösche gefangen habe, die sich so voll von Fischen gefressen hatten, daß sie diese beim Anfassen massenweise ausbrachen. In Brutteichen machen alle Frösche, nicht nur die grünen Teichfrösche, Schaden. Ja, selbst vorgestreckte kleine Karpfen nehmen große Frösche spielend. Deshalb muß man die Frösche von Brut- und Streckteichen möglichst fernhalten. Sind nicht allzu viel vorhanden, so kann man sie mit einem Stückchen roten Lappen als Köder leicht wegangeln. Die Frösche springen wie wild nach dem roten Tuch, und man kann sich mit der Art Sport ganz gut amüsieren. Auch mit dem Flobert kann man Frösche wegschießen. Die Froschkeulen verwerte man übrigens in der Küche. Gut zubereitet, besonders in Butter scharf gebraten, sind sie eine Delikatesse, die in Frankreich sehr beliebt ist.

Gegen sehr zahlreiche Frösche aber ist man im Brutteiche und Vorstreckteiche machtlos. Da hilft nur bei den vorgestreckten Karpfen beschleunigtes Ablassen des Teiches und Herausfangen der Fischchen. Die im Teiche verbleibenden Frösche kann man dann zum

großen Teil leicht totschlagen und versäume das nicht. Im Jahre 1919 war in einer deutschen Teichwirtschaft die Froschplage so groß, daß einzelne Teiche mitten im Sommer abgelassen werden mußten. Man fing viele Zentner Frösche und stellte fest, daß die Fische infolge der Froschplage kaum gewachsen waren.

Recht gut hilft gegen Überhandnehmen der Frösche ein Ausfrierenlassen der Teiche. Man muß, wenn man im Spätherbst gefischt hat, den Teich trocken liegen lassen. Die im Schlamm sitzenden Frösche gehen dann bei sehr großem Frost meist ein. Noch besser hilft ein Kalken des Teichbodens.

Wer noch niemals unter einer Froschplage zu leiden hatte, macht sich davon kaum eine rechte Vorstellung. Nicht allein die alten Frösche fressen den Fischen das Futter weg und fangen die jungen Fischchen; schlimmer noch sind die oft millionenweise auftretenden Kaulquappen und die daraus entstehenden kleinen Frösche. Diese Quappen und Jungfrösche nehmen schließlich den Fischen die ganze Nahrung weg. Flache Teiche wimmeln oft von den Kaulquappen so, daß das Wasser stellenweise ganz schwarz aussieht. In Brutteichen ist gegen die Frösche und Quappen, wie gesagt, wenig anzufangen. Einzig und allein kann man im Frühjahr den Froschlaich herausfangen lassen. Das hilft wenigstens etwas.

In Teichwirtschaften, wo die Teiche wechselweise trockengelegt werden und besonders dann zur Feldbestellung dienen, treten alle Fischplagen geringer auf als dort, wo fast ständig Wasser in den Teichen ist. Bei ständiger Bespannung entwickeln sich manche Fischschädlinge schrankenlos, und es ist kein Wunder, wenn dann die Teiche wenig bringen.

Ich erprobte nun gegen die Froschplage folgendes Mittel: In alle Teiche, wo nicht ganz kleine Karpfen waren, setzte ich eine größere Anzahl Barsche ein, darunter neben meist handlangen auch einige, die reichlich ein halbes Pfund wogen. Der Barsch scheint Kaulquappen und junge Frösche ganz besonders zu mögen; denn es war ganz auffallend, wie schnell diese Tiere in den Teichen, wo Barsche waren, verschwanden. Die großen Barsche machen sich übrigens auch an mittelgroße Frösche heran, und ich beobachtete häufig, daß ziemlich große Frösche vom Barsch genommen wurden. Vor allem aber vernichtet der Barsch glänzend die Froschbrut, die Kaulquappen, und wächst bei diesem fetten Futter geradezu großartig. Ich fing dann Prachtbarsche in meinen Teichen und war sehr zufrieden. Im Laufe des Sommers wurden Aale und Barsche, auch Plötzen, mit Reusen aus den Teichen herausgeholt, und ich verkaufte die Aale im Frieden ganz besonders gut in Brüssel. Die Froschplage wurde geringer, obgleich aus fremden Nachbarteichen, wo es von Fröschen wimmelte, stets neuer Zuzug kam. Schließlich riet ich den Nachbarn, es auch mit Barschen zu versuchen, und lieferte ihnen den Besatz. Jetzt endlich wurden wir der Frösche ziemlich Herr. Am allerschlimmsten sind die Kaulquappen in den Teichen, weil man den Rackern in den Teichen, wo Jungfische sind, nicht mit Barschen zu Leibe gehen kann.

Manche kleineren Dorfteiche, die alle Vorbedingungen für glänzendes Fischwachstum haben, zeitigen trotzdem keine guten Resultate, weil in den Teichen viel zuviel Frösche sind. Wenn man nur große Karpfen in einem Teiche hat, nützen auch einige Hechte großartig gegen die Froschplage. Bei überreichlicher Nahrung aber kann es vorkommen, daß der Hecht so kolossal wächst, daß er sich zum Schluß an kleineren Karpfen, besonders wachsenden Zweisömmern, vergreift. Infolgedessen muß man mit dem Hechtbesatz vorsichtig sein. Barsche dagegen werden größeren Fischen, besonders den hohen Karpfen, die schlecht für das Barschmaul passen, niemals gefährlich. Mir will es auch scheinen, als ob der Barsch eine ganz besondere Vorliebe für Kaulquappen habe und diese weit besser vertilge als der Hecht.

F. O. Waldmann.

Mit Feuer, Wasser, Luft und Erde lassen sich Schäden am Körper heilen,
Nicht soll der Mensch im Drang nach „Höherem" sich übereilen,
Nur wer gelassen im Weltall schwimmt, der findet des Lebens wahres Glück,
Drum kehre ein jeder erkenntnisreich zur Mutter Natur zurück. H. K.



Ein naturvernichtender Eingriff in die schlesische Landschaft wird im südlichen Teile des Kreises Münsterberg ausgeführt. Bei Bärdorf verschwindet ein 400 Morgen großer Wald des Grafen Deym. Der Niederschlag ist nach sicheren Mitteilungen so gut wie vollendet. Wir sind verwundert gewesen über das viele Langholz, über die mächtigen Baumstämme, die an Münsterberg vorüber oder durch die Stadt nach dem Bahnhof gefahren wurden. Man sprach über die Millionen, die für den abgeschlagenen Wald bezahlt wurden, aber auch von den Millionenverdiensten, die von den Holzhändlern eingesteckt werden sollen. Außerdem wird bekannt, daß das Landeskulturamt (soweit bekannt „Ohlau") beschlossen habe, den 280 Morgen großen Wald des Großherzoglichen Gutes Hertwigswalde, Kreis Münsterberg, niederschlagen zu lassen. Der Grund und Boden soll zu Ansiedlungszwecken aufgeteilt werden. In engem Raume also sollen 680 Morgen Wald verschwinden. Die Bevölkerung muß hierin eine arge Verwüstung, Beschimpfung, Verödung der Natur sehen. Die nächste Folge ist für den südlichen Kreisanteil und dessen nächste Umgebung ein Mangel an Langholz. Ein Gutsbesitzer aus einem der Dörfer im südlichen Teile des Kreises war empört darüber, daß man so mit dem Walde wüstet. Er meinte, wenn einen einmal ein Brandunglück treffe, wisse man nicht, woher Bauholz bekommen, oder man müsse es dann von weither und für teures Geld holen. Das Verschwinden dieser Forstflächen muß auch inbezug auf den landwirtschaftlichen Pflanzenschutz, durch Vernichtung der Brutgelegenheit nützlicher Vögel argen Nachteil haben. Und da diese Wälder im Hochwasserschutzgebiet der Neiße liegen, so bildet ihr Kahlschlagen und Verschwinden eine Gefahr für die Unterlieger. Es ist doch gesetzlich verboten in solchem Gebiet auch die kleinste Buschparzelle niederzuschlagen. Abgesehen von diesen volkswirtschaftlichen Gründen muß ein derartig naturvernichtender Eingriff in die schlesische Landschaft demoralisierend auf die Bevölkerung wirken, nicht nur verödend in der Natur, sondern auch verödend in den heute schon kranken Herzen des Schlesiers. — Wo sind die Gemeindeverbände oder landwirtschaftlichen Organisationen, die gegen solche Schädigungen Einspruch erheben? g.

Schwanenkampf am Schloßteich. Ein Leser schreibt uns: An einem Sonntag besuchte ich mit meiner Familie unsere Schloßteichanlage. Als wir unseren Spaziergang in der Richtung nach dem Vogelhause fortsetzten, bemerkten wir an einer über einen Verbindungsgraben gehenden kleinen, niedrigen Brücke einen Schwan. Es war an der mit Stroh gedeckten Unterkunftshütte für die gefiederten Inselbewohner. Wir machten auf der Brücke Halt. Sofort kamen fünf große Schwäne eilends herangeschwommen, wahrscheinlich in der Hoffnung auf Futter. Nun erlebten wir ein sonderbares Schauspiel. Einer, anscheinend der stärkste der hinzugekommenen Schwäne, überfiel plötzlich den an dieser Stelle befindlichen Schwan, der als erster herangeschwommen war, und setzte ihm mit heftigen Bissen und Flügelschlägen zu. Wir hatten den Eindruck, daß der Überfall aus Futterneid erfolgte. Der überfallene, etwas schwächere Schwan suchte zunächst Zuflucht in der Unterkunftshütte, kam aber bald wieder zum Vorschein. Er wurde jedoch von seinem Widersacher sofort wieder verfolgt und kroch nun unter das Strauchwerk am Ufer. Dieses engte ihn allerdings so ein, daß er nahezu verteidigungslos gemacht wurde und wutschnaubend stürzte sich der stärkere Schwan auf seinen Gegner. Ein hinzugekommener Herr schwang sich über das Brückengeländer, um das bedrängte Tier von seinem Peiniger zu erlösen Mit Hilfe seines Spazierstockes gelang ihm dies auch. Der angegriffene Schwan befreite sich wieder aus seiner bedrängten Lage. Kaum war er im

freien Wasser, begann der Überfall von neuem, und zwar dicht vor der Unterkunftshütte. Von dem angegriffenen Schwan war nahezu nichts zu sehen; er wurde von seinem Angreifer unter dem von aufgewühltem Schlamm schäumenden Wasser gehalten. Der Kampf war sehr heftig, ganze Federbüschel schwammen auf dem Wasser. Die wenigen Schloßteichbesucher konnten dem armen Tier keine Hilfe bringen; der Kampfplatz war vom Ufer zu weit entfernt, außerdem wäre das Übersteigen eines hohen Zaunes notwendig gewesen.

Der Kampf ging also weiter, nahm aber plötzlich eine interessante Wendung. Um die Kämpfer hatten sich mehrere Schwäne gesammelt, die den Kampfplatz umschwammen. Auf einmal nahm ein großer Schwan Partei für den angegriffenen Schwan und versuchte zunächst vorsichtig, dann aber heftiger, ihn zu befreien. Das gelang ihm auch.

Der befreite Schwan verkroch sich zunächst in der Unterkunftshütte. Nach einer Weile kam er, schlammbedeckt und arg zerzaust, wieder zum Vorschein und schwamm ängstlich an das andere Ufer. Das Tier konnte nicht auftreten und sich nur auf dem Bauche fortbewegen. Nach längerer Zeit bemerkten wir ihn hinter einem Strauch versteckt.

Erdbeeren gegen Gicht. Die Erdbeeren üben einen besonderen Einfluß auf den menschlichen Körper, vor allem auf das Nervensystem aus, was sich schon an dem regelmäßigen Auftreten der Nesselausschläge und anderen Erscheinungen zeigt. Ihre blutreinigende Wirkung und Heilkraft gegen Gicht dagegen ist noch viel zu wenig bekannt. Schon der bekannte Naturforscher Linné hat sie an sich erprobt. Nur durch den zufälligen Genuß von Erdbeeren erlangte er, als er im 43. Lebensjahre von den fürchterlichsten Gichtschmerzen gepackt wurde und alle anderen Mittel versagt hatten, rasche Heilung. Bei jedem neuen Anfall griff er wieder zu diesem einfachen Mittel und war stets in kürzester Zeit davon befreit So machte er jeden Sommer eine „Erdbeerkur" und die Gicht kehrte nie wieder, obwohl er 71 Jahre alt wurde. Dr. A. M. G.

Das Geheimnis der Stubenreinheit der Tiere, Mancher Tierfreund würde gern mit seinen Lieblingen eine dauernde Wohnungsgemeinschaft pflegen, könnten sie nur an Stubenreinheit gewöhnt werden. Dazu besteht aber nur in einer verschwindenden Minderzahl der Fälle Aussicht. In „Über Land und Meer" teilt der bekannte Tierpsychologe Dr. Th. Zell seine Erfahrungen hierüber mit. Stare, Rotkehlchen, Grasmücken, Bachstelzen usw. kann man nicht dauernd im Zimmer fliegen lassen, weil sie eine unerträgliche Schmutzerei verursachen. Bei Körnerfressern ist es nicht so schlimm wie bei diesen Weichfressern, aber von einer Erziehung zur Stubenreinheit kann auch bei den klügsten Kanarienvögeln nicht die Rede sein. Ebenso ist der Papagei trotz seiner Gelehrigkeit kaum stubenrein zu erziehen; höchstens ist er so weit zu bringen, daß er durch plötzliches Schütteln und Hinundhertreten rechtzeitig ein „Gefahrsignal" abgibt. — Zahme Affen sind, so sehr sie sonst durch Intelligenz in Erstaunen setzen, zum Verständnis für Stubenreinheit nicht zu erziehen. So erscheint der Hund in dieser Gesellschaft als ein wahres Wunder und seine Stubenreinheit als eine große Merkwürdigkeit. Dr. Zell ist nun der Ansicht, daß die Erziehungstätigkeit des Menschen an der Stubenreinheit des Hundes sich kein Verdienst beizumessen hat, und er beruft sich zum Beweise hierfür darauf, daß unter den geistig ziemlich tiefstehenden Nagern eine ganze Menge stubenrein ist. So heißt es vom Siebenschläfer, daß er als großer Fresser geistig nicht sehr befähigt sei, aber den großen Vorzug der Stubenreinheit besitze — wohlgemerkt: ohne jede menschliche Anleitung. Die Erklärung der Stubenreinheit des Hundes sieht Zell darin, daß er, wie alle Kaniden, also Wölfe, Schakale, Füchse usw., von Hause aus ein Höhlenbewohner ist und daß alle Höhlenbewohner aus Instinkt wissen, daß sie ihre Höhle verpesten, wenn sie den Unrat an beliebiger Stelle fallen lassen. Deshalb haben Dachs,

Hamster und andere Höhlenbewohner richtige Aborte in ihren Höhlen. Affen, Papageien und andere Vögel dagegen leben auf Zweigen und es kann ihnen ganz gleichgiltig sein, wer von den Nachteilen ihrer Erleichterung etwa betroffen wird. Deshalb mangelt es ihnen an Verständnis für Stubenreinheit. Beim Hunde dagegen genügt es, durch das bekannte drastische Mittel seinen alten Instinkt als Höhlenbewohner zu erwecken, und dieser ist es dann, der ihn zur Stubenreinheit „erzieht".

Unser Spatz als Weltbürger. Der Haussperling (Passer domesticus), gewöhnlich nur kurz „Spatz" genannt, bewohnt nicht nur ganz Europa, sondern auch den größten Teil des westlichen und mittleren Asiens. In Ostasien wird er durch eine dem Feldsperling näherstehende Art vertreten. 1851 wurde unser Spatz nach Nordamerika gebracht, wo er sich bereits über ein Gebiet von der Größe Europas ausgebreitet hat. Mit Ausnahme des Felsengebirges findet er sich jetzt überall in den Vereinigten Staaten vom Atlantischen bis zum Großen Ozean und von Kanada bis Florida. Er hat aber auch das ganze mittlere und östliche Kanada einschließlich der großen Insel Neufundland besetzt und fehlt nur noch in Alaska und Westkanada. Sehr wenig bekannt ist die Tatsache, daß der Haussperling auch in Südamerika und zwar in Argentinien eingebürgert worden ist. In Buenos Aires vor längerer Zeit freigelassene Sperlinge haben sich bereits über die ganze gleichnamige, Süddeutschland an Größe gleichkommende Provinz ausgebreitet. Es kann nur eine Frage der Zeit sein, daß sich der Vogel Südamerika ebenso wie Nordamerika erobern wird. Englische Ansiedler nahmen den Haussperling zu unseren Antipoden mit und haben ihn dort in Australien, Tasmanien und Neuseeland heimisch gemacht. Von Nordamerika wurde unser Vogel nach dem eisstarrenden Grönland und den tropischen Bermudas- und Hawaiinseln verpflanzt. Franzosen haben den Haussperling in Algerien und Tunis ausgesetzt, wo sich der Vogel stark vermehrt hat. Endlich wurde er auch noch in dem weltfernen St. Helena und der Tropeninsel Kuba angesiedelt. So findet sich unser Haussperling in sämtlichen fünf Erdteilen und muß daher als ein richtiger Weltbürger bezeichnet werden. Von allen von Europäern besiedelten Ländern ist bis jetzt allein Südafrika noch nicht mit ihm „beglückt" worden. Überall, wo der Haussperling eingeführt wurde, hat er sich stark vermehrt und ist recht schädlich geworden, so daß man sogar Prämien zur Verminderung des unwillkommenen Gastes aussetzen mußte.

Erwähnenswert ist, daß auch der Vetter des Haussperlings, der kleinere und hübschere Feldsperling, in Nordamerika, Java, Australien und Neuseeland eingebürgert wurde.

E. Gebhardt.

Über eine **Uhutragödie** wird Folgendes in der „Deutschen Jäger-Zeitung" berichtet: „Am Tage vor Himmelfahrt birschte ich früh auf Sauen in einem Kiefernhochwalde auf einem Gestell entlang, als plötzlich ein Uhu mit lautem „Puhu" abstrich, um bald wieder aufzuhaken. Ich ging auf den Uhu zu, da strich auch der zweite, dicht neben mir, mit lautem Puhu ab, und dann umstrichen mich beide, immer rufend, noch mehrere Male in einer Entfernung von ungefähr 50 m — ein selten schöner Anblick. Schließlich strichen sie 200 m weit ab und hakten auf, auch noch weiter ihr Puhu erschallen lassend. Wegen solchen Gebahrens der Uhus vermutete ich, daß sie hier Junge hätten, und wollte, da ich früh keine Zeit mehr hatte, am Nachmittage mit meinen Jungen die Umgebung der Abflugstämme nach Horsten absuchen. Am Nachmittage kam ich nicht mehr dazu, ging aber am Himmelfahrtstage früh, da meine Jungen aus der Stadt nicht gekommen waren, allein nach der Stelle, wo ich die Junguhus suchen wollte. Bald fand ich auch einen nicht sehr großen Horst, durch den ich fast durchsehen konnte, weshalb ich darin keine Jungvögel von Stärke des Uhus vermutete. Unter dem Horste lag aber viel frisches Gewölle, und endlich sah ich mit dem Glase in dem Horste eine weiße Masse, die sich bewegte. Da auch wieder die alten Uhus in der Nähe waren und sich meldeten, mußten es die Jung-

uhus oder wenigstens einer sein. Am Sonntag darauf kamen dann meine Jungen, und ich ging nun mit ihnen auf dem besagten Gestell entlang, wobei ich ihnen sagte: „Hier ist ein Uhuhorst, den müßt ihr suchen". Die Jungen stellten sich natürlich einen Horst von der Größe eines Storchnestes vor und fanden ihn nicht. Deshalb ging ich von selbst hin und zeigte ihnen den Stamm und Horst. Doch was ist das? Unten liegt ein Teil des Horstmaterials, ferner ein Wasserhuhn-Ei und verschiedener anderer Fraß, und beim Mustern des Horstes mit dem Glase sehe ich, daß er leer ist! Ich stelle zunächst fest, daß die Kiefer nicht durch Menschen erstiegen ist, ein Ausstoßen des Horstes mit Stangen ist bei 20 m Höhe auch nicht möglich — wer kann nun die jungen Uhus aus dem Horst genommen haben? Erst glaubte ich, die alten Uhus hätten ihre Jungen in einen andern Horst getragen, nachdem sie merkten, daß der Horst entdeckt war. Dann aber dachte ich an Hühnerhabicht, Wanderfalken oder Baummarder, denn oben, in und am Horste mußte ein Kampfe stattgefunden haben, wie das halb heruntergerissene Baumaterial bewies.

Nach einigen Tagen fand ich auf demselben Gestell, etwa 800 m entfernt, dicht an einer Landstraße, einen eingegangenen jungen Uhu, bei dem ich verschiedene Wunden auf dem Rücken feststellte. Er lag in der Richtung, nach welcher der Wanderfalke seinen Horst hat, und ich nehme nun an, daß dieser nach einem scharfen Kampfe mit dem alten Uhu die Jungen schlug und mit diesen abstrich, um sie als Fraß seinen Jungen vorzulegen. Oder sollte es die angeborene Feindschaft sein, die den Wanderfalken trieb, die Junguhus einfach zu töten?

Vom Hühnerhabicht habe ich es schon gesehen, daß er in einen Krähenhorst stieß (trotz Geschrei der alten Krähen, die in großer Zahl erschienen), sich eine Jungkrähe nahm und damit abstrich, während das ganze andere junge Pack aus dem Neste flüchtete und auf die Erde fiel. Gleichfalls beobachtete ich einst einen Hühnerhabicht, der wohl zehnmal versuchte, einen Bussard zu schlagen. Der Mauser warf sich aber stets bei dem Stoß des Habichts in der Luft auf den Rücken und streckte dem Angreifer seine Fänge zur Abwehr entgegen, bis er eine Erlengruppe erreichte, in der er verschwand. Der Habicht umkreiste noch ein paarmal die Gruppe und strich dann ab. Vorher hatte derselbe Habicht eine Saatkrähe aus einem großen Schwarm geschlagen, und ich bin ihm wohl mit meinem Fuhrwerk zu nahe gekommen, denn er ließ plötzlich die Krähe los, die matt in eine Kopfweide strich, und warf sich auf den entfernt kreisenden Mauser, freilich ohne Erfolg."

Die Katze und der Vogelschutz. Wohl ist die Katze ein sehr nützliches Tier oder kann es wenigstens sein. Ihre mäuse- manchmal auch rattenvertilgende Tätigkeit ist namentlich auf dem Lande nicht zu entbehren, aber auch in der Stadt bietet sich ihr bisweilen ein weites Feld nutzbringender Arbeit. Dazu ist die Katze ein anmutiges Geschöpf; man versteht es, daß es viele Katzenfreunde und noch mehr Katzenfreundinnen gibt. Aber vom Standpunkte des Vogelschutzes aus muß man von einer Katzenplage reden. Ein Teil der Schuld liegt in der Natur der Katze selbst, ein Teil in der Unachtsamkeit und Nachlässigkeit ihrer Besitzer. Die „Hauskatze" wird nur zu leicht zur „wildernden Katze". Unzulänglich gefüttert, stromern die fast herrenlosen Räuber in Feld und Busch umher, plündern die Nester und fangen die Jungvögel. In der Stadt sind die Katzen nur im Hause zu dulden; da ist ihr Arbeitsfeld. In den öffentlichen Anlagen sind sie zu vernichten. Und wenn ein Gartenbesitzer zur Brutzeit der Vögel die Katzen wegfängt, die sein Grundstück bedrohen, durch den Zaun schlüpfen oder über die Mauer klettern, um die sorgsam behüteten Vogelbruten zu räubern, so wird mans ihm nicht verdenken können. Im allgemeinen gibt es in Dorf und Stadt zu viel Katzen, namentlich zu viel unbeaufsichtigte. Mit Erfolg hat man hier und da eine Katzensteuer eingeführt. In Anlagen wie Privatgärten ist manche Katzenfalle aufgestellt, um die Bruten vor wildernden Katzen zu bewahren. Wer aber nachweisen kann, daß der durch die Tötung einer Katze angerichtete Schaden nicht im Verhältnis zu der Gefahr steht, die den Vögeln und ihrer Brut drohte, der hat § 228 BG. für sich. L. S. H.

Im Buchenzauber. Streifzüge durch die Stettiner Buchheide. Preußens bedeutendster Seehafen Stettin bedeutet für das reisende Berlin gemeinhin nur das Ausfallstor zu den zahlreichen Badeorten am Strande der Ostsee. Daß aber Stettin in allernächster Nachbarschaft ein Bergwaldidyll von höchster Schönheit besitzt, das wissen auch die wanderfrohesten Berliner nur selten. Und doch ist „Die Stettiner Buchheide" von Berlin aus recht bequem zu erreichen. Eine Fahrt von reichlich zwei oder drei Stunden bringt den Ausflügler zum Ausgangspunkt der Wald- und Bergwanderung.

Die Buchheide bei Stettin bildet einen von Nordwesten nach Südosten verlaufenden Höhenzug, der eine reiche Gliederung durch zahlreiche tief eingeschnittene Täler besitzt. In einer Breite von rund 8 km zieht sich dieses eigenartige „Waldgebirge" vom Rande des weiten Odertales etwa 24 km gegen Südosten bis zur Plöne, die, aus den mächtigen Wasserbecken des Plöne- und des Madüsees kommend, in nordwestlicher Richtung zum Dammschen See fließt. Zwar erreicht der höchste Gipfel der Buchheide nur eine Höhe von 147 m. Wenn man aber bedenkt, daß die große Reglitz, ein bedeutender Arm der Oder, und der Dammsche See in nächster Nähe der Buchheide ihren Wasserspiegel nur 30 cm über den der Ostsee erheben, so wird der gebirgige Charakter des besonders an der Oderseite steil emporsteigenden Höhenzuges erklärlicher. Dazu kommt die ungeheure Ebene des Oderdeltas mit dem Dammschen See, die den Aussichtspunkten einen weiten Blick verleiht, wie ihn sonst nur bedeutendere Höhen aufweisen können.

Das Gebiet der Buchheide ist rund 100 qkm groß; zwei Dritteile davon sind geschlossene Waldbestände aller Jahresklassen. Es ist eine Eigenart des Buchenwaldes, daß er selbst bei Kahlhieben niemals längere Zeit kahle Berghänge zeigt, da der Anflug des Buchensamens in kürzester Frist den Boden mit einer dichten grünen Decke überzieht.

Der Zugang zu diesem Waldgebiet ist recht bequem. Die Bahnlinie Stettin—Breslau zieht sich am Westrande des Waldes entlang und bietet in den Haltestellen Podejuch und Klütz gute Anfangspunkte für die Buchheidewanderung. Die Linie Stettin—Stargard gestattet, in Finkenwalde und Hohenkrug die schöne Fahrt durchs Buchenland zu beginnen. Eine Kleinbahn von Finkenwalde nach Neumark und Klein-Schönfeld läuft an der Nordostseite des Höhenzuges entlang und umfaßt die ganze Südecke. Ihre sämtlichen Haltestellen bis Sinzlow liegen dem Waldgebiet nahe.

Wer eine genußreiche Wanderung durch die Buchheide ausführen will, der bestimme zwei Tage für diesen Zweck. Dann kann er ohne Hast die vielen anmutigen Täle und Bergrücken durchwandern und die zahlreichen entzückenden Fernsichten genießen. Ein passender Zug fährt morgens 5^{59} Uhr vom Stettiner Bahnhof ab. Man löse eine Fahrkarte bis Hohenkrug. Der Zug ist einige Minuten nach 9 Uhr in Stettin. Der Stargarder Zug, der den Anschluß nach Hohenkrug gibt, geht erst 9^{45} Uhr ab. Wer das Stettiner Bollwerk und die prächtigen Baulichkeiten an der Hakenterrasse noch nicht gesehen hat, kann die gute halbe Stunde dazu benutzen. Linie 6 der Straßenbahn geht am Bollwerk entlang.

10^{12} Uhr ist die Haltestelle Hohenkrug erreicht. Zwischen zwei großartigen Waldheilstätten wandert man durch den mit prächtigen Wacholderbüschen geschmückten Kiefernwald nach dem malerisch an der Plöne gelegenen Hohenkrug mit einer bedeutenden Papierfabrik. Es hat auch eine Haltestelle der Kleinbahn. Am rechten Ufer des klaren Flusses führt ein prächtiger Weg mit altem Baumbestand entlang, der in einer halben Stunde in den vom „Alten Fritzen" angelegte Dörfchen Jeseritz endet. Nach der Überschreiten der Plöne sieht man das malerische Tal des Kesselbaches oder den Kellerbeck. An der Untermühle vorbei kommt man zur Obermühle, die gleichzeitig Schneide- und Mahlmühle ist. Wegen ihrer romantischen Lage ist die Kellerbecker Mühle ein vielbesuchter Sonn



SATRAP

Photo-Papiere - Chemikalien - Entwickler
für Natur, Wissenschaft und Kunst.

Überall erhältlich.

Chemische Fabrik auf Actien (vorm. E. Schering)
Berlin-Charlottenburg 40.

Briefmarken

Unsere fortlauf. erscheinende Listen, die wir unseren Käufern gratis senden, halten Sie stets auf dem laufenden!
Verkaufsangebote stets erwünscht

Alwin Hamann G. m. b. H.
Briefmarken-Großhandlung
Berlin-Charlottenburg 4
Kuno Fischer-Straße 13 a/b.

meraufenthalt. Vor Jahren rauschte hier ein beinahe 9 m hohes Mühlrad am klaren Waldbach, der außerdem durch den Abfluß eines tief im Walde versteckten Sees gespeist wird. Jetzt ist an seiner Stelle eine Wasserturbine errichtet worden.

Durch dichte Jungbuchenhallen gelangt man zum erwähnten Waldsee, dem Wendschen See, dessen Spiegel fast von der Fülle der Mummeln verdeckt wird. Man umschreitet den See und geht westwärts bis zur Lichtung des Waldes, wo man die Försterei Mühlenbeck und einen Ausbau des Dorfes Mühlenbeck liegen sieht. Im Kellerbachgrunde steigt man dann zur Seite des murmelnden Wassers gemächlich aufwärts. Links am Wege spendet der Löwenkopf der Dobberphuler Quelle ein klares, eisenhaltiges Wasser. Gleich hinter der Quelle liegt auf weiter Blöße, rings vom Walde eingehegt, das große Dorf Dobberphul. Ohne es berührt zu haben, wandert man weiter durch die sonnendurchleuchteten Buchenhallen zur nächsten Lichtung, in der das Forsthaus Buchenhain und das Dorf Glien liegen. Nahe dem Dorf und teilweise vom Buchenwald eingeschlossen, blitzt der Spiegel des schönen Gliensees auf. Wer Zeit hat, geht zum See hinunter. Sonst wendet man sich am Waldrande westwärts zum Forsthaus Pflanzgarten, dessen Bewohner gleichzeitig mit seinem Revier auch einen großen Forstgarten zu hüten hat. Eine ganze Reihe merkwürdiger alter Bäume weist dieser im Jahre 1823 gegründete Garten auf. Ein prächtiger Tulpenbaum reckt seine stattlichen Zweige empor. Leider ist der mächtige Stamm geborsten. Wenn man nicht bald einen starken Eisenreif um ihn legt, wird er über kurz oder lang dem Unwetter zum Opfer fallen. Zwei Eichen haben einen Haselstrauch mit sich in die Höhe genommen. Er ist nahezu 20 m hoch geworden. Sein Stamm ist wohl 40 cm stark. Der eigenartige Haselbaum ist kerngesund, während eine der Eschen bereits gefällt wurde.

Vom Pflanzgarten westlich wandernd, kommt man auf die entzückend schöne Waldchaussee nach Mühlenbeck. Man verfolgt sie in nördlicher Richtung, bis sie der Kolower Bergweg schneidet. Dieser führt über eine weite Lichtung, an deren Nordrand das Forsthaus Kolow an einem schönen Waldweiher liegt. In der westlichen Hälfte erhebt sich das nette Dorf Kolow. Der Weg hält sich immer auf der Höhe und taucht in der Nordwestecke der Lichtung wieder in den dichten Wald ein. Er bietet schöne Ausblicke auf die südlich vorgelagerten Seenflächen. In jener Ecke steht nahe am Waldrand eine im Frühjahr 1871 gepflanzte Friedenslinde. . . .

Ein an tiefen Schluchten und steil ansteigenden Hängen vorüberführender „Bergweg" führt zum Ziel des ersten Tages, dem lieblichen Hökendorf, das an die schönsten Walddörfer Thüringens gemahnt. Der zu früh verstorbene Geologe Prof. Wahnschaffe hat oft mit seinen Studenten in dem schönen Dorfe Rast gemacht. Im Kaffee Schuhmacher erzählt man heute noch gern von dem liebenswürdigen Manne, der einmal auch den Nordpolfahrer Frithjof Nansen mit in die Buchheide gebracht hat.

Am nächsten Morgen geht es auf dem „Talweg" zur hochgelegenen Försterei Hökendorf, von deren gastlichem Garten man weit über die Oderniederung und die Wasserfläche des Dammschen Sees hinausschaut. Zur Seite des Dorfbaches kommt man zum Blocksberg, von dessen flachem Gipfel man schöne Ausblicke auf tiefe schweigende Gründe und schöngeschwungene Bergreihen hat. Rechts zweigt sich ein malerischer Weg, „Der grüne Weg", ab. Er führt zu der vielbesuchten Wirtschaft Pulvermühle. Ein Stauweiher lieferte einst das Wasser für eine Mühle, die erst Pulver, dann Mehl und zuletzt Papier und Pappe erzeugte. Eine Röhrenleitung läßt das bergkühle und klare Wasser bis zum Spülbecken des Schenktisches laufen. Tag und Nacht fällt es murmelnd in das Becken.

Eine kurze Strecke geht man den Weg zurück und trifft an dem rechts sich abzweigenden Wege auf eine starke Quelle, die Worpitzkquelle, deren Wasser zur Pulvermühle eilen. Weiter am Neumspringbach entlang kommt man zum Luisenteich u. schließlich zum Klosterkopf, wo sich ein hoher Aussichtsturm erhebt. Der Blick vom Turm ist weitumfassend. Der Turm ist allerdings nur Mittwochs und Sonntags geöffnet. Über den Hundepfahl geht man dann zum heiligen Berg, wo der am Waldrande hinlaufende Weg fortwährend schöne Blicke über die weite Oderniederung gewährt. Im Tal des Iserbaches steigt man an schönen Ausflugsgärten vorüber zu Tal und zum Bahnhof Podejuch. Von Podejuch fahren auch Dampfschiffe nach Stettin zurück.

Der rüstige Wanderer kann auch von Podejuch über Friedensburg nach Finkenwalde gehen. Der Abstecher verlohnt sich. 5^{50} Uhr fährt man von Finkenwalde nach Berlin ab.

Am schönsten ist die Buchheide in der Herrlichkeit des goldgrünen Maienlaubes oder in der brennenden Glut des Herbstes. Aber auch zu anderen Zeiten findet der Naturfreund reiches Genüge. Die Wege sind trefflich mit Tafeln versehen. Nähere Auskunft erteilt gern der rührige Buchheideverein zu Stettin.

Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur: Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7 II. Druck von Carl Ringer & Sohn Berlin S. 59, Hasenheide 54. Kommissionsverlag Otto Hillmann, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Blätter für Naturschutz
und Heimatpflege.

Herausgegeben, verlegt und redigiert von Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7
Kommissionsverlag E.-R. Lang, Berlin SW. 47, Möckernstraße 71.

Die Blätter für Naturschutz und Heimatpflege erscheinen jetzt alle 2 Monate.
Bezugspreis jährlich 20 Mk. — Einzel-Nummer 4.— Mk.

Bestellungen, Manuskriptsendungen und Anfragen nur an Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7.

Nachdruck der Artikel ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

— Die Verfasser der einzelnen Artikel und Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten. —

Alleinige Anzeigen-Annahme:
Berthold Giesel, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38, Fernsprecher Amt Lützow, 8588.
Vom 1. August 1921 ab: E.-R. Lang, Berlin SW. 47, Möckernstraße 71.

7. Jahrgang. **Berlin, am 1. Juli 1921.** **Nummer 7 u. 8**

An unsere Mitglieder!

Wichtig! **Bitte nicht übersehen!**

Hiermit beehren wir uns, unserem sehr geehrten Leserkreise ergebenst zur Kenntnis zu bringen, daß am **1. Juli d. Js.** aus zwingenden technischen Gründen der Kommissionsverlag der „Blätter" von Leipzig nach Berlin verlegt werden mußte und aus den Händen der Firma Otto Hillmann, Leipzig, in die der Firma

E.-R. Lang, Berlin SW. 47, Möckernstraße 71

übergangen ist.

Gleichzeitig betrauten wir auch ab 1. August die letztgenannte Firma mit unserer **Anzeigen-Verwaltung,** an die wir von da an alle Zuschriften, welche Anzeigen betreffen, zu richten bitten, also nicht mehr an die Firma Berthold Giesel.

Das neuerdings ständig wachsende Interesse an unseren Bestrebungen und die uns dadurch erwachsene Mehrarbeit machten es notwendig, den Kommissionsverlag und die Anzeigenverwaltung zusammenzulegen und zwar in die Hände eines äußerst umsichtigen und tüchtigen Mannes, der uns besonders geeignet erscheint, weil er zähe und unermüdliche Schaffenskraft mit Uneigennützigkeit verbindet. Er besitzt in vollstem Maße den klaren, weitsichtigen Blick, der, ver-

bunden mit innigem Verständnis für unsere Bestrebungen und heißer Liebe zu unserem Vaterlande seiner rastlos vorwärtsstrebenden Tätigkeit reichsten Erfolg bescheren muß.

Gleichzeitig benutzen wir die heutige Gelegenheit, um unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß wir von nun ab auch alle **Familien-Anzeigen** (Verlobungs-, Vermählungs-, Geburtsanzeigen usw.) aufnehmen. Ferner sollen neue Rubriken in den Anzeigenteil eingefügt werden, wie: **„Kauf", „Tausch", „Pacht", „Stellenvermittlung" usw.** Es sei ganz besonders darauf hingewiesen, daß jede Anzeige in den „Blättern" einen **überraschenden Erfolg** zeitigen muß, da unsere Zeitschrift ihren Weg in die hohen und allerhöchsten Kreise nimmt. Um unseren Lesern Gelegenheit zu geben, recht oft und nachhaltig zu inserieren, werden wir von nun an unseren Mitgliedern besondere **Rabattsätze** gewähren und bitten, sich dieserhalb jeweils mit unserer neuen Anzeigenverwaltung, der Firma E.-R. Lang, Berlin SW. 47, Möckernstr. 71 in Verbindung zu setzen.

Zum Schlusse möchten wir alle unsere Mitglieder nochmals wiederholt und dringend bitten, an unserem großen und einzigartigen Werke mitzuarbeiten und zwar in der Form, daß uns jedes Mitglied **wenigstens einen** neuen Anhänger unserer guten Sache zuführt. Es ist gewiß nicht allzuschwer, dieser Ehrenpflicht zu genügen, um so weniger, als das Heimatgefühl im deutschen Volke langsam wieder rege wird und die Liebe zur Natur wieder erwacht. Diesem letzteren Umstande verdanken wir auch, wie eingangs bereits gesagt, das ständig wachsende Interesse an unserer Naturschutzbewegung.

Also nochmals: helfen Sie mit, fördern Sie unser Werk!

Walter Benecke.

Die Anfänge des Naturschutzes.

Von A. Bütow-Pyritz.

Auch in dieser neueren Regung hat Ben Akiba Recht: Alles ist schon dagewesen! Der Naturschutz, der sich jetzt vorgesetzt hat, die letzten Reste der Natur zu bewahren, schöpfte früher gewissermaßen aus dem Vollen, er sicherte aus wirtschaftlichen und noch mehr aus religiösen Beweggründen den Bestand von Pflanzen und Tieren. Auch ganze Gebiete stellte er der Bewahrung anheim. Heilige Wälder oder Kultusstätten überhaupt blieben unberührt. Oineus, der Herrscher von Kalydon, tötete seinen eigenen Sohn

Tareus, weil dieser einen Graben übersprang, der bestimmt war, die Weinstöcke zu schützen. Das mosaische Gesetz (5. Mos. 25, 19) verbot, bei der Belagerung einer Stadt die Bäume nicht zu verderben und auch — bei Übergehung einer ganzen Anzahl ähnlicher Verbote aus dem Altertum — Kaiser Friedrich I. verordnete 1187, daß alle diejenigen, die Weinberge oder Fruchtgärten zerstörten, wie Brandstifter behandelt werden sollten. — Wenn es sich in diesen Fällen auch hauptsächlich um den Schutz von Pflanzungen handelte, so waren von einer ähnlichen Bewahrung selbst Stätten der Wildnis nicht ausgeschlossen. — Die Palmen der Oase des Jupiter Ammon in der libyschen Wüste wurden von allen ägyptischen Eroberern geschont. Die Griechen bewahrten bis in die Zeit des Kaisers Hadrian die uralten Eichenwälder zu Dodona in Epirus. In besonderem Ansehen standen auch der Lorbeer- und Olivenhain zu Olympia und der berühmte Pinienhain bei Korinth, in dem Ibykus erschlagen wurde. Die Reste der einstmals ausgedehnten Waldungen des Libanon sind bis auf unsere Zeit erhalten. Wenn im Kreislaufe des Jahres das Fest der Verklärung erschien, dann pilgerten die Maroniten dem heiligen Cedernhain zu, um unter den Wipfeln dieser Zeugen des Altertums ihre Gottesdienste zu feiern. Die Germanen begingen ihre gottesdienstlichen Feste in den heiligen Wäldern. — Warnke sagt: „Der heilige Eichenhain konnte nur vom opfernden Priester betreten werden. Uneingeweihte durften ohne Gefahr, Gut und Blut einzubüßen, keinen Schritt hineinsetzen. In dem heiligen Dunkel saßen die Priesterinnen und lauschten dem Rauschen des Gelaubes, um dem harrenden Volke den sich darin offenbarenden Willen ihres Gottes zu verkünden". In eingehender Weise berichtet Tacitus von der Bewahrung der Wälder und noch heute erinnern zahlreiche Ortsnamen an die bewahrten Waldstätten und heiligen Haine, die vielfach auch durch Rosengehege geschützt waren. — Aber auch Berge, Gewässer und Quellen unterstanden der Verehrung. G. Steinhausen sagte in „Germanische Kultur in der Urzeit": Die späteren Konzilienbeschlüsse usw., die die heidnischen Bräuche bekämpften, heben als Stätten der Verehrung immer Bäume, Quellen und Felsen hervor".

Der Naturschutz betätigte sich aber auch selbstverständlich in der Bewahrung von „Naturdenkmälern". Noch jetzt kennt man den vielhundertstämmigen Banianen- oder indischen Feigenbaum bei Urel am Neranjarâ-Fluß, unter dem einst Buddha gerastet haben soll; sein Alter wird auf 3 Jahrtausende geschätzt, da ihn Buddha schon als einen Baumriesen vorfand. — Pausanias im 2. Jahrhundert n. Chr. nennt noch den Ölbaum als morschen, halbverbrannten Stumpf auf der Akropolis, den Athene hier einst als Wahrzeichen des Landes gepflanzt hatte. — Als Ausdruck der Wertschätzung der Dattelpalme ist eine Sage der Araber aufzufassen, die in einer uralten unentweihten Palme, wie Warnke erwähnt, einen eigentlichen Gottesbaum sahen, durch den sich Allah offenbare. — Der Hindu schätzt in der Kokospalme den „Lebensbaum" und sichert ihm eine gewisse Heiligkeit und Unverletzlichkeit zu. Auf Ceylon war es Sitte, bei der Geburt eines Kindes diesen Palmbaum zu pflanzen, damit er als lebendiger Geburtsschein gelte. — Die Eiche war dem Donar geweiht. Bekannt ist die Donarseiche bei Geismar in Hessen, die Bonifazius in frommem Glaubenseifer fällte. Auch zu Dodona stand ein weitverzweigter Eichbaum, der dem Zeus geweiht war, und aus dessen Flüstern und Rauschen Priester weissagten. — Eine mehr als tausendjährige Linde — sie ist neben der Eiche der urdeutscheste Baum, innig verwachsen mit dem Leben und Treiben unserer Vorfahren — stand bei Freysing in Oberbayern. Sie wurde durch die Schuld dreier mutwilliger Knaben leider ein Raub der Flammen. Noch heute kennt die Überlieferung noch manche Linde als ehemaligen Dorf- und Hofbaum, an den sich nicht allein geschichtliche, sondern auch alte Familienerinnerungen knüpfen. — Auf einen Hollunderbusch an der Nortorfer Kirche in Schleswig ist die Sage von dem Birnbaum auf dem Welserfeld übertragen, daß, wenn er die Höhe erreiche, daß man ein Pferd unter ihm anbinden könne, so würde ein allgemeiner Krieg entstehen. Ein König mit weißem Haupt würde alle seine Feinde

besiegen und ein mächtiges Reich gründen. Zur Zeit der Napoleonischen Kriege reichte dieser Hollunder bereits bis zum Kirchendach, als die Kriegsfurie bis hierher gelangte. — Da der König von Dänemark weißes Haar hatte, so hieben die Feinde, die ebenfalls von dieser Sage gehört hatten, den Strauch zurück, um dieselbe unwirksam zu machen. — Noch unzählige andere Naturdenkmäler reichen aus der Vorzeit in die Gegenwart hinein, wie auch der tausendjährige Rosenstock am Dom zu Hildesheim. — Es erübrigt sich, auf die heute unter besonderen Schutz gestellten Baumriesen aufmerksam zu machen, wie sie auch in den gangbaren Büchern von Dr. Günther „Der Naturschutz", von W. Bock „Naturdenkmalpflege", von Francé „Denkmäler der Natur" usw. verbucht sind; sie sind die lebendigen Zeugen einer längst entschwundenen Zeit.

Die Ursprünglichkeit der Natur und der Naturverfassung sucht man auch in der Tierwelt zu bewahren. Hier handelt es sich aber nicht darum, langlebige Geschöpfe in ihrer Lebensdauer zu begünstigen, sondern im Wechsel des Werdens und Vergehens die Art als solche zu erhalten, sie zu schützen vor der Kultur und der unvernünftigen Verfolgung. Leider müssen noch heute im Zeichen des wieder erwachenden Naturschutzes die neuentdeckten Länder die maß- und ziellosesten Tierverwüstungen über sich ergehen lassen, wie Amerika, Australien und Afrika solches zur Evidenz beweisen. Daß die ursprüngliche Tierwelt sich hier bis in die neueste Zeit erhalten konnte, beweist einen gewissen Tierschutz bei den wilden Völkerschaften, der bis ins graue Altertum, auch bei damals schon hochentwickelten Kulturvölkern, sich geltend machte. Selbst die alten Jägervölker haben die Tierbestände als solche nicht ausgerottet,

Wie bei den Pflanzen liegt der Tierschutz des Altertums ebenfalls zunächst in wirtschaftlichen und religiösen Ursachen begründet; aber auch ethische und ästhetische Gründe waren maßgebend für die Bewahrung von Tieren. — Schon bei den alten Ägyptern galten Katzen, Ichneumonen und noch andere Tiere als unverletzlich. Die Heilighaltung der Affen bei den Indern hing mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammen. Als man im Jahre 1867, so erzählten Keling und Bohnenhorst, infolge einer Bittschrift einer großen Anzahl hindostanischer Fortschrittsmänner Befehl gab, 500 von den unverschämten Feld- und Gartendieben, welche die Umgegend Kischnagurs brandschatzten, mit Feuer und Schwert zu vertilgen, schrie eine nicht minder beträchtliche Menge über Vergewaltigung und Verfolgung der allerheiligsten Kirche. Zum Schmerz der frommen Gläubigen aber achtete man ihre Vorstellungen nicht, welche der Zurücknahme der Verfügung galten, und die 500 Spitzbuben verloren das Leben. Frühere Sagen berichten von der Heiligkeit der Bären; eine Urkunde von 1290 erwähnt einen „Chuonrat den Heiligbär". Er ist das Wahrzeichen verschiedener Städte; in Bern unterhält man noch heute den Bärenzwinger. Bei den alten Preußen galten „Hirsch und Hindin" als göttliche Boten, die auch sonst bei unseren Vorfahren in heiligen Hainen gehegt wurden. Auch andere Tiere, wie Eichhörnchen, die dem Donnerer geweiht waren, wurden zeitweise geschont oder nur der Opferung vorbehalten, wie auch der wehrhafte Keiler. Der Tierdienst ist überhaupt für die Erhaltung der Tierwelt mit der maßgebende Faktor gewesen; es gab kein Tier, das nicht einer „lokalen" Gottheit zugeeignet und darum unverletzlich war. Die Religion der Magier verbot sogar, den Biber zu töten, der ehedem in dem Maße zahlreich war, wie er jetzt selten ist.

Mehr unter einer allgemeinen Bewahrung aber standen die Vögel, denen infolge ihres Fluges und ihrer leichten Beweglichkeit der Verkehr mit den „Himmlischen" ermöglicht war. Die Assyrer nannten sie in dieser Auffassung „Zungen der Götter". — Zu allen Zeiten glaubte das Volk an eine gewisse Sprache der Vögel, die der König Salomo verstand, die aber auch den sogenannten Sonntagskindern verständlich ist. — Als der Sendbote „aus einer anderen, glückseligeren Heimat, zu der er, von Sehnsucht getragen, immer wieder zurückkehrt", lebt des Schwanes Andenken in Sage und Volkstum.

Sicherlich ist seine Volkstümlichkeit ein Zeichen seiner ehemaligen Schonung und zahlreichen Verbreitung. Noch heute ist die Taube im Morgenlande wie schon in grauer Vorzeit ein geschätzter Vogel, den man sich vielfach scheut zu töten oder gar zu essen, denn er ist das Sinnbild der Seele, das Zeichen des heiligen Geistes. Schon von den Zeiten der Semiramis an, so sagt die Überlieferung, wurden die Tauben bei den alten Assyrern gepflegt und göttlich verehrt. Bei den Arabern stand der Storch in dem Rufe eines Heiligen, und in Tirol nannte man die Schwalben „Herrgottsvögel", die nach der Volksauffassung Gehilfen Gottes beim Aufbau des Himmels gewesen waren. Wer erinnerte sich auch nicht gern bei der Wachtel an ihren frommen Ruf, an Kreuzschnäbel, Rotkehlchen und andere, die um den gekreuzigten Heiland beschäftigt waren, seine Schmerzen zu lindern. Aber selbst die Raubvögel spielten keine geringe Rolle im Kultusdienst der Völker. Götter und Göttinnen pflegten sich in Adler- oder Falkenkleider zu zu hüllen, Apoll und Athene ließen sich als Geier auf der Zeusbuche nieder, Freya erschien im Falkengewande. Der Adler ist das Attribut des Apostels Johannes und Indra erschien als Habicht. Nach altrömischen Liedern war der Sperber ein heiliger Vogel und wurde in Götterhainen gehegt.

Sicher, wie aus allen diesen Anführungen hervorgeht, ist der Naturschutz in seinen Anfängen bis auf die ältesten geschichtlichen Völker: Inder, Ägypter, Assyrer, Juden, Griechen und Römer zurückzuführen. Einen besonders vertieften Naturschutz betätigten die Germanen. In der Hauptsache verquickte er sich mit dem Kultus der Völker, war aber auch auf wirtschaftlichen und selbst auf ethischen und ästhetischen Motiven gegründet. Ihm ist es mit zu verdanken, daß die ursprüngliche Natur, zusamt ihrem „Inhalt" sich bis auf die Neuzeit gehalten hat, bis die intensive Kultur mit ihren ungeheuren Machtmitteln aufkam und in wenigen Jahrzehnten das zerstörte, was durch Jahrhunderte und Jahrtausende vererbt war.

Die stille Gartenecke und ihre gefiederten Freunde.

Von B. Quantz-Göttingen.

Jeder größere Garten oder Park hat wohl eine stille Ecke, wo die Seele der Gemüse- und Blumenzucht, der Komposthaufen, liegt. In dieser stillen Ecke darf es, unbeschadet der tadellosen Pflege des eigentlichen Gartens, — etwas unordentlich und verwildert aussehen, und dies ist eine Eigenschaft des abgelegenen Winkels, über die der Gärtner verständnisvoll hinwegsieht, weil er weiß, daß jemand anderes es so gern haben will, nämlich die sangesfreudige Vogelwelt des Parkes, an der der Besitzer viel Gefallen hat. In der stillen Ecke gibt es zu jeder Jahreszeit etwas für den hungrigen Schnabel zu finden, da läßt sich's besonders gut leben, denn es wird hier nicht gehackt, nicht gelichtet und aufgeräumt, um nur dem Auge des Menschen etwas Wohlgefälliges zu schaffen und zu erhalten, wie es im Parke selber geschieht. Insbesondere bleibt das alte Laub unter dem Gebüsch liegen, und die Brennesseln dürfen hier üppig wuchern; der epheuumrankte, uralte Weidenkopf ist hier vor der Axt sicher, und alljährlich bleibt lange Zeit der Holz- und Reisighaufen aufgeschichtet. Wer von den Gartenvögeln das nicht zu schätzen wüßte, der wäre eben kein richtiger Gartenvogel.

Ist ein Kälterückfall im Frühjahr eingetreten, oder hält naßkühle Witterung im Sommer das Geschmeiß zurück, — — die stille Ecke mit dem Komposthaufen bildet für unsere Gefiederten dann noch eine Nahrungsquelle, die jeder nach seiner Art auszunützen versteht. An solch ungünstigen Tagen weiß der Gärtner oftmals nichts Besseres anzufangen als den Erdhaufen mit seinem Reichtum an Gewürm umzuwerfen. Was kommt

da alles an die Oberfläche, um begierig erhascht zu werden! Das Hausrotschwänzchen ist von morgens früh bis abends spät noch dabei, wenn die Dunkelheit bereits hereinbricht und die Gefahr, von der schleichenden Katze überfallen zu werden, schon bedrohlich geworden ist. Zutraulich hält es sich nahe beim Spaten des Schaffenden auf. Das Rotkehlchen kennt seinen Wohltäter ebenfalls schon lange und nimmt ihm die kleinen Regenwürmer fast aus der Hand. Auch das schöngekleidete Gartenrotschwänzchen oder „Weißstirnchen", wie es der Volksmund auch wohl nennt, hält ruhig Ausschau nach den Insekten, die an der Oberfläche des Komposthaufens gern zahlreich sich niederlassen — sie alle befehden freilich einander gern, müssen aber lernen, sich nicht ins Gehege zu geraten. Es fällt dann für sie alle etwas ab. Soviel gleichartige Vögel auf solch kleinem Platz? wird der Leser ungläubig fragen. Nun, bei der Verschiedenheit ihrer Art, zu nisten, finden sie doch ihren Lebensraum daselbst. Das Hausrotschwänzchen schlägt seine Kinderwiege alljährlich auf einem einfachen Brettchen auf, das der Gärtner unter dem Dachvorsprung des Gartenhauses an das Balkenende genagelt hat; die zweite Brut macht es in einem Loche der schadhaften Hauswand. Der Weidenbaum, worin das Gartenrotschwänzchen brütet, befindet sich weit genug davon entfernt, und das Rotkehlchen schließlich findet entweder im Holzstoße oder am Rande der Gartenecke am Fuße eines der alten Bäume eine ihm zusagende Nistgelegenheit.

Im Reisighaufen schlüpft der Vogelzwerg umher, der Zaunkönig, mit dem aufrecht getragenen Stummelschwänzchen. Habt Ihr ihn schon seine Strophe schmettern hören? Man sollte es kaum glauben, daß der kleine Kerl eine solche Kraft der Stimme entfalten kann! Heute behält ihn der Gärtner einmal kurz im Auge. Das Vögelchen fliegt soeben auf die Dachrinne und ist auf einmal nicht mehr zu sehen, aber herunterfliegende Wasserspritzer verraten den Badenden, der da oben eine Regenpfütze gefunden hat. Erfrischt und angefeuchtet fliegt er jetzt in den Strauch beim Hause, dehnt und streckt sich behaglich nach allen Richtungen und tritt dann seinen Streifzug in dem Garten erneut an.

Den Reisighaufen hat auch die Amsel oder Schwarzdrossel mit Beschlag belegt, wenigstens solange Baum und Strauch ihr Blätterwerk noch nicht so weit entfaltet haben, um dort das schon im März zu erbauende Nest zu bergen. Hier ist dieses auch ziemlich sicher vor dem Raubzeug. Gern geht der Vogel auch in das alte Epheugerank am Hause, worin mit Sicherheit auch das Nest des unermüdlich der Insektenjagd obliegenden Fliegenschnäppers zu finden ist. Auch er gehört dem Bunde der kleinen gefiederten Gartenpolizisten an.

Dichtes Buschwerk schließt die stille Ecke von dem Garten ab; die anderen Seiten umgibt ebenfalls eine breite Hecke aus Hainbuchen, an der entlang ein Graben fließt, überdacht von duftenden Syringen und Fliederbüschen. Es ist der Lieblingsplatz der Frau Nachtigall, der Sängerkönigin im zimmtbraunen Kleide, das ihr bei der entzückenden Anmut ihrer Bewegungen so gut steht. Was mag es sein, daß sie gerade hier viel mehr anzutreffen ist und viel mehr hier singt als im freien säuberlichen Parke? Ist es der Duft des Flieders und der Syringen allein, der sie fesselt? Nein, Frau Nachtigall liebt ganz besonders in ihrem eigentlichen Heim eine gewisse Unordnung und natürliche Wildnis neben der Ungestörtheit, und deshalb hat sie den stillen Winkel mit dem lockeren Komposthaufen in ihr Herz geschlossen. Als Bodensucherin findet sie hier überall noch das vorjährige Laub vor, dessen Rascheln ihr bei der Nahrungssuche das Herannahen eines räuberischen Vierfüßlers ankündet. Ins alte Laub niedrig am Boden will sie aber auch ihr Nest hineinbauen; das ist so ihre etwas leichtsinnige Art, wie sie auch in anderer Weise von den Grasmücken in den Hainbuchenhecken oder im Gebüsch betätigt wird, deren Brut auch nur zu oft der Vernichtung anheimfällt. Der liegengebliebene, verdorrte Dornstrauch am Boden, den die Brennesseln üppig durchwuchern, bietet der Nachtigall häufig

eine besonders geeignete Nestunterlage, die wegen der dadurch gegebenen größeren Sicherheit umso lieber angenommen wird. Wie könnte demnach die anspruchslose Sängerin hier ihren Wohnsitz nehmen, wenn der für den eigentlichen Park gültige Grundsatz der gärtnerischen Pflege auch in dieser Ecke gründlich durchgeführt würde? Wie oft singt eine Nachtigall zu Anfang des Maienmonats im Garten und erweckt die schönsten Hoffnungen — dann ist sie plötzlich verstummt: sie zog weiter, weil sie hier nicht ihre Lebensbedingungen für die Brutzeit vorfand. Nicht immer ist es die Katze gewesen, die den Vogel geholt hat.

So ist es denn wahrlich eine stattliche Vogelschar, die der stille Gartenwinkel unter der Obhut des Gärtners beherbergt und in die Umgebung hinaussendet, um sie anmutig zu beleben und dem Auge und Ohr doppelt angenehm zu machen. Möge die eigentliche Bedeutung eines solchen Plätzchens im Park und Garten für dessen Vogelreichtum immer mehr erkannt und gewürdigt werden und sich auch stets eine Hand finden, die mit liebevollem Verständnis für die Bedürinisse der gefiederten Sänger nachzuhelfen versteht, wo es etwa noch an Nistgelegenheit oder sonstiger Einrichtung, wie der Beschaffung einer Trink- und Badegelegenheit im heißen Sommer fehlen sollte!

Das Gleichgewicht in der Natur!

Von H. v. Boettticher.

Menschenwerk bleibt stets Stümperwerk! Wenn es der Mensch unternimmt, die Natur zu regulieren und zu verbessern, so bringt er nur Unordnung hinein und macht alles nur schlechter! Die Natur ist nun einmal so, wie sie eben ist und läßt sich ungestraft nicht ummodeln. Jedes Geschöpf hat in der Natur eine Aufgabe, die es erfüllen muß, und — oft erst zu spät erkannte Störungen treten ein, wird ein Geschöpf „aus dem Betrieb gezogen", wird es ausgerottet. Das Wort vom „Gleichgewicht in der Natur" wird auch heute noch, trotzdem der Naturschutzgedanke sich erfreulicherweise schon recht ausgebreitet hat, vielfach bespöttelt, verlacht, für eine leere Phrase erklärt. — Die böse Profitgier, die den Menschen, ach, so blind macht, will vom Gleichgewicht der Natur nichts wissen, sie kennt nur „Feinde" und — „Opfer"! Ja, Feinde und Opfer, aber nicht der Natur, sondern der elenden Profitsucht! — Der Jagdbesitzer, der möglichst viel Rehe, Hasen, Fasanen, Rebhühner — „schlachten" will, sieht im „Raubzeug" (mag es jene Wildtiere schädigen oder nicht, das ist egal, denn „Raubzeug ist Raubzeug"!) nur seine Feinde, die vernichtet werden müssen. — Der Fischereiberechtigte kennt außer seinen Nutzfischen, die er in möglichst großer Menge fangen will, nur noch „Fischfeinde", die nur wert sind, möglichst gründlich ausgerottet zu werden! — Gott sei Dank, gibt es aber auch Jäger und Fischer, die außer einem warmen Herzen auch ein feineres Verstehen der Natur besitzen und die allmählich einzusehen lernen, daß jedes Geschöpf im Plane der Natur eine wichtige Aufgabe zu erfüllen habe. Und fürwahr, wer offene Augen hat, kann es doch nicht übersehen, daß bei uns trotz eifrigster und gründlichster Vertilgung alles „Raubzeuges" und aller „Fischfeinde" der Wild- und Fischbestand nur mit großen Mühen und Kosten auf der Höhe zu erhalten ist, vielfach aber erschreckend zurückgeht, während in Gegenden, wo der Mensch nicht als „Reformator der Natur" auftritt — allerdings auch nicht als Massenschlächter und -räuber — Wild- und Fischbestand trotz zahlloser „Feinde" in schönster Blüte steht.

Ich kenne die weiten Urwälder Nordrußlands — habe ich doch 14 Sommer in einem solchen meine Ferienzeit verbracht. Dort ist trotz Bär, trotz Wolf, Fuchs, allen Mardern, trotz Steinadler, Kolkrabe, Habicht, Wanderfalk und Weih der Wildbestand, vor allen Dingen auch der Niederjagd, ein geradezu fabelhafter, der Fischreichtum trotz See-, Fisch-

adler, Säger, Otter, Seehund, Hecht und anderer „Fischräuber" ein derartiger, wie er in Deutschland unerhört ist.

Ich kenne die herrlichen Urwälder des bulgarischen Rhodopegebirges, die durch den Schutz des Königs Ferdinand von Bulgarien vor engherziger und kurzsichtiger Ausbeutung bewahrt sind. Alle Arten „Raubzeug", behaart und befiedert, vom Bär und Wolf bis Wiesel und Spitzmaus, vom Bartgeier und Steinadler bis Häher und Würger sind hier in großer Menge vertreten, und doch ist der Reichtum an Wild herrlich, die Kleinvogelwelt in märchenhafter Anzahl vertreten.

Ich kenne die Berge Abessiniens. Auch dort ist es genau so! Löwe, Leopard, Hyäne, Schakal, Adler, Geier u. a. haben dort, wo nicht gerade die „bessernde" Hand des Menschen hinkam, weder die Kudu, noch die Gazellen, Hasen, Perlhühner, Frankoline vermindern können.

Nein, das „Raubzeug" ist es wahrlich nicht, das unsere Bestände an Wild und Fischen schmälert! Haben die Prärievölfe den Bison vernichtet? Haben die Füchse den Biber ausgerottet? Nur „wo der Mensch hinkommt mit seiner Qual", das größte blutgierigste und — kurzsichtigste „Raubzeug", da ist es vorbei mit der Natur! „Nutzwild" und „Raubzeug", beides muß daran glauben, und was unter diesen beiden Begriffen nicht zu erfassen ist, das geht auch unter, an den Folgen — der Kultur! Nur Ratten, Spatzen, Wanzen und Flöhe können sich in der unmittelbaren Nähe des Kulturbringers wohlfühlen und ihm über Länder und Seen folgen und ihm bei der planmäßig betriebenen Naturverödung tatkräftig zur Seite stehen! — Wer hat den Spatz in Amerika eingeführt, wer das Kaninchen in Australien? Andere Tiere werden durch diese Eindringlinge verdrängt. Wer stört hier die Natur? —: Der „bessernde" Mensch —! Und nicht das so gehaßte „Raubzeug", — das im Haushalt der Natur, den der kurzsichtige Mensch nicht verstehen kann, eine wichtige, sehr wichtige Rolle zu spielen hat. Durch Vertilgung kranker, alter und schwächlicher Stücke, die dem Verfolger natürlich leichter zum Opfer fallen und daher auch in erster Linie verfolgt werden, sorgt das „Raubzeug" dafür, daß Seuchen nicht verschleppt werden, und daß hauptsächlich die gesunden und widerstandsfähigen Geschöpfe zur Fortpflanzung gelangen und für eine gesunde und widerstandsfähige Nachkommenschaft sorgen. Tiere, die durch übergroße Fruchtbarkeit ausgezeichnet sind, werden an Überhandnahme, an dem Auswachsen zu einer Plage gehindert. Wo noch Fuchs, Marder, Wiesel leben, braucht der Mensch keinen Giftweizen zu streuen, und damit auch die Kleinvögel zu gefährden. Wo der Marder sein Wesen treibt und auch der Habicht, braucht sich der Forstmann nicht über Eichkatzen — und Bilchfraß zu entsetzen! — Hier wirkt das „Raubzeug" geradezu „nützlich"! —

Aber was ist nützlich, was schädlich? Der Fuchs reißt den Hasen und vertilgt Mäuse. Die Meise jagt nützliche und schädliche Insekten, ebenso die Schwalbe, der Fliegenschnäpper usw. Ist der Igel, Häher, Maulwurf, die Krähe nützlich oder schädlich?

Wenn man ganz oberflächlich die Sache beschaut, ist es sehr leicht, die ganze Welt in „schädlich" und „nützlich" zu zerlegen. Aber das hat den großen Haken, daß es so nicht stimmt! Wenn man in die Geheimnisse der Natur tiefer blickt und die Zusammenhänge ergründet — und bei jedem Urteil muß man auf den Grund gehen —, so kommt man zu einem ganz anderen Ergebnis, daß nämlich jedes Geschöpf, auch die putzige Meise nnd die liebliche Schwalbe, unter gewissen Umständen den Menschen direkt schädigen kann, daß aber ein **jedes Geschöpf** im Haushalte der Natur **seinen großen,** oft allerdings nicht so offen am Tage liegenden **Nutzen** hat und dadurch indirekt auch dem, von der Natur seinen berechtigten Erwerb ziehenden Menschen nützlich ist.

Vogelleben und Vogelgewohnheiten.

Von Dr. H. Fischer-Sigwart, Zofingen.

Mit dem Ausfliegen und Erscheinen junger Vögel will es heuer kein Ende nehmen. Es wimmelt in den Anlagen, wo man sie gerne sieht, förmlich von jungen Vögeln aller Art. Mit dem längsten Tage werden zwar die meisten Bruten ausgeflogen sein, und viele der jungen Vögel haben schon den Ort verlassen, wo die Jungen ausgebrütet und aufgezogen worden sind, nicht etwa, daß sie schon fortgezogen sind in ferne Lande. Es gibt Arten, die sofort, nachdem die Jungen ausgeflogen sind, die Gegend verlassen und familienweise noch in weiterer Umgebung ihres Brutortes herumziehen und sich nach und nach an das Gewinnen von Nahrung gewöhnen, die gegen den Herbst immer schwieriger wird, bis die Zeit kommt, wo sie von unserem Lande Abschied nehmen und in die Ferne ziehen. Zu diesen Arten gehören unter anderen die Blaumeisen und der Trauerfliegenschnäpper. Erstere haben in meinem Rebberge schon Ende Mai flügge Junge gehabt und sind dann aus unserem Besitztum fortgezogen, letztere haben in einem Nistkasten auf einem Birnbaume zunächst unseres Hauses ihre Jungen ausgebrütet und ernährt, bis sie flügge wurden. Es war ein schönes Naturbild, von unserer Wohnung aus zu beobachten, wie die beiden Alten, die zu den fertigsten Fliegern gehören, ihre Jungen fütterten, wie sie emsig im Baumgarten der Insektenjagd oblagen und immer wieder gute Beute eintrugen. Das war ein fröhliches Treiben, wenn sie oft mit Beute beladen direkt durch das enge Flugloch einflogen, ohne vorher abzusetzen, und als wir die heranwachsenden Jungen piepen hörten, wurde das Futterbringen immer lebhafter und häufiger. Am Pfingstmorgen sind sie ausgeflogen, und nachdem das Nesthäkchen nach langem Locken der Alten den großen „Schritt ins Leben" auch getan hatte, etwa um Mittag, war nach einer halben Stunde die ganze Familie verschwunden und wurde nicht mehr gesehen. Wir beängstigen uns deswegen nicht, obschon wir die lieben Mitbewohner unserer Anlage gerne noch lange gesehen hätten, denn wir wissen von all den Jahren her, wo dieser Vogel bei uns brütet, daß das seine Gewohnheit ist, und daß er im nächsten Frühlinge sein allbekanntes trautes Heim wieder aufsucht, wenn ihm inzwischen kein Unglück zustößt.

Nebst den vielen Familien der Finken, Rotschwänzchen, Kohlmeisen, Goldhähnchen, Zaunkönige usw., welche unsere Anlagen gegenwärtig beleben und welche bei uns brüteten, kann es nicht fehlen, daß auch Sperlinge und Amseln in Menge vorhanden sind, welche gegenwärtig von vielen Gartenbesitzern in strengsten Anklagezustand versetzt werden, teils ohne genügenden Grund. Ich bin seit Jahren viel und oft interpelliert worden über diese beiden unbeliebten Genossen und treuen Mitbewohner der Stätten, wo der Mensch sich aufhält.

Trotzdem ich Gartenbesitzer und infolgedessen auch Besitzer von Obstbäumen und Beerenkulturen bin, kann ich mich doch nicht entschließen, mich der allgemeinen Bewegung gegen die Spatzen und namentlich auch die Amseln anzuschließen. Ich habe mich bei meinen Bekannten als Beschützer dieser beiden Vogelarten erklärt und rede ihnen, wo ich kann, das Wort. Wie oft wird in einer Familie ein Mensch, der ein unnützes Mitglied der Gesellschaft ist, ernährt, was mehr kostet als wenn Spatzen und Amseln etwas gegönnt wird vom Überfluß, an dessen Vorhandensein sie eine bestimmte Rolle spielen. Beide ernähren sich und ihre Jungen im Frühlinge von Insekten und Gewürm und erfreuen uns, die Amsel durch ihren herrlichen Gesang, der Sperling durch seine fröhliche Geselligkeit und sein possierliches Wesen. Wenn auch unscheinbar, ist er doch ein hübscher Kerl. Seit man mich als Schützer dieser beiden kennt, bekomme ich seltener Klagen über sie zu hören. Man weiß, daß mit mir in dieser Hinsicht nichts anzufangen ist, daß ich oft denjenigen Unrecht vorwerfe, welche diese beiden Vögel verfolgen und am liebsten möchten, „sie wären wo der Pfeffer wächst". Es scheint mir, wir Menschen könnten

diese beiden Vögel nicht so leicht vermissen, wenn sie nicht mehr da wären, als manches andere „höhere Geschöpf", das uns mehr Schaden zufügt als jene.

Ich habe einmal darauf hingedeutet, daß sich ein Gartenbesitzer der allzugroßen Überhandnahme der Spatzen und Amseln dadurch erwehre, daß er ihnen die Eier wegnehme, wenn sie anfangen wollen zu brüten. Trotzdem ich zu diesem lieblosen Verfahren nicht riet, so wird es dennoch da und dort angewendet, und ein humaner Gartenbesitzer, der dies tat, teilte mir mit, daß die Spatzen und Amseln es anscheinend garnicht übelnehmen, wenn man ihnen die Eier wegnimmt, denn sie produzieren sofort nach der Wegnahme wieder neue Gelege, wozu die Amsel jedesmal wieder ein neues Nest baut. „Die Liebe höret nimmer auf". — Hierbei zeigte sich nun bei dem erwähnten Gartenbesitzer eine Eigentümlichkeit, die meines Wissens bis jetzt nur bei einer oder wenigen Vogelarten bekannt war, die aber in Vogelkreisen öfters vorzukommen scheint, als bisher bekannt war.

Der Gartenbesitzer hatte einem Amselpaare schon vier Mal die Eier weggenommen, und jedesmal hatte es ein neues Nest gebaut, mit Eiern belegt und fing an zu brüten, bis ihm die Eier wieder weggenommen wurden. Letzteres geschah auch ein fünftes Mal, und das Amselpaar baute wieder ein neues Nest, und das Weibchen saß bald wieder brütend darin, aber der Gartenbesitzer konnte keine Eier im Nest konstatieren, wenn die Amsel abwesend war, was auffällig oft geschah. Da entdeckte der Gartenbesitzer etwa 5 Meter von dem Neste entfernt ein neues Nest mit 4 Eiern und konnte bald konstatieren, daß die Amsel, bei der er die Eier nun fünfmal weggenommen hatte, auf jenem Neste wirklich brütete, währenddem sie auf dem leeren Neste nur so oft als zulässig zum Schein brütete, um den Mann irrezuführen. Dieser war so human, daß diese Fürsorge der Amsel für ihre Nachkommenschaft ihn rührte und freundlich stimmte, nnd nachdem er diese Tatsache durch Zeugen hatte feststellen lassen, beließ er der Amsel das neu erstellte Gelege; gegenwärtig sind in dem Neste vier Junge bereit zum Ausfliegen. Das Scheinbrüten, um den Mann irrezuführen, unterließ sie erst, als sie sich völlig überzeugt hatte, daß man ihr das neue Gelege belassen werde. Ist das nun bei der Amsel Verstand oder Überlegung, oder „Reflex", wie man es in Ablehnung der ersteren zwei Eigenschaften zu nennen beliebt? Es gibt auch viele solche Handlungen von Tieren, die man nur als „Reflexerscheinung" benennen kann, wenn man nicht „Verstand" oder wenigstens „Überlegung" gelten lassen will. —

Eine ähnliche Erscheinung, wie die erwähnte bei der Amsel, kommt bei der Elster vor. Es ist bekannt, daß da, wo dieser intelligente Vogel, wenn man ihn so benennen darf, intensiv verfolgt wird, er zur Brütezeit zwei Nester zugleich anlegt, eines an möglichst verborgenem Orte, worin er seine Eier ablegt und heimlich und ohne Geräusch brütet. Das andere Nest legt er an einer mehr ausgesetzten Stelle an und macht sich da viel zu schaffen unter möglichst viel Geräusch und Lärm. Von solchen, welche ohne Vorurteil diesem Vogel ihre Aufmerksamkeit widmen, wird behauptet, die Elster tue das, um die menschliche Aufmerksamkeit von ihrer eigentlichen Brut abzulenken. „Reflexerscheinung" oder „vererbte Gewohnheit" oder ähnlich. — Ist es vom Menschen nicht „Selbstüberhebung", wenn er jedes Tier möglichst tief unter sich herabdrückt und solche Begebenheiten nur nicht als das gelten lassen will, als was sie am besten erklärt werden können?

Anzeigen

finden in dieser Zeitschrift
die weiteste Verbreitung



Nochmals eine außergewöhnliche Anzahl von Trappen. Ein Freund unserer „Blätter" schreibt uns: „In Ihrer Schrift vom 1. Mai sind von einem Naturschutzfreunde Trappen erwähnt, und zwar sind als außergewöhnlich große Zahl 40 Stück beobachtet worden. Es wird Sie interessieren, daß ich vom Januar bis März 1920 eine Herde von mindestens 150 Stück beobachtet habe, und zwar auf dem Gut Ebereschenhof, etwa 11 km nordwestlich Nauen, im Havelländischen Luch, welches erst im Jahre 1915 von der Osthavelländischen Bodenverbesserungsgesellschaft angelegt ist. Die Trappen hielten sich dort hauptsächlich auf einem großen Rapsschlag auf. Ich habe in der Ukraine auf Trappen gejagt und dort nur Flüge von 10—40 Stück beobachtet. Als ich meine Stelle in E. antrat und gleich am ersten Tage in der Nähe des Hofes 2 Trappen fliegen sah, wurde mir gesagt, das wäre hier nichts Besonderes, auf dem Rapsschlag ständen an 200 Stück; selbstverständlich glaubte ich es zunächst nicht, bis ich mich tatsächlich davon überzeugte und sie dann fast täglich beobachten konnte. Leider konnte ich nur den Anfang der Balz, in den ersten April-Tagen, beobachten, da ich dann fort mußte. Das Gut Ebereschenhof — auf den Karten noch nicht verzeichnet — liegt ca. 4 km westlich Kienburg (Bahnstation). Auch ca. 40 wilde Gänse sah man bisweilen auf den Wintersaaten; diese waren jedenfalls nicht weit südlich gezogen, sondern hatten auf der Havel und den Kanälen überwintert."

F. v. d. Groeben, Oberleutnant a. D.

Zu dem Artikel **„Über Forderungen der Entente an lebendem Wild"** aus dem „Hannoverschen Kurier", wiedergegeben in Nr. 5 und 6 dieser Zeitschrift vom 1. Mai möchte ich bemerken, daß ich doch entschieden davor warne, dies als einen „Bluff" anzusehen und abzutun.

Die Entente in ihrer beispiellosen Gier nach fremdem Gut wird, wenn wir ihr erklären, daß wir z. B. 5 000 000 Rebhühner ganz einfach nicht fangen können, ihre Reparationsforderungen dann eben an einer anderen Stelle umso schärfer und mit umso größerer Freude ansetzen, und wir sind mal wieder die Geschädigten. Nach meiner Ansicht müßte der Entente einmal klar und deutlich vorgerechnet werden, was sie alles an Wild jeder Art im alt- und neubesetzten rheinischen Gebiete zusammengeknallt und mit tausenden von Schlingen fortgefangen hat. Links des Rheins und auf den rechts besetzten Teilen ebenso ist doch der Wildstand größtenteils buchstäblich vernichtet. Wer ersetzt uns denn den? Wahrscheinlich ist der linksrheinische Wildstand, z. B. die Hasen, eine Gefahr für die Sicherheit des französischen Volkes und wird deshalb so wacker ausgerottet.

Wahrscheinlich will man auch deshalb uns um solche unglaublichen Massen von Wild aus dem übrigen Deutschland erleichtern. Kurz, bevor einer Lieferung deutschen Wildes näher getreten wird, müßten wir erst einmal mit unseren Gegenlisten hervortreten und abwarten, mit welchen Ausreden die Entente diese billige Forderung beantworten wird.

Tierschutz am Südpol. Verschiedentlich ist in letzter Zeit, so von dem englischen Südpolarforscher Sir Douglas Mawson und dem Dichter Wells, die Forderung erhoben worden, die Tierwelt der Südpolarzone, deren Ausbeutung durch verschiedene Gesellschaften ihr Fortbestehen gefährdet, durch Gesetz vor dem Untergange zu schützen. Die Vögel und Vierfüßler der Antarktik, besonders die verschiedenen Pinguinarten, die Seehunde, Seelöwen und See-Elefanten, sind einzigartige Überreste aus uralter Vergangenheit; ihre

Erhaltung ist daher von hoher Bedeutung. Die Regierung von Neuseeland hat nunmehr ein Gesetz erlassen, durch das der vollkommene Schutz der Seehunde in den unter ihrer Herrschaft stehenden Gebieten für drei Jahre ausgesprochen wird. Ebenso hat der Premierminister der Tasmanier der Gesellschaft, die in skrupelloser Weise das Tierleben auf der Macquari-Insel vernichtete, ihren Vertrag nicht erneuert. Es ist zu hoffen, daß die Macquari-Insel, dieser wichtigste Schauplatz des antarktischen Tierlebens, überhaupt zu einem unverletzlichen Naturschutzgebiet erklärt wird.

Der Fischreichtum der Wolga. Welche ungeheuren Mengen von Fischen die russischen Gewässer heute noch bergen, geht am besten aus den Fischereiergebnissen hervor, die im Jahre 1913 an der unteren Wolga und ihrem Mündungsgebiet im Kaspischen Meer erzielt worden sind und kürzlich in einer Astrachaner Zeitung bekanntgegeben wurden. Danach sind dort im Jahre 1915 gefangen worden, in runden Zahlen ausgedrückt: 30 000 Hausen, 70 000 Stroletz,, 162 000 Rüsselstöre, 237 000 Störe, 2400 Lachse, 58 500 Weißlachse, ca. 600 000 000 Heringe, 34 000 000 Karpfen, 500 000 Karauschen, 300 000 Schleien, 825 000 000 Plötzen, 19 000 000 Brachsen oder Bleie, 65 000 000 Zärthe, 1 500 000 Seepferdchen, 14 000 000 Messerfische, 4 000 000 Welse, 3 500 000 Hechte, 7 000 000 Barsche, 22 000 000 Zander, 3 000 000 Neunaugen und 10 000 Stück Quappen. Im ganzen sind also 1 630 000 000 Stück Fische gefangen worden im ungefähren Gewicht von 7 000 000 Zentnern, fürwahr ein Beweis von dem fast unerschöpflichen Reichtum jener Gewässer. Besonders auffallend ist die ungeheure Zahl von 825 000 000 Plötzen, deren Fang allerdings zu den reichsten einer ganzen Reihe von Jahren zählte, aber auch die Menge der Zander, Barsche, Karpfen, Welse und Hechte, die in viele Millionen gehen, ist, verglichen mit unseren Fischereiverhältnissen, ganz außerordentlich groß. Trotz dieses Reichtums, der die Ausbeute des vorhergehenden Jahres 1914 um fast 700 000 Zentner übertrifft, sind die Preise auf dem großen Fischmarkt in Astrachan in diesem Jahre um 50, ja bei manchen Fischen um 100 Prozent in die Höhe gegangen. Rußland merkt also auch auf diesem Gebiete den gewaltigen Einfluß des Krieges. . . .

Wir möchten hierzu besonders bemerken, daß dieser Fischreichtum an der Wolga erzielt wird, o h n e daß, wie hier, den geflügelten oder anderen Fischfeinden nachgestellt wird. Allerdings werden in die Wolga noch keine „Abwässer chemischer Fabriken" geleitet. Möchten sich doch das einmal die Herren Nützlichkeitsfanatiker hinter die Ohren schreiben!

Einbürgerung des Moorhuhnes. Versuche zur Einbürgerung von freilebenden Tieren, die in unseren Gebieten nicht vorkommen, denen aber fast gleichbleibende Lebensbedingungen bei uns geboten werden können, sind öfter mit Erfolg gemacht worden. Bei derartigen Versuchen hat sich herausgestellt, daß die Vogelwelt sich im allgemeinen leichter in neue Lebensbedingungen einfügt als der Säuger. Hingegen hat die Einführung von Vögeln kaum Schäden gezeitigt, dagegen die Vermehrung der Wildfauna begünstigt. Die Einbürgerung verschiedener Fasanenarten, Wildhühnergetier usw. ist als gesichert zu betrachten und wo sich neue Arten zeigen, sollte man sie ungestört lassen. Die seltenen Gäste werden aber leider gleich bejagt und bei dieser Störung vergeht ihnen bald die Lust zur Seßhaftigkeit.

In den letzten Jahren sind Versuche mit der Einführung von Moorhühnern (**Lagopus lagopus**) gemacht worden, und zwar im östlichen Teil des sächsischen Voigtlandes. Grund zu Einführungsversuchen war der starke Rückgang der Birk- und Rebhühnerbestände. Die klimatischen und Bodenverhältnisse sind dort denen der eigentlichen Heimat des Moorhuhnes in den russischen Ostseeprovinzen und Finnland ziemlich gleich, und der Vogel findet in seiner neuen Heimat alles, was ihm die alte bot. Die Einführung ist daher von gutem Erfolge begleitet gewesen, das Wildhuhn geht zum Brutgeschäft über und ist bereits Stammwild geworden. Eine Übersiedlung aus freien

Stücken nach Ostpreußen hat schon seither stattgefunden. Das Wildhuhn wird in der Gegend von Memel und Tilsit in starken Ketten und auch brütend angetroffen. Von hier dürfte es sich bei möglichster Schonung allmählich weiter vorwagen und an Boden gewinnen, soweit dieser seinen Bedürfnissen zusagt.

Adler und Aal (oder belohnter Naturschutz). Hohen Besuch gab's. Die verträumte Kiefernheide der Lausitz wurde aus ihrer Einsamkeit aufgeschreckt, sie rieb sich die Augen und streckte ihre buschigen Kronen höher. Königlicher Besuch war da — ein Adler zog majestätisch seine Kreise über dem dunkelgrünen Wipfelmeer des Kiefernwaldes. Ein Adler über der Lausitzer Kiefernheide! —

Ich hatte mich an einen Stamm gelehnt und genoß in vollen Zügen das seltsame Bild. Den Enten im großen Teich war ich nachgegangen, hatte mich durch den Kiefernstangenort hindurchpürschen wollen; doch bevor ich das Ufer erreichte, kamen mir die Wasservögel flügelklatschend und mit Geschrei entgegen. Ein mächtiger Vogel verfolgte sie — er jagte vergebens. Die Breitschnäbel gewannen Vorsprung und kreisten bald am jenseitigen Teichrand — unverfolgt.

Einen großen Schatten gewahrte ich durch die Gipfel auf mich zukommen — und dann hatte ich den noch nie erlebten Anblick. Mit weit ausgebreiteten Schwingen zog er daher, der König der Lüfte. Ich stand bisweilen nur wenige Meter unter seinen Fittichen, ich vernahm das leise Rauschen seines Fluges, sah ihn in voller Pracht und Größe in nächster Nähe. War es sekundenlang, währte es Minuten? Ich weiß es nicht. Plötzlich gewahrte er mich — den Menschen — seinen Todfeind. Es riß ihn zusammen — es warf ihn herum. Zu spät — er wäre mein gewesen — wäre ich nicht Beamter in einem Revier, das solch seltenem Gästen Obdach gewährt. Noch einige Mal gewahrte ich den stolzen Seeadler, auch andere bekamen ihn zu Gesicht, dann war er verschwunden — weitergereist, will ich hoffen

Obiges Erlebnis hatte ich im Winter, im nassen Februar, dieses Jahres. Einige Tage darauf durchradelte ich meinen mir so lieben Kiefernwald. Leichter Frost war gefallen, die Sandwege hielten. Was lag da für ein sonderbarer Aststumpf am Wegesrand? Schon war ich vorüber. Ab stieg ich vom Rade und ging zurück. Ich hob einen mindestens 4 Pfund schweren Aal vom Boden. Mein Erstaunen fand Klärung in den vielen Schrammen und Rissen in der Aalhaut. Die Beute war ihm entglitten — hab Dank du stolzer Räuber!

Schimmrigk.

Gold gab ich für Eisen — Papier nahm ich für Eichen! „Gold gab ich für Eisen!" sagst du zu dir und schiltst dich darob dumm, obwohl dies Opfer damals deine Pflicht dem Vaterlande gegenüber war. „Papier nahm ich für Eichen!" so wirst du, der du heute deine Eichen schlägst, später ausrufen und wirst dich dafür gleichfalls schelten. Zum Schlagen deiner Bäume zwingt dich heute keine vaterländische Pflicht. Die Jagd nach den blauen und braunen Lappen, nach den Fetzen Papier, die jetzt alles bedeuten, hat auch dich mitgerissen, hat dich zu ihrem Spielball gemacht, hat dich geblendet. Du siehst nicht mehr die Schönheit deiner Bäume am Gehöft, auf der Flur, im Gehölz. Du fühlst nicht mehr den Zauber eines ehrwürdigen Baumes, mit dem Mutter Natur uns umweben will. Du ahnst nicht, daß dich dereinst deine Kinder, unsere Nachfahren, alle anklagen werden, daß du ihr bestes Reservekapital ohne Not angegriffen und umgesetzt hast in fragwürdige Werte und zweifelhafte Anlagen. Du merkst nicht, daß durch dein und gewisser Händler Tun die heimatlichen Naturschönheiten in schändlicher Weise zu deinem und unser aller Schaden ausgebeutet worden. Möchtest du wieder sehend werden auch deinen Eichen gegenüber, daß sie dir nicht nur Marktware seien, deren Marktpreis du ausnützen zu müssen meinst, sondern Wesen einer Schöpfung, mit denen du leben und fühlen sollst. Und müßtest du Bäume schlagen aus zwingenden Gründen, dann sei deiner Altvordern und ihres

Tuns in gleicher Lage eingedenk. Damit nicht jede Lücke in ihrem Baumbestande zum Schandmal für sie würde, so gingen sie hin und pflanzten für jeden gefällten Baum mindestens einen, meistens zwei junge Bäume. So handle auch du, damit dein Bäumchen heranwachsen zum Ehrenmal für dich, der du in ernster Zeit deine Pflicht für die Zukunft hast erfüllen wollen. E. Lucas-Meißen.

Lieber eine Lücke in der Wissenschaft als eine in der Natur. Am Waldrande jenseits des Moores erscheint ein Schreiadler und zieht seine Kreise. Bald gesellt sich der zweite, offenbar das Männchen, zu ihm, schraubt sich rasch empor und stößt mit halbangelegten Flügeln schräg hernieder. In Höhe des Weibchens breitet er die Schwingen, und aus jähem Absturz wird ein schöner, ruhiger Gleitflug. Noch drei- oder viermal wiederholt sich das wundervolle Flugspiel, dann verschwinden beide kreisend im blauen Äther. Um besser beobachten zu können, hatte ich mich in das Heidekraut sinken lassen. Wieder konnte ich eine große Übereinstimmung in der Zeichnung beider Adler feststellen. Während aber bei dem zuerst beobachteten Weibchen einige Federn im Stoß fehlten, bildete dieser bei dem soeben beobachteten einen geschlossenen Fächer. Offenbar handelte es sich um zwei Pärchen, und meine Freude verdoppelte sich. Noch zweimal sah ich in den nächsten Tagen die scheuen Vögel, einmal beim Baden das starke Weibchen mit lückigem Stoß, das andere Mal ein Pärchen in weiterer Entfernung. Vom Bussard unterscheiden den Schreiadler schon von weitem die langsameren Flügelschläge und die gefingerten, stark noch oben gebogenen Schwingenspitzen. Vor zwanzig Jahren würde ich alles daran gesetzt haben, einen von den Adlern zu erbeuten. Raub- und seltene Vögel schießen, war damals Pflicht und ruhmvoll; heute ist mir die Beobachtung eines Schreiadlers so lieb wie der Besitz eines guten Gehörns. Allen Weidgenossen möchte ich hierbei wieder die Bitte zurufen: „Das Schicksal der gefiederten Welt ist uns waffenführenden Männern anvertraut, beurteilen wir die Vögel nicht ausschließlich vom Standpunkte ihres Nutzens oder Schadens, betrachten wir sie vielmehr als die schönsten unserer Mitgeschöpfe, die wir schonen müssen, um uns an ihren Formen und Farben, ihrem Tun und Treiben und ihren Liedern zu erbauen." Auch die wissenschaftliche Seite spielt beim Erlegen seltener Vögel meistens keine Rolle, sie dient manchmal den Trophäensammlern nur als Mäntelchen. Löns hat recht: „Lieber eine Lücke in der Wissenschaft als eine in der Natur."

M. Hübner in der „Deutschen-Zeitung".

Der italienische Vogelmord. Schon die großen Einnahmen, die Italien aus der Erteilung der Erlaubnis zum Vogelmord in den verschiedensten Formen erzielt, zeigen deutlich, wie umfangreich und planmäßig erst unseren lieben Sängern nachgestellt wird. Nach amtlichen Feststellungen kamen allein in Nizza in der Zeit vom 1. November eines Jahres bis zum darauffolgenden Februar 335 016 Drosseln, 481 404 Lerchen und 501 936 andere Singvögel, die meist aus Oberitalien stammen, in der Markthalle zur Verteilung. An einem einzigen Tage wurden in Genua 6 Zentner Schwalben verkauft. In Florenz und Mailand sind täglich 20 bis 30000 Lerchen und 3 bis 4000 Rotkehlchen auf dem Markt zu sehen. Trotzdem ist hiermit keine Ursache für das Abnehmen der Vogelwelt gegeben (? D. Schriftltg.), denn es gab auch bei uns Zeiten, wo man mit allen möglichen Mitteln, Schlingen, Leimruten und Vogelherden der verschiedensten Art den Vögeln nachstellte, ohne daß auch dadurch sich ihre Zahl verminderte. Die Abgänge waren rasch wieder ersetzt. Auch heute noch wird umfangreicher Lerchenfang betrieben. Da sich aber für die Lerche die Lebensbedingungen nicht verändert haben, ist ihre Zahl unbeeinflußt geblieben. Eben in der Erschwerung des Fortkommens ist die Ursache für die Vogelabnahme zu finden. Je mehr die Landwirtschaft jedes Stückchen Bodenfläche ausnutzt, je mehr die moderne Forstkultur sich ausdehnt, je mehr Sumpf und Moorland verschwindet, umso ungünstiger gestalten sich für viele Vogelarten die Daseinsbedingungen, und die Verminderung ihrer Zahl ist ein Opfer fortschreitender Kultur.

Ausrottung des weißen Storches. Fanden sich zu Anfang des Jahrhunderts in jedem Dorf Norddeutschlands auf den strohgedeckten Häusern und Scheunen wenigstens einige Storchnester, so ist die Zahl von Jahr zu Jahr zurückgegangen, und bei Verallgemeinerung genau geführter Statistiken kann man ohne Übertreibung behaupten, daß die Zahl unserer Störche auf ein Drittel zusammengeschrumpft ist. Besonders in diesem Jahr ist es auffällig, wie wenig Störche zu ihrem Heimatsdörfchen zurückkehren, selbst von Bruch und Wiese umgebene Ortschaften, die dem Storche mehr als reichliche Nahrung bieten konnten, zählen heuer wieder neue leergebliebene Storchnester. Man hat verschiedene Gründe für die langsame Ausrottung des Storches angeführt. Freund Adebar, der nach einwandfreier Beobachtung vor dem großen Abzug übers Wasser Kranke und Schwächlinge seiner Art tötet, soll mehr und mehr der nordischen Heimat Valet sagen und in Afrika bleiben. Bisher hat es sich noch nicht erweisen lassen, daß der Storch in den Nilländern auch wirklich dem Brutgeschäft nachgeht. Der ständig fortschreitenden Wiesenkultur mißt man einen großen Teil der Schuld bei. Demgegenüber bleibt aber die Tatsache bestehen, daß selbst in wiesenreichen Gegenden der Storch ebenso aus dem Landschaftsbild entschwunden ist wie anderen Orts. Wenngleich das Strohdach dem Ziegeldach hat vielfach weichen müssen, so ist selbst diese moderne Frisur des Dorfes nicht für den Rückgang des Storches verantwortlich zu machen. Tierfreunde bereiten ja dem Storch sein Nest vor, und wie gern er es ausbaute, lehrte früher der Augenschein. Der wahre Grund liegt in der Mordgier der Jagdberechtigten, die eben alles niederknallen, was fleucht und kreucht! Diese „Jäger" gehen lediglich von der Lexikonweisheit aus, daß der Storch „auch" Junghasen töte und die Gelege der Rebhühner plündere. Zugestanden. Aber doch vertilgt er neben Fröschen eine derartige Menge von Mäusen und Schnecken, daß, rein rechnerisch nach Nutzen und Schaden gewertet, das Guthabenkonto bei weitem das Schuldkonto überwiegt. Und ist uns heute das Gefühl für Poesie und Schönheit der Landschaft noch nicht gänzlich verlorengegangen, so sollten maßgebende Stellen einmal dafür Sorge tragen, daß der alte „Klapperstorch" energisch vor jenen geschützt wird, die, mit einem „Tagesjagdschein" in der Tasche und dem Feuerrohr in der Hand, allein ein Anrecht auf die Natur zu haben glauben!

Italienischer Vogelmord in Südtirol. Die Verordnung, die der italienische Generalkommissar für Venetien und das Trentino über den Vogelfang erlassen hat, zeigt leider, daß man den in Italien üblichen Vogelmord, der eine Kulturschande dieses Volkes ist, nunmehr auch für Südtirol zuläßt. Der Gebrauch von Schlingen jeder Art, ausgenommen von solchen aus Metall, wird für den Fang von Vögeln bis zur Größe der Drossel gestattet. Ebenso ist der Vogelfang mit Netzen jeder Art erlaubt. Auch der Handel mit toten Vögeln ist während der Zeit des Vogelfanges zulässig. „Dieses Vorgehen der italienischen Behörden", wird im „St. Hubertus" zu dieser Verordnung bemerkt, „ist eine romanische Kulturtat ersten Ranges."



Aus dem Vogelleben um den längsten Tag herum.

Soeben höre ich von meinem stillen schattigen Plätzchen im Grünen hinterm Haus einen Buchfinken noch den ganzen vollen Finkenschlag in die frische Morgenluft hinausschmettern, und das erinnert mich daran, daß wir bald den längsten Tag im Jahr haben werden, wo der Gesang der Vögel nach und nach verstummt, und wo wir schon wieder der kalten Jahreszeit entgegengehen. Schon seit einiger Zeit hat derjenige, welcher der Vogelwelt einige Aufmerksamkeit schenkt, hören können, daß die Buchfinken zwar noch schlagen, den wohl allen bekannten Finkenschlag, daß aber schon viele derselben den Schluß des Schlages weglassen, wie wenn sie ihn vergessen hätten. Ihr Gesang geht statt dessen in einem wirren Triller aus oder wird ganz weggelassen. Immer kürzer wird der fröhliche Schlag und um den längsten Tag herum hört er ganz auf, um erst in den ersten Tagen des nächsten Frühlings wieder die Ankunft des letztern zu verkünden. Jetzt aber haben sie mit der Erziehung ihrer Jungen zu tun, die in den letzten Tagen flügge geworden sind, und die sie nun ins Leben einführen und selbständig machen müssen. Nahrungssorgen bilden nun, wie bei der ganzen Menschheit, auch in der Vogelwelt die Hauptsorgen. Dann später im Herbst hört man von den jungen Buchfinken musikalische Versuche. Es ist aber nur eine unvollkommene Übung. Die Hauptaufführung, an der alle Männchen, junge und alte, teilnehmen, kommt erst im nächsten Frühling.

Nicht nur die Finken stellen um den längsten Tag ihren Gesang ein, das ist allgemeiner Gebrauch in der Singvogelwelt. Die Amsel hat ihren herrlichen Gesang schon seit einiger Zeit eingestellt und ist ebenfalls mit der Aufzucht ihrer Jungen beschäftigt. Nur zur Seltenheit läßt noch eine ihren getragenen Gesang hören, aber nur kurze Strophen die immerhin auf das Gemüt des Menschen gut einwirken. Ihr Gesang wird ihr von den Menschen schlecht gelohnt, denn wenn sie sich, wie ihre Natur und ihre Bedürfnisse es verlangen, jetzt und später an Gartenfrüchten vergreift, wird sie in allen Tonarten verlästert und verdammt. Der schöne, herzerhebende Gesang ist vergessen, man gönnt ihr ihren Anteil nicht, den man einen wohlverdienten nennen kann; denn im Frühling und bei der Aufzucht ihrer Jungen benützt sie nur tierische Nahrung, vertilgt eine Menge schädlicher Insekten, und trägt also dazu bei, daß unsere Fruchtbäume und Beerensträucher eine viel größere Ernte liefern. Davon sollte man ihr einen kleinen Teil gönnen. Aber statt dessen hört man die Gartenbesitzer über „die Luder" schimpfen, und sie haben es dazu gebracht, daß von der hohen Regierung, in kurzsichtiger Würdigung der Klagen, die über die Amsel ergehen, sogar Abschußbewilligungen für diesen Hauptfänger in der Vogelwelt erlassen sind. Warum auch nicht? Sie hat auch schon anderes verordnet und bewilligt, womit nicht jeder einverstanden sein kann.

Ein Gartenbesitzer brachte mir einmal ein Körbchen voll schöner Birnen, die aber alle von Amseln angegriffen und bis über die Hälfte gefressen waren. Es war einer meiner Freunde, der wußte, daß ich die Amseln in Schutz nehme, wo es nur irgend möglich ist. Er präsentierte mir die angefressenen Birnen mit den Worten: Was soll ich nun mit den verdammten Amseln anfangen? Das war für mich ein schwieriger Fall und ich besann mich einige Zeit, bis ich ihm zur Antwort gab: „Bringe mir morgen ein Körbchen voll Birnen, die von den Amseln nicht angefressen sind, und dann will ich dir einen schriftlichen Bericht über den Fall schreiben." Das Körbchen voll nicht angefressener Birnen kam aber nicht.

Doch bleiben wir beim Vogelleben im allgemeinen und demjenigen um den längsten Tag im besonderen. Da zirpen um meinen Sitz im Grünen gerade jetzt alte und junge Spatzen herum; auch sie haben ihre Jungen ausgebrütet und es sind von letzteren eine Menge ausgeflogen. Das Spatzenvolk weiß recht gut, daß ich, wenn auch nicht gerade ein Verehrer, so doch ein Gönner dieser Bursche bin, denn wenn man sie recht beobachtet und beurteilt, so sind die Spatzen ein lustiges Korps. Wenn gegen Ende Winters etwa sonnige Tage auftreten, wenn noch das ganze Land in Schnee und Eis starrt, so kommt

es vor, daß eine ganze Spatzenversammlung in einem Baume sitzt, und ein Spatzenkonzert aufführt, daß man eine helle Freude daran hat, nicht etwa wegen der Schönheit des Gesanges, denn dieser besteht in einem wirren Geschrei, das sie auf den Zweigen auf dem Bauche sitzend von sich geben, dem man aber anhört, daß es eitel Freude bedeutet darüber, daß der sonnige Tag die baldige Ankunft des Frühlings bedeutet. Und weil um diese Zeit noch keine andern gefiederten Sänger ihr Lied erschallen lassen, benügt man sich eben an dem Spatzenkonzert und hat Freude daran, wie man nun, Mitte Juni, noch Freude an dem schwindenden Vogelgesang hat. Es beginnt nun die Zeit der Beeren- und Obsternte, und da kommen diejenigen Menschen wieder mehr zur Geltung, welche gerne schimpfen, sei es über die Revoluzer, sei es über die Regierung oder den Bundesrat, sei es über die teuren Lebensmittel, sei es in Ermangelung eines würdigeren Themas über die schlimmen Vögel, die einem die schönsten Früchte vorweg fressen.

Von einem Gartenbesitzer in einer großen Stadt wurden kürzlich eine ganze Anzahl der feinsten Singvögel, und zwar meistens Insektenfresser, als „Gartenfrüchtefresser" hingestellt, welche den Obst- und Beerenertrag bis auf die Hälfte oder ein Viertel reduzieren können, weil sie schon die Blütenknospen und dann die jungen Früchte wegfressen. Da waren außer Spatz und Amsel, welchen beiden wohl etwas zur Last gelegt werden kann, nachfolgende Vögel als „Gartenfrüchtefresser" genannt: das Gartenrotschwänzchen, das Hausrotschwänzchen, die Mönchsgrasmücke, die Gartengrasmücke, der Weidenlaubvogel (Dilday), der Fitislaubvogel, die Kohlmeise, die Sumpfmeise. Alle diese waren bisher, solange Menschen an den lieblichen Insektenfressern Freude hatten, als die zutraulichsten und lieblichsten Bewohner unserer Gärten und Anlagen bekannt und niemand hat von ihnen Böses erfahren. Wenn aber einer in einem Garten in einer großen Stadt einmal sieht, wie ein solcher Vogel an einer Blütenknospe, oder gar an einer mehr oder weniger reifen Beere pickt, dann wird die ganze Vogelbevölkerung in dem betreffenden Garten, wohlverstanden mitten in einer großen Stadt, als Gartenfrüchtefresser notiert und publiziert. In meinem Besitztum, einige Kilometer außerhalb der Ortschaft, in welchem alles zu sehen und zu haben ist, was dazu dient, die lieblichen Sänger aus der Vogelwelt anzuziehen, habe ich von dieser Gartenfrüchtefresserei noch nichts beobachten können während der Jahrzehnte, während denen ich hier wohne, und doch wimmelt es um mein Haus herum von Vögeln aller Art, und die genannten nisten und brüten alle Jahre in unserer nächsten Nähe, mit Ausnahme des Weidenlaubvogels und des Fitislaubvogels, welche beiden wohl etwa bei mir Besuche machen, aber sie nisten und brüten im anstoßenden Wald. Ob diese beiden und auch andere der Genannten in einem Garten einer großen Stadt erscheinen, ist mir etwas zweifelhaft, ob sie Gartenobst fressen, ist mir noch zweifelhafter. Aus einer Blüte holen sie etwa ein kleines Insekt heraus und machen sich dadurch in irrtümlicher Auffassung ihres Tuns verdächtig. Wenn man aber eine solche wirkliche Auslegung vorbringt, kommt man nicht an; die andern verstehen es besser, und bedauern es, „daß ihnen die Hälfte oder Dreiviertel ihrer „Obsternte" durch diese Räuber entgangen ist.

Nun aber wollen wir, die wir das Glück haben im Freien, mitten unter Obstbäumen und Beerensträuchern zu leben, und ein buntes Gewimmel von lieblichen Vögeln um uns zu haben, uns freuen darüber, daß die Brut aller geraten und die Jungen ausgeflogen sind, daß eine Menge Alter mit den Jungen unser kleines Schutzgebiet durchziehen, Familien von Finken, Kohlmeisen, Blaumeisen, Sumpfmeisen, Garten- und Hausrotschwänzchen, von Amseln und Spatzen gar nicht zu sprechen. Gestern ist ein Flug junger schwarzrückiger Fliegenschnäpper ausgeflogen, ein gar lieber Mitbewohner, der schon seit Jahren in nächster Nähe unseres Hauses brütet. Er hat die Eigenschaft, daß er, sobald die Jungen ausgeflogen sind, aus der Gegend verschwindet und erst im nächsten Frühling wiederkehrt.

Und so möchte ich der Bevölkerung ans Herz legen: Schonet und schützet die Vögel, so lange es noch solche gibt, und legt ihnen nicht jede Handlung sogleich als Fehl-

tritt aus. Freut euch des die Natur belebenden Treibens derselben, so lange noch solches vorhanden ist.

Buntes Gefieder, flattert im Hain!
Fröhliche Lieder, schallen darein!

Dr. H. Fischer-Sigwart, Zofingen.

Das Kieshofer Moor bei Greifswald — ein neuer Erfolg unserer Bewegung.

Von Kurd v. Bülow.

Dicht vor den Toren der alten Universitätsstadt Greifswald liegt ein Schatzkästlein landschaftlicher Schönheit und wissenschaftlichen Reichtums, an dem der Fremde achtlos vorübergeht; monate-, ja jahrelangen Bemühungen ist es nun gelungen, dieses Stückchen Erde in seiner Unberührtheit künftiger Zeit zu erhalten und damit unschätzbare Werte, deren Bedeutung um so höher zu veranschlagen ist, als grade in einer Universitätsstadt die beste Möglichkeit — und in unserem Falle der Willen — besteht, ein Naturschutzgebiet aufs eingehendste zu überwachen.

Das Kieshofer Moor liegt etwa 4—5 km nord-nord-westlich Greifswald in einem Gehölze, das sich links der Straße nach Stralsund in etwa 1 km Länge und ebensolcher Breite hinzieht. Das Moor selbst hat eine Größe von ungefähr 25 ha. Es ist ein Hochmoor, besteht also im wesentlichen aus den vertorften Resten von Torfmoos (Sphagnum), der Pflanze, die in alles erstickendem Teppich die nährstoffarmen Flächen wachsender Moore überzieht und den Hochmooren ihr Gepräge verleiht. In 2 m Tiefe wird der „Moostorf" durch eine Schicht von „Schilftorf" — einer Bildung von Flachmooren — abgelöst, unter der wieder Sphagnumtorf folgt, der nun die gesamte Tiefe des Beckens bis etwas über 3 m) ausfüllt. Aus dieser Schichtenfolge läßt sich die Entwicklungsgeschichte des Moores ablesen; Ursprünglich war im umgebenden Sand eine Vertiefung vorhanden, die langsam feucht wurde und dem ersten Sphagnum Ansiedlungsmöglichkeit bot. Der Grundwasserspiegel stieg aber schneller, als daß das immerhin auch schnellwüchsige Moos hätte Schritt halten können. Demgemäß war es bald von Wasser bedeckt und der neugebildete See versumpfte und verschilfte (wie z. B. die Grunewaldseen, ja fast alle Teiche und Seen Norddeutschlands), bis er sich in eine ebene Flachmoorfläche verwandelt hatte, auf der sich nun wiederum Torfmoos ansiedeln und ausbreiten konnte — das Flachmoor in ein Hochmoor umwandelnd (Hochmoor deshalb, weil Sphagnummoore über ihre Umgebung hinaus wachsen, daß sie dieselbe, wie z. B. in Ostpreußen, schildförmig überragen). Da das Wachstum des Moores vor etwa 80 Jahren durch Entwässerung beendet wurde und da man weiß, daß sich in jedem Jahr etwa ½—1 mm Moostorf bildet, so kann man daraus das Alter des Kieshofer Moores und sein „Geburtsjahr" schätzen. Da man ferner weiß, daß das oben erwähnte Steigen des Grundwasserspiegels nun durch einen Vorgang bedingt wurde, der die vorpommersche Küste um mehrere Meter gesenkt hat (die „Litorinasenkung"), kann man auch deren Eintritt und Fortgang zeitlich festlegen. Man erhält als Alter unseres Moores die immerhin stattliche Zahl von 4000—5000 Jahren und für den Zeitpunkt des Beginnes der Litorinasenkung das Jahr 6000 vor Beginn unserer Zeitrechnung.

Neben dieser geologischen Bedeutung*) hat das Gebiet ein erhebliches botanisches Interesse zu beanspruchen, dem, neben einer Arbeit von Marie Voß**), eine künftige Be-

*) S. Mitteilg. a. d. Naturwiss. Verein f. Neuvorpommern und Rügen 1920, Bd. XLVII. K. v. Bülow, Das Kieshofer Moor b. Greifswald. (Greifswald 1921.)

**) Dieselbe Zeitschrift. 1912. Beiträge z. einer Algenflora d. Umg. v. Greifswald.

arbeitung durch Prof. E. Leick-Greifswald Rechnung tragen soll. Ist doch das Moor die vielleicht einzige Stelle in Vorpommern, an der der ganze Verein der Hochmoorflora geschlossen auftritt! Neben den herrschenden Torfmoosarten (Sphagnum sp.) sind es vor allem Heidelbeergewächse, die der Kleinflora ihren Stempel aufdrücken. Es sind dies neben der Heidelbeere (Vaccinium myrtillus) die Preißelbeere (Vaccinium vitis ideae), die zierliche Moosbeere (Vac. oxycoccus); dazu kommen: der stark gewürzig riechende Sumpfporst (Ledum palustre), das Wollgras (Eriophorum vaginatum) mit seinen weißen Wollbüschen, die Rosmarinheide, der insektenfressende Sonnentau (Drosera rotundifolia) und andre mehr.

Zudem bietet das Moor die Möglichkeit, den „Verlanderzyklus" zu beobachten, der von der offenen Wasserfläche, wie sie in den alten Torfstichen vorliegt, über den Schilfsumpf (im NW.-Teil des Moores) und das „Erlenflachmoor" (ebendort) zum „lebenden" und „toten" (entwässerten) Hochmoor (an vielen Stellen des Kieshofer Moores) und zum „Rohhumuswaldboden" fortschreitet, der sich als schützender, hochwaldtragender Gürtel rings um das Moor hinzieht. Auch die Tierwelt, besonders die Kleintierwelt des Süßwassers, des neuen Schutzparkes ist reich vertreten. Kreuzotter und Ringelnatter, Grasfrosch, Wasserfrosch, Erdkröte und Zauneidechse und Mooreidechse kommen vor. Dazu eine reiche Ornis, deren auffälligste Vertreter, neben überaus zahlreichen Singvögeln, Mäusebussard, Spechte und Fischreiher sind.

Unser Moor ist in jeder Beziehung recht reichhaltig ausgestattet und bietet auf kleinstem Raume des Interessanten genug. Noch vor 100 Jahren war es urwüchsiger Naturwald, der sich auch trotz der damals erfolgenden Entwässerung und beginnenden forstlichen Nutzung den Zauber einer gewissen Unberührtheit zu erhalten gewußt hat. Auch ein größerer Kahlschlag, der in der letzten Zeit vorgenommen worden ist, beginnt von neuem sich anzusamen und wird in 20—30 Jahren wieder zum „Urwald" geworden sein, da von nun an jede künstliche Beeinflussung unterbleiben soll.

Es wird nun von ganz besonderem Interesse und Wert sein, zu verfolgen, in welcher Weise sich Tier- und Pflanzenwelt weiter, bezw. von neuem entwickeln werden. Der Anfang dieser Beobachtungsreihe ist ja schon mit den oben erwähnten Arbeiten gemacht, zu der noch ein Aufsatz aus der Feder des den Lesern der „Blätter" wohlbekannten R. Balk kommt, der die Vogelwelt behandelt.

Den Wissenschaftler und den Naturfreund befriedigt das Kieshofer Moor gleichermaßen. Doch auch der Spaziergänger und Künstler werden auf ihre Rechnung kommen.

Im Frühjahr, wenn alles zu neuem Leben erwacht, entfaltet auch das Moor seine zierlichsten Reize: die dunkle Fläche belebt sich mit den sattweißen Blüten des Sumpfporstes und Wollgrases, die rosa Heidekraut- und Andromedablüten leuchten aus dem dem dunklen Grün der Zwergsträucher hervor, die Kiefern treiben neues frisches Grün und zarte Birken stehen wie sprudelnde Fontänen des Frühlings in all' der Pracht. Die ersten Sonnenstrahlen dringen herein und trocknen die Feuchtigkeit des Winters auf. Langsam werden sie wärmer und bald liegt ein wolkenlos blauender Sommerhimmel und schwere goldne Glut über dem schweigenden Fleckchen Erde, das nun ein weißer Teppich von Büscheln des Wollgrases überkleidet. Doch die Tage werden kürzer und kälter. Dann brausen Herbststürme durch die schwarzen Wipfel der Föhren und wirbeln das Gold der Birken über die tiefdunkle Fläche. Das Grün der Schilfflora ist vergangen, die Reiher, die die warmen Sommernächte des Moores belebten, sind fort; und die roten Früchte der Preißelbeere erinnern an andre Zeit. Bis auch sie der erste Schnee verhüllt. Wenn dann Rauhreif jeden Baum, jedes Gras mit kristallenem Schleier überzieht und die Morgensonne vom grauen Himmel in breiten Strahlen durch die weißen Wipfel bricht und jedes Schneekörnchen in einen glitzernden Edelstein verwandelt — dann ist das Kieshofer Moor am schönsten.

Achtung! Schutz dem Wasserstar an den Mühlen!

„Es klappert die Mühle am rauschenden Bach — klipp klapp!" . . .

Dieser Vers hat heute leider vielfach seinen Sinn eingebüßt, denn die klappernde Mühle gehört vielfach schon der Vergangenheit an — verschwunden ist das alte Mühlrad mit der das Wasser zuführenden Rinne darüber, die alte, bemooste Mauer hat der modernen, kahlen und fahlen Betonmauer weichen müssen. Anstelle des anheimelnd klappernden Wasserrades hat eine moderne Turbine, eingeschlossen in ein ebenso lebloses Betongemäuer, die Aufgabe zugewiesen erhalten, die Mühlsteine in Bewegung zu setzen. Denn der Mühlenbesitzer ist heute meistens in die Lage gekommen, sein Geld in einen Neubau und eine Verbesserung seines Betriebes anzulegen.

So erfreulich dies, vom wirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, ohne Zweifel ist, so beklagenswert ist dies doch für den Naturfreund und den Heimatfreund, der auf Romantik und altehrwürdige Überlieferung etwas gibt. Die neuzeitlichen Mühlen haben jedenfalls ihren Reiz verloren, und wer nun gar ein besonderer Vogelfreund ist, der bedauert es auf das Lebhafteste, daß durch die moderne Entwickelung des Mühlenbetriebes ein kleiner Freund des alten Mühlrades und der bemoosten Mauer, des rauschenden, spritzenden und tropfenden Wassers auf immer die Stätte seiner Wiege verlassen muß, denn der Wasserstar oder Wasserschmätzer, jener munter knixende Vogel mit dem schneeweißen Brustlatz, findet jetzt an der Mühle keinen Nistplatz mehr und nicht mehr die gewohnten Lebensbedingungen. Ich habe das an den Mühlen des Schedebaches (Südhannover), wo der neuzeitliche Fortschritt Einzug gehalten hat, und an der Mühle zu Friedland und Stockhausen a. d. Leine eigens festgestellt. In Friedland hätte die alte Niststelle bei Herstellung der Betonmauer mit Leichtigkeit erhalten bleiben können, aber wie leicht wird dies übersehen, und dann ist es zu spät. Mancher Mühlenbesitzer wird jetzt, wo er durch diese Zeilen darauf aufmerksam gemacht ist, den Verlust eines ideellen (Gemüts-) Wertes, den der Wasserstar für ihn und seine Familie gewiß in sehr vielen Fällen besessen hat, empfinden und es bedauern, daß der knixende Geselle auf der Wasserrinne nicht mehr zu sehen ist. Dies wird besonders dann der Fall sein, wenn die Lebensgewohnheiten des Vogels durch genaueres Beobachten nicht unbekannt geblieben sind. Es mag nur erwähnt sein, daß der Star nicht selten, um zum schirmartig überdachten Moosnest zu gelangen, durch den Wasserfall fliegt und auch geschickt taucht und unter Wasser nach Insekten jagt. Ein wahres Naturwunder ist der Wasserstar, und deshalb schon sollte er überall geschont und gehegt werden.

Wie das geschieht?

Wo es an der Mühle kein rauschendes Wasser und keine moosgrüne feuchte Mauer mit Lücken darin mehr gibt, da wird nichts mehr zu seiner Ansiedlung geschehen können. Andernfalls bringe man an der Mauer an unzugänglicher Stelle eine Nisthöhle von etwa 25 cm Höhe und 20 cm Breite und einem Flugloch von 6—8 cm Durchmesser für ihn an. Möglich, daß er sie annimmt. An der Stepenmühle bei Göttingen hat er eine solche mit einem kunstvollen Nest ausgefüllt, aber noch keine Brut darin hochgebracht, weil er Störungen ausgesetzt war. Der wichtigste Schutz ist die Erhaltung der bisherigen Niststelle, und die sollte gegebenenfalls rechtzeitig ernstlich erwogen und auch durchgesetzt werden.

B. Quantz, Göttingen.

Verlust.

Die dichte Hecke weicht dem Zaun,
Das Mühlrad weichet der Turbine,
Wohin auch deine Augen schaun,
Zeigt sich „Kultur" mit strenger Miene.

So büßt ein Werte das Gemüt,
Verliert sie nach und nach für immer . .
Und nur im alten, guten Lied
Verklärt sich der Romantik Schimmer.

H. K.

Schonet den deutschen Wald.

Von W. Ahlers, Hauptmann a. D., Blankensee.

Leider bin ich nicht persönlich Mitglied der grünen Farbe geworden, aber mit jeder Faser meines Herzens gehöre ich ihr an. Schon von meiner Jugend an bis in mein hohes Alter, das so langsam die Zahl 76 erreicht hat. Die Herren Grünröcke, von denen mich ja viele der älteren Generation kennen, werden es mir deshalb wohl glauben, daß alles, was sie angeht, auch mich interessiert, nicht bloß die Jagd, sondern auch der Wald, ihr Heiligtum, das sie hegen und schützen sollen. Wer die heutigen Waldverwüstungen sieht, die aber leider schon unter der früheren Regierung einsetzten, der wird es unsern braven Förstern nachfühlen, daß sie beim Anblick solcher sinnlosen, nur aus Geldgier entsprungenen Verschandelungen ganzer Gegenden leiden, wenn sie es erleben müssen, daß die Früchte ihres Fleißes, Bäume, die sie selbst vor 20 bis 30 Jahren gepflanzt haben, heute schon der Axt herzloser Menschen zum Opfer gefallen sind. Was helfen da alle Proteste, wenn die maßgebenden Stellen die Augen schließen und, mit den Achseln zuckend, zur Tagesordnung übergehen, anstatt mit eiserner Faust einzugreifen, um vor allen Dingen die Anstifter solcher Gemeinheiten zu fassen und ihre Scheinverträge gesetzlich zu vernichten.

Was ist unserm völlig in sich zerfallenen Vaterlande denn überhaupt noch geblieben? Proteste und immer neue Proteste gegen die auf das raffinierteste ausgeklügelten, völlig unerfüllbaren Forderungen unserer Feinde, besonders der Franzosen helfen nichts, sie wandern doch nur in den Papierkorb. Das ist also völlig zwecklos und entlockt den Ententebrüdern nur ein höhnisches Lächeln. Aber im Lande selbst sollte auf Ordnung gehalten werden und gegen solche traurigen Verwüstungen ganzer Gegenden energisch Front gemacht werden. Geschieht dies? Nein.

In den letzten Kriegsjahren setzte dieser Raubbau schon ein. Unter der Maske des Bedarfes von Gruben- und Schwellenhölzern zogen ganze Russenkolonnen aus den verschiedenen Gefangenenlagern von Wald zu Wald und hieben Hunderte, ja Tausende von Morgen Hochwald und Mittelwald, der überhaupt noch nicht schlagbar war, herunter, selbst kümmerliche Kiefernschonungen, aber auch junge Eichen und Birken mußten daran glauben. Was kümmerte es den heißhungrigen Geldmagen eines Kriegsschiebers weiter? Wenn sich nur sein bis dahin leerer Geldsack möglichst füllte. Was später aus der Gegend wurde, die ihres einst so herrlichen Schmuckes beraubt war, war ihm gleichgültig. An Aufforstung dachte er nicht, verstand es auch nicht. Im Gegenteil, das abgeholzte Land wurde mit seinen Stubben noch einmal einem andern Geldsack verkauft, der es dann nach Ausbudelung der Reste irgendeinem Hansnarren — der seine schnell erbeuteten braunen Lappen möglichst unterbringen mußte, um sie der Ablieferung zu entziehen — als wunderbares Jagdrevier anschmierte. Dies war der durchschnittlich übliche Gang solcher Holzgeschäfte. — Von Regierungsschutz gegen dieses Treiben war keine Rede. Es wurden zwar allerlei schöne, wohlklingende Paragraphen losgelassen, die das Land vor Verschandelung und Verwüstung bewahren sollten, ein Paragraph löste den andern ab, wie wir es zu unserm Leidwesen jahrelang in der Jagd erlebt haben, so daß kein Mensch mehr ein- noch auswußte, weil ein Paragraph den anderen auffraß. Wo aber blieb der Waldschutz? Hakte man dahinter und wendete sich an die hohe Behörde, dann zog sie sich hinter die Kulissen zurück und bedauerte, nichts dagen tun zu können, weil der abgeschlossene Vertrag schon seine Rechtskraft beschritten habe. Kurz: man war machtlos. Ich will hierzu ein krasses Beispiel liefern, das übrigens schon einmal in der „Deutschen Forst-Zeitung" vom Prinzlichen Förster Falley in Klein-Glienicke und in den „Blättern" gestreift worden ist. Ich kenne die Details ziemlich genau und will sie den verehrten Lesern nicht vorenthalten als Musterbeispiel, wie man Holzgeschäfte machen und einen schönen Fleck märkischer Erde in einem Jahre in eine Wüste verwandeln kann.

Dieses Trauerspiel wurde hier in Blankensee bei Trebbin aufgeführt. Ich muß dazu etwas weiter ausholen. Blankensee gehörte zu einem Güterkomplex, welcher seit dem

Mittelalter Eigentum der alten, vornehmen Familie von Thümen gewesen ist. Infolge unsachgemäßen Betriebes der Landwirtschaft, der sich hier zu vererben scheint, ging der schöne Besitz im Laufe der Jahrhunderte stückweise in andere Hände über, bis um die Jahrhundertwende der letzte Rest an eine Berliner Bank verkauft werden mußte, die sich den schönen hoffnungsreichen Namen Deutsche Ansiedelungsbank beigelegt hatte und nach ihren glänzenden Leistungen heute im Volksmunde „Aussiedelungsbank" heißt. Wenn ein Bankkonsortium das schönste Landgut erwirbt, so tut sie dies wohl kaum, um damit vor der Welt zu prunken und es zu verschönern, sondern um es zu parzellieren oder, wie es im gewöhnlichen Leben heißt, um es „auszuschlachten" und möglichst hohen Nutzen daraus zu erzielen; um wieviel mehr, wenn es sich um ein in Grund und Boden gewirtschaftetes Landgut handelt. Das ist geschehen. Der letzte Schwertstreich, der dem Restgut Blankensee mit vieler Kunst versetzt worden ist, war die Abholzung eines herrlichen Waldstückes von ungefähr 600 Morgen, welches die Berglehne krönte und der Anziehungspunkt für viele Naturfreunde gewesen ist.

Die Gemeinde Blankensee versuchte, an die Verschönerungsparagraphen der hohen Regierung anknüpfend, diesen Todesstoß für sie zu verhindern, umsonst! Die Würfel waren gefallen. Der Vertrag zur Abholzung war seitens der Bank mit einer großen Holzfirma abgeschlossen, und die hohe Regierung sagte Ja und Amen dazu, anstatt — ihrer Paragraphen eingedenk — diese Verschandelung des bis dahin so schönen Blankensee energisch zu verhindern. Kurz: nach dieser Glanzleistung ging das Gut in den Besitz der Berliner Landesversicherung über, die leider zu spät zugegriffen hatte, so daß sie die Abholzung des Höhenrückens nicht mehr verhindern konnte, was sicherlich geschehen wäre, und der herrliche Hochwald stände heute noch. Aber sie kam zum Schmerz der Blankenseer Gemeinde und aller Naturfreunde einige Posttage zu spät.

Daß die Abholzung des schönsten Teiles des Waldes, dem sich noch an einer andern Stelle mitten im Jagdrevier eine solche angeschlossen hat, auch der Jagd einen schweren Schlag versetzt hat, liegt auf der Hand. Die Rehe, die am Tage ihren Schutz im Walde gefunden hatten, sind in den Nachbarwald ausgewandert, so daß man heute in Blankensee ein Reh mit der Laterne suchen muß. So treibt ein Keil den andern. — Und so wie man hier dem deutschen Walde mitgespielt hat, so geschieht es fast überall.

Wer erinnert sich nicht der schönen Zeit unseres alten Kaisers, dem jeder Baum in der Stadt als ein Heiligtum galt? Keiner durfte ohne seine Zustimmung dem Straßenverkehr geopfert werden. Wie lange hat es gedauert, bis der alte Baum an der Potsdamer Brücke, der schließlich den zunehmenden freien Straßenverkehr behinderte, verschwinden durfte. Ich entsinne mich genau, wie man sich in Berlin ehrlich darüber aufregte, als Kaiser Wilhelm II., um im Tiergarten dem Gedeihen der Bäume Licht und Luft zu schaffen, selbigen durchforsten und das dichte Unterholz fortnehmen ließ, was ungemein segensreich gewirkt hat. Und heute? Der unselige Niederbruch Deutschlands hat alle Welt derartig umgekrempelt, daß man sich wirkliche Naturschützer heute mit der Laterne suchen muß. Die wahnsinnigen Wucherpreise, die den Waldbesitzern für ihr Holz geboten werden, machen sie abtrünnig und lassen sie leider ins moderne Lager abschwenken. Traurig, aber wahr!

Hoffentlich bleibt der Kern des deutschen Volkes trotz der Wetterstürme aus allen Himmelsrichtungen und trotz verschiedener unsicherer Kantonisten doch noch fest, damit unser Vaterland nicht auch noch seines einzigen schönsten Schmuckstückes, das uns die Feinde nicht haben nehmen können, seines Waldes, beraubt wird.

Wälder.

Schützet die Wälder und schlagt sie nicht nieder,
Weht doch durch sie ein heiliger Hauch,
Sie sind der Sagen und Märchen Hüter,
Stätten der Ruhe und Volkskraft auch. H. K.



Die Schönheit des Harzes in Gefahr? Man schreibt uns: Je mehr wir uns in dieser Zeit auf die Schönheit unserer Heimat besinnen, desto größer wird unsere Verantwortung dafür, daß die herrlichsten deutschen Landschaftsbilder nicht unnötig verändert und verhäßlicht werden. Eine ernste Beunruhigung in dieser Hinsicht müssen die Pläne erregen, die sich gegenwärtig mit einem harten Eingriff in die Harzlandschaft beschäftigen. Es handelt sich um den Bau von Talsperren, die durch die großen Wasseranlagen erforderlich werden, die man nach dem Kriege durchführen will. Bekanntlich soll der Mittellandkanal östlich über die Elbe hinaus weiter geführt werden, wofür bereits drei verschiedene Linien ausgearbeitet worden sind. Eine endgültige Entscheidung ist noch nicht getroffen, doch wird bereits die Wahl des einen oder anderen Projekts in den anliegenden Ortschaften und Gebieten lebhaft erörtert. Über diese mehr internen Dinge hinaus muß aber die Frage der Talsperren im Harz die allgemeinste Anteilnahme erregen, denn hier handelt es sich um einen Eingriff in die herrliche unberührte Natur der grünen Harzberge mit ihren anmutigen und großartigen, Tälern, die jährlich das Entzücken vieler Tausende bildet. Es sind Sperren großen Umfanges geplant, die im Ockertal und vor allem im Bodetal an verschiedenen Stellen angelegt werden sollen. Nun wird man gewiß nach dem Kriege in Deutschland alles tun müssen, um billige Beförderungsmittel zu schaffen und unsere Naturkräfte als Energiespender in vollstem Maße auszunutzen. Aber es bedarf einer ernsten Prüfung, inwiefern durch die vorgesehenen Talsperren unersetzliche Naturwerte unwiderbringlich zerstört werden. Das wäre z. B. der Fall, wenn der schönste Teil des Bodetales dicht oberhalb des Bodekessels aufgestaut würde. Man versucht zwar die Öffentlichkeit über eine solche Gefährdung zu beruhigen, indem man erklärt, es seien dort keine Sperren geplant. Da aber bereits verschiedene Kommissionen die in Frage kommenden Täler bereist haben und auch schon Absteckungen vorgenommen worden sind, muß unbedingt Klarheit in dieser Angelegenheit geschaffen werden. Ek.

Ein Ameisenfriedhof. I der Gegend von Glattfelden (Kar ton Zürich) hat Heinrich Kutter eine „Ameisenfriedhof" entdeckt: läng eines Waldrandes nahe beim Dor stieß er auf ein ungeheures Leichen feld der Waldameise. Die tote Tiere, so berichten die „Naturwissen schaften" (Verlag Julius Springer Berlin), bedeckten auf eine Streck von etwa 25 m die Straße in eine Breite von etwa 1,50 m. Viel Tausende von Tieren deckten de Boden beinahe zu. Am meisten fie die ungeheure Menge von völli entflügelten Königinnen auf, die sic unter den toten Arbeitern fanden Kutter nahm sich aufs Geratewoh eine Zündholzschachtel voll der Tier mit und zählte darin 50 tote Köni ginnen gegenüber nur 121 tote Arbeitern. Daneben fanden sic noch Fliegen-, Spinnen-, Käferteil usw. Offenbar benutzten die Ameise einer riesigen Kolonie, die sich an Abhang etwa 50 m über der Straß befand, diese als ihren Friedhof un Kehrichtplatz. Eine befriedigend Erklärung der ungeheuren Meng von toten Königinnen vermag de Beobachter nicht zu geben.



SATRAP

Photo-Papiere - Chemikalien - Entwickler
für Natur, Wissenschaft und Kunst.
Überall erhältlich.
Chemische Fabrik auf Actien (vorm. E. Schering)
Berlin-Charlottenburg 40.

Briefmarken
Unsere fortlauf. erscheinende Listen, die wir unseren Käufern gratis senden, halten Sie stets auf dem laufenden!
Verkaufsangebote stets erwünscht
Alwin Hamann G. m. b. H.
Briefmarken-Großhandlung
Berlin-Charlottenburg 5
Kuno Fischer-Straße 13a/b.

Ein Reichs-Fliegen-Amt. — Eine köstliche Satire auf die Über-Organisation unserer Kriegswirtschaft bringen die „Dresdener Nachrichten"; sie schreiben unter der Überschrift; „Ein Reichs-Fliegen-Amt":

„Durch die neueste chemische Forschung ist festgestellt, daß Fliegen ein besonders gut treibendes Düngemittel sind. Deshalb ist ein Reichs-Fliegen-Amt errichtet worden, das wieder in einzelne örtliche zerfällt. Sämtliche erreichbaren Fliegen sind wochenweise an dieses Reichsfliegenamt durch Vermittlung des örtlichen Fliegenamts abzuliefern. Für die Ablieferung gelten folgende Vorschriften: Jeder Hausbesitzer hat wöchentlich alle in seinem Grundstück aufhältlichen Fliegen, sowohl in seiner eigenen Wohnung als in denen seiner Mieter. zu zählen. Demgemäß hat er alle Mieter zu veranlassen, diese Zählung vorzunehmen. Die Fliegen sind nach den Räumen ihres Aufenthalts festzustellen. Der Kontrolle wegen ist möglichst zu verhindern, daß Fliegen von einem Raum in den anderen fliegen. Geschieht dies dennoch, so ist sofort Anzeige bei dem Fliegenamt zu erstatten. In allen Räumen sind sog. „Fliegenfänger" aufzustellen. Fliegen, die hierdurch nicht gefangen werden, sind jeden Montag Nachmittag zwischen 2 und 4 Uhr vorsichtig zu töten. Die sämtlichen getöteten Fliegen sind, nach den zu nummerierenden Räumen ihres Aufenthaltes geordnet, in Briefumschlägen oder bei größerer Zahl in Kästchen zu verpacken mit der Aufschrift „Fliegen". Über 7 mm große Fliegen sind besonders zu verpacken. Fliegen an Außenwänden der Gebäude werden durch Schutzleute gezählt und getötet. Diesen ist unweigerlich Zutritt zu den Grundstücken zu gestatten. Nach 4 Uhr jeden Montag Nachmittag hat die Zählung für die folgende Woche von neuem zu beginnen, bis keine Fliegen mehr zufliegen. Jeder Hauswirt ist für die Angaben seiner Mieter verantwortlich. Es wird nachgeprüft: Wer falsche oder nicht zureichende Angaben macht, hat Strafe bis zu 2000 Mark oder entsprechendes Gefängnis zu gewärtigen. Jeder Hausbewohner hat an Eidesstatt unterschriftlich zu versichern, daß er die betreffenden Angaben nach bestem Wissen und Gewissen gemacht hat. Die Verordnung tritt in Kraft mit dem Tage ihrer Bekanntmachung.

Das Fliegenamt."

Jagd vom Flugzeug aus. In Amerika bürgert sich neuer Sport ein: Jagd vom Flugzeug aus. Von einigen Behörden wurde ein Gesetz erlassen, durch das die Wasserjagd vom Flugzeug aus verboten wird, soweit die staatlichen Gewässer in Betracht kommen. Bei einer Fuchsjagd wirkte ein Flieger mit, indem er die Richtung angab, in der der Fuchs gelaufen war. Als die Spur verloren ging, wies der Flieger die neue Richtung und die Hunde fanden auch wirklich die Spur wieder. Später landete er mitten im Felde bei der Jagdgesellschaft und teilte seine Beobachtungen mit und flog dann wieder weiter. Schließlich entwischte der Fuchs aber doch. Auch in Frankreich hat man schon ähnliche Jagden abgehalten. In tausend Meter Höhe kreist das Flugzeug und sein Beobachter sucht mit dem Glas das Gelände ab. Auf jeden Fall macht er verschiedene Entdeckungen, die eine ertragreiche Jagd versprechen und kann sich in passendem Gelände gleichzeitig rechtzeitig niederlassen, um dort den Abschuß auszuführen. Es ist beobachtet, daß der Gleitflug von dem meisten Jagdwild kaum bemerkt wird. C. R.

Die Haustiere und der Kraftwagen. Der Kraftwagenführer, der mit großer Geschwindigkeit die Landstraße entlang saust, erlebt viel Verdruß mit Haustieren: Hühner, Schweine, Kühe und anderes Getier prallen öfter mit dem Fahrzeug zusammen und werden überfahren. Sind sie etwa zu dumm, um den herannahenden Kraftwagen rechtzeitig zu bemerken und auszuweichen? Man darf ihr Verhalten nicht vom menschlichen Standpunkte aus beurteilen, solches erklärt sich vielfach aus alten eingewurzelten Trieben, die meisten Tiere fliehen nicht, sondern sind durch das Tempo des Fahrzeuges gebannt, stehen zu bleiben, das Geflügel sucht meistens die angenommene Richtung beizubehalten und wird vielfach überfahren; am intelligentesten sind die Pferde, für welche das Fahrzeug eigentlich ungefährlich ist, weil sie sich rechtzeitig aus dem Staube machen.

R. C.

Familien-Anzeigen

Vera

Die glückliche Geburt eines gesunden

Töchterchens

zeigen hocherfreut an

Berlin S. 61, Lehniner Str. 7

22. Juni 1921

Walter Benecke und Frau

Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur: Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 711. Druck von Carl Ninger & Sohn Berlin S. 59, Hasenheide 54. Kommissionsverlag C.-R. Lang, Berlin SW. 47, Möckernstraße 71.

Blätter für Naturschutz und Heimatpflege.

Herausgegeben, verlegt und redigiert von Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7
Kommissionsverlag E.-R. Lang, Berlin SW. 47, Möckernstraße 71.

Die Blätter für Naturschutz und Heimatpflege erscheinen jetzt alle 2 Monate.
Bezugspreis jährlich 20 Mk. — Einzel-Nummer 4.— Mk.

Bestellungen, Manuskriptsendungen und Anfragen nur an
Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7.

Nachdruck der Artikel ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

— Die Verfasser der einzelnen Artikel und Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten. —

Anzeigen-Annahme:
E.-R. Lang, Berlin SW. 47, Möckernstraße 71.

7. Jahrgang. Berlin, am 1. September 1921. Nummer 9 u. 10

Die Abnahme der Raubvögel und ihre Verhinderung.

Warum werden die Raubvögel vermindert?

1. Aus Unkenntnis: Viele Menschen werden durch die Bezeichnung Raubvögel beeinflußt und veranlaßt, sie zu töten, indem sie annehmen, die Träger dieses Namens seien ohne weiteres Räuber und Schädlinge, ohne zu wissen, daß viele dieser Vögel sehr nützlich und gesetzlich geschützt sind.

2. Aus Mordlust: Die Raubvögel bieten im Allgemeinen durch ihre Größe ein sehr schönes Ziel, an dem man seine Schießfertigkeit gut proben kann, um sie unbarmherzig niederzuknallen.

3. Durch die heutige Kultivierung unserer Landschaft, indem Wälder abgeholzt, Seen und Sümpfe trocken gelegt und Flüsse reguliert werden, wodurch die Raubvögel gezwungen sind, diese Gegenden zu verlassen.

4. Aus dem Nützlichkeitsprinzipe, nach dem die Raubvögel der Jagd oder Landwirtschaft Schaden zufügen.

5. Aus wissenschaftlichen Gründen.

Ich bemerke zu 1): Wir wollen uns zunächst den Begriff nützlich und schädlich klar machen. In der Natur gibt es weder Nützliches noch Schädliches. Diese Bezeichnung hat sich der Mensch gebildet, indem er meint, dieses oder jenes Tier sei seiner Kultur schädlich. Jedes Tier hat seine Berechtigung in der Natur und füllt seine Stelle vollkommen aus, sicher mehr wie mancher Mensch. Die Natur sorgt allein dafür, daß ihre Bäume nicht in den Himmel wachsen: Tiere, die nicht mehr in die Gegenwart hineinpassen, rottet sie aus, denken wir nur an ihre vorsintflutlichen Vertreter. Eine Tierart vernichtet nie eine andere, ich habe auch noch nicht gehört, daß sich z. B. etwa 100 Tiger zusammentun, um eine andere Tierart zu vernichten. Wenn auch die Raubvögel der sogenannten nützlichen Tierwelt manchen Schaden zufügen, so sind sie nie imstande, z. B. die Hasen oder die

Rebhühner vom Erdboden verschwinden zu lassen. Was schadet es, wenn nun beispielsweise ein Seeadler sich Fische aus dem Meere holt, er kann sie doch nicht dezimieren, weil das Meer viel zu groß ist und einen ungeheueren Fischreichtum besitzt. Wir sollen die Vögel nicht nach dem Nützlichkeitsprinzipe schützen, sondern um ihrer selbst willen, aus idealen und ethischen Gründen, nicht aus materiellen. Der materielle Teil kommt erst in zweiter Linie an die Reihe. Wenn es nach der Nützlichkeit geht, und wir gerecht sein wollen, so müssen wir sagen, daß wir Menschen, die doch auch zum Tierreiche gehören, mindestens zu 50 Prozent oder mehr eher schädlich als nützlich sind. Wir brauchen ja nur an unsere Revolutionshelden und die nützlichen Kommunisten und an andere Brüder denken.

Falls wir die Raubvögel ausrotten wollten, so würden wir damit ein großes Unrecht begehen. Sehr oft fangen diese Tiere nur kranke und schwächliche Exemplare, die sich vor dem Angriffe ihrer Feinde nicht so schnell retten können wie gesunde. Es ist nachgewiesen, daß z. B. die Eulen meistens nur Mäuse fangen, so frißt z. B. die Schleiereule nach Naumann im Jahre etwa 2200 Mäuse neben anderen Nahrungsmitteln, und selbst der sogenannte schädliche Habicht fügt jagdbaren Tieren nicht soviel Schaden zu als man glaubt, indem er sich oft an solche Tiere hält, die in der Jagdordnung nicht angeführt sind, wie Eichhörnchen, Krähen und Eichelhäher; dasselbe tut der Sperber. Außerdem nimmt der Sperber sehr gern Sperlinge an, die ja in solcher Überzahl vertreten sind, daß eine Verminderung oft angebracht erscheint. Habicht und Sperber gehen gewöhnlich nur solchen Tieren zu Leibe, die sich sehr stark vermehren und daher nicht so leicht ausgerottet werden können. Der harmlose Mäusebussard brütet sogar Hühnereier aus und führt die Jungen längere Zeit.

Die Raubvögel bilden ferner die Sanitätspolizei in der Vogelwelt, in dem sie viel Aas verzehren und dadurch dem Gesundheitszustande in der Natur sehr förderlich sind. Wenn sie nicht wären, würden gewiß viele Tierseuchen auftreten, da sie, wie oben gesagt, häufig kranke Tiere angreifen. Halten wir einen Raubvogel für schädlich, so kann der Entomologe auch eine Meise für schädlich halten, weil sie nützliche Insekten verzehrt. Die Raubvögel sind die schönste Zier in der Vogelwelt. Ist es nicht ein herrlicher Anblick, wenn wir in großen Höhen diese Tiere ihre Flugspiralen ziehen sehen, und sie ihren Hochzeitsreigen aufführen? Es ist doch eine ziemliche Gefühlslosigkeit die Vögel dann durch seine Schießlust veranlaßt, herunter zu holen.

Wie steht es nun mit der rechtlichen Stellung der Raubvögel? Dafür kommen in Betracht das Reichsvogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 und in Preußen die preußische Jagdordnung vom 15. Juli 1907, beides schon veraltete Gesetze. Hiernach sind nur die Seeadler, Schreiadler, Turmfalken, Bussarde, rote Milane und sämtliche Eulen, mit Ausnahme des Uhu, geschützt. Nach der Jagdordnung sind alle Adler jagdbar, das heißt, sie dürfen nur von Jagdberechtigten geschossen werden. Schonzeit haben sie leider nicht; es wäre durchaus notwendig, daß unsere Adler geschützt würden, da sie für Deutschland sämtlich schon Naturdenkmäler geworden sind. So haben wir in Deutschland vielleicht nur noch ein Steinadlerpaar, wie es durch den Bund für Vogelschutz nachgewiesen ist. Seeadler sind etwa noch in 10 Paaren an der mecklenburgischen, pommerschen und preußischen Küste vertreten; Fisch- und Schreiadler mögen vielleicht in 50 Paaren vorhanden sein, der Uhu etwa noch in 12 Paaren. Sie sehen also, wie wenig Raubvögel vorhanden sind. Die anderen geschützten Raubvögel, wie Turmfalken, Bussarde, Gabelweihen und die Eulen dürfen in der Zeit vom 1. März bis 1. Oktober nicht gefangen und geschossen werden. Leider ist der Uhu nicht geschützt. Was schadet es, wenn er bei seiner Seltenheit einmal einen Hasen oder einen Fasan köpft! Wo ist die schöne alte Zeit, in der wir noch diesen Vertreter schauriger Märchen in unseren Wäldern vorfanden? Die genannten Vogelschutz-Gesetze sind sehr reformbedürftig, und es müßten sämtliche Raubvögel das ganze Jahr geschont werden. Sollten sie irgendwo in größerer Zahl auftreten (was wohl

jetzt kaum anzunehmen ist) und Schaden zufügen, so könnte ein kleiner Teil von ihnen zu bestimmten Zeiten, jedoch nie in der Brutzeit, von Sachkundigen abgeschossen werden. Das Gutachten über den Abschuß müßte aber vorher von einer Fachkommission eingeholt werden.

Zu 2): Ferner werden viele Raubvögel aus Mordlust getötet. Beim Durchlesen des Buches „Über die Vögel der Provinz Schlesien" ärgere ich mich jedesmal, wenn ich in dem Abschnitte über Raubvögel lese, daß so und so viele Tiere dieser Art abgeschossen sind. In dem Kapitel über Steinadler steht sogar, daß ein gewisser Revierförster in Schles. 30 Steinadler niedergeknallt hat. Ich halte so etwas für einen Skandal! Ein anderer berichtet, daß er 26 Steinadler zum Ausstopfen hatte, darunter allein 24 aus der Primkenauer Gegend. Ist so etwas nicht unerhört? Wo bleibt der Naturschutz? An den Pranger müßten solche Leute gestellt werden! Warum muß der Finger gleich krumm gemacht werden, wenn man einen Raubvogel erblickt? Ein Fluch über solche Jäger! Die größte Niedertracht ist es aber, wenn man während der Brutzeit Raubvögel niederschießt und ihre armen Jungen verhungern läßt. Knallt man in dieser Periode ein Männchen herunter und trennt es von seiner Gefährtin, so ist es dasselbe, als wenn man ein junges Ehepaar in den Flitterwochen trennen möchte! Was der Eine nicht will, soll man dem Andern auch nicht zufügen. Wer gibt überhaupt dem Menschen das Recht ein anderes Tier, das seinen Daseinszweck in der Natur erfüllt, schonungslos zu töten? Ist das der Wille des Schöpfers? Wie oft kommt es vor, daß irgend so ein knalllustiger Vogelfreund einen Raubvogel so anschießt, daß er irgendwo elendiglich umkommt, ohne aufgefunden zu werden,

Die gemeinste Art, einen Raubvogel zu töten oder zu fangen, ist die mit dem Fangeisen. Mit zerbrochenen Fängen gehen dabei unter großen Qualen und unter Hunger die gefangenen Vögel oft zugrunde. Derjenige, der ein solches Eisen legt, müßte zur Belohnung ebenfalls mit seinen Armen in ein derartiges Instrument eingeklemmt und in einen Mückenschwarm gesetzt werden. Ich las einmal, wie gefangene Raubvögel öfters getötet werden: Man drückt ihnen solange den Brustkorb ein, bis sie nicht mehr atmen können. Das ist eine solche Roheit, wie man sie sich gar nicht vorstellen kann! Wo bleibt da die Nützlichkeit dieses Tierquälers und Rohlings? Weiterhin hörte ich, daß man einen gefangenen Adler töten wollte und kein anderes Mittel fand, als ihm einen eisernen Nagel durch den Kopf zu treiben, um ihn ins Jenseits zu befördern. Für ein solches Verfahren habe ich keine Worte mehr! Ein solcher Mensch müßte derartig verprügelt werden, daß er sich 8 Tage lang nicht mehr rühren kann.

Es wäre sehr zu wünschen, daß recht viele Schonprämien an diejenigen Förster verteilt werden, die Raubvogelbruten hochbringen. Die sehr zu empfehlenden „Blätter für Naturschutz und Heimatpflege" (Berlin S. 61) verteilen solche Gelder jährlich in größeren Mengen. Hoffentlich findet sich der eine oder der andere von Ihnen, der auch ein solches Scherflein für unsere bedrohten Raubvögel spendet.

Bei diesen Zeilen kommt mir immer der Vers in den Sinn, den uns ein personifizierter Raubvogel herabruft:

Mußt du Tod und Jammer senden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst Du meine Herde!

Zu 3): Überall werden jetzt im Forst-, Landwirtschafts- und Flußregulierungswesen Maßnahmen getroffen, welche die Landschaft sozusagen kultivieren sollen, sie aber oft derartig verunstalten, daß wir sie gegen früher kaum wiedererkennen. Wälder werden ausgerodet, Sümpfe und Seen trocken gelegt, sodaß daher die Raubvögel diese für sie so öde Gegend verlassen und sich ein anderes Heim aufsuchen müssen: In Deutschland wird es ihnen dann oft so ergehen, wie wir Menschen es täglich erleben. Sie bekommen keine Wohnung, auch bei ihnen herrscht Wohnungsnot. Wo sollen sie auch bei diesen Verhältnissen hin und mit Scheffel rufen sie: „Uns jammert der Zeiten Verderbnis!" Aber ein

gutes haben wir dabei, wir bekommen keine fremdländischen Einwanderer. Zwar können wir die Zeiten nicht mehr ändern, aber eins ist möglich, retten und erhalten wir die wenigen Naturdenkmäler, die wir noch haben. Nicht immer an den Geldbeutel denken, sondern auch an ideale Gründe und an unsere Nachwelt, damit das Heimatsgefühl wieder in ihr wachgerufen wird, wie unsere Vorfahren es an einer unverfälschten Natur hatten.

Zu 4): Nach dem Nützlichkeitsprinzipe können Raubvögel, aber nur dann, wenn sie nicht brüten, niedergeschossen werden, wenn sich herausstellt, daß sie wirklichen Schaden uns zugefügt haben, was ich schon vorher erwähnte.

Zu 5): Studienhalber kann es erlaubt werden, daß ein oder mehrere Exemplare bestimmter Raubvogelarten abgeschossen werden. Ich glaube aber, daß Museen und Institute schon genug ausgestopfte Tiere dieser Sorte haben, deren Anzahl nicht viel vermehrt zu werden braucht. Jedenfalls spielt aber dieser Teil bei der Verminderung die geringste Rolle.

Ganz kurz zum Schluß nun gesagt, wie verhindern wir die Abnahme unserer Raubvögel? Indem wir sie leben lassen, nicht niederknallen und durch ein Reichsgesetz das ganze Jahr über schützen, damit der gute alte Vers wieder zu Ehren kommt: „In dem Reich der Lüfte, König ist der Weih!"

Major a. D. Wegner
Vorsitzender der Ortsgruppe Breslau des Bundes für Vogelschutz.

Die Standortsangaben von Naturdenkmälern

Von B. Haldy.

Durch die „Anweisung zur Ausführung des Gesetzes vom 8. Juli 1920, betr. die Abänderung des § 34 des Feld- und Forstpolizeigesetzes vom 1. April 1880" (veröffentlicht in Nr. 1 des Reichsanzeigers vom 3. Januar 1921) ist den Behörden ein ausgezeichnetes Mittel an die Hand gegeben, den Schutz der Naturdenkmäler mit allem Nachdruck durchzuführen. Zunächst allerdings in der Theorie. Denn es wird in der Folge sehr darauf ankommen, inwieweit die in Frage stehenden Behörden geneigt und fähig sind, die Möglichkeiten, die ihnen geboten sind, sinngemäß und nachdrücklich anzuwenden.

Als einer der wichtigsten Punkte erscheint die Anordnung, daß ein Gesamtverzeichnis aller vorhandenen Naturdenkmäler aufzunehmen und der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege vorzulegen ist. Es wird auf diese Weise zunächst einmal eine umfassende — wenn vorerst auch wohl kaum lückenlos vollständige — Übersicht des vorhandenen Naturgutes gegeben. Diese Aufnahme bedarf mindestens ebenso sehr, wenn nicht mehr, der selbstlosen Mitarbeit aller Naturfreunde als der der Behörden. Es ist zweifellos, daß die Hauptarbeit auf die Schultern selbstloser Privatpersonen abgeladen werden wird. Unter den heutigen Verhältnissen eine allerdings etwas starke Zumutung, die noch um so unerquicklicher wirkt, als die oben erwähnte Anweisung ausdrücklich darauf hinweist, daß „staatliche Mittel zur Gewährung von Entschädigungen nicht zur Verfügung stehen." Was um so schwerer begreiflich ist, als für Zwecke, die keinerlei kulturellen Zwecken dienen, Mittel offenbar in sehr reichlichem Maße vorhanden sind.

In der Praxis wird der Schutz von Seiten der Behörden meist in der Form ausgeübt werden, daß er unter Nennung des betreffenden Naturgegenstandes in Form einer Verordnung ausdrücklich geboten wird. Diese Art des Schutzes birgt jedoch eine außerordentliche Gefahr für die in Frage kommenden Naturdenkmäler in sich. Es muß leider zugegeben werden, daß in den allerweitesten Kreisen der Sinn für die Notwendigkeit eines nachhaltigen Naturschutzes durchaus fehlt. In der gegenwärtigen Zeit mit ihrer ausgeprägten Oberflächlichkeit und ihrem Zerstörungstrieb mehr als je. Schon dieser Umstand allein würde eine verschärfte polizeiliche Überwachung unter Androhung hoher Strafen — und ihre Durchführung natürlich — für jede Übertretung rechtfertigen.

Es muß deshalb einer etwaigen Absicht, die Fundorte der Naturdenkmäler in Gestalt einer Veröffentlichung zugänglich zu machen, nachdrücklichst entgegengetreten werden. Eine solche Bekanntgabe würde den Bestand der Naturdenkmäler fast ohne Ausnahme auf das Schwerste gefährden. Sie würde die zwecklose Neugier sowohl wie die skrupellose Profitgier wecken und diese würden trotz aller Verordnungen und Strafandrohungen auch zu ihrem Ziele kommen, wie dies der Verfasser wiederholt erlebt hat. Aus meiner Tätigkeit als Naturdenkmalpfleger erinnere ich mich, daß ich wiederholt nach dem Standort einer bestimmten seltenen Pflanze gefragt wurde, die in dem hier in Betracht kommenden Bezirk wuchs. Trotzdem nun die Pflanze leicht zu erreichen war, blieb sie doch von Angriffen verschont, einmal, weil die Interessenten sie selbst nicht kannten und dann, weil auf meinen Vorschlag hin die Verwaltungsbehörde zwar ein scharfes Auge auf den Fundort hielt, diesen der Ortsbehörde jedoch nicht mitteilte. So konnte der Fundort auch durch Ausplaudern von Angestellten — ebenfalls eine nicht zu unterschätzende Gefahr — nicht bekannt werden und die Pflanzen waren lediglich dadurch und zwar auf das Beste geschützt, daß sie der großen Menge überhaupt unbekannt blieben. Es ist allerdings selbstverständlich, daß der Denkmalpfleger allezeit dem Fundort seine besondere Aufmerksamkeit widmet und im Falle der Gefahr die erforderlichen Schutzmaßregeln sofort veranlaßt.

Vor kurzer Zeit berichtete mir ein Naturfreund über das Auffinden einer sehr seltenen niederen Tierart in seinem Gebiet. Durch irgendeinen unglücklichen Zufall drang das sonst streng gewahrte Geheimnis in weitere Kreise und sofort erschien auch schon jene sattsam bekannte Sorte von „Naturfreunden", die mit einem mächtigen Aufwand von Fanggeräten bewaffnet, den Fundort gründlich ausplündern wollten. Trotzdem sie sich angesichts der Unzugänglichkeit des Entdeckers tagelang mit Suchen abmühten und auch Belohnungen boten, gelang ihnen die Auffindung des Fundortes nicht, so daß sie unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Einige weitere wichtige Beobachtungen, die der Denkmalpfleger späterhin machte, gab er nach dieser Erfahrung auch im engsten Kreise nicht mehr bekannt.

Dieses Beispiel zeigt also wohl schlagend genug, wohin es führen würde, wenn das Verzeichnis der Naturdenkmäler veröffentlicht würde. Es mag in diesem Zusammenhang nur an die Orchideensammler und ähnliche Leute erinnert sein, die lediglich zum Zwecke der gewerblichen Ausbeutung sammeln. Denn obwohl die polizeilichen Machtbefugnisse durch die fragliche Anweisung sehr ausgedehnt wurden, so darf man doch ihren praktischen Wert nicht überschätzen. Ihre vernünftige Anwendung wird in erster Linie davon abhängen, ob der fragliche Beamte dem Naturdenkmalschutz mit oder ohne Anteilnahme gegenübersteht. Hat doch der Verfasser es selbst erleben müssen, daß unter Denkmalschutz gestellte Stücke trotz Hinweises von den zu ihrem Schutze berufenen Beamten zerstört wurden. Ob wissentliche oder unwissentliche Sabotage vorlag, mag dahingestellt bleiben.

Wir mögen uns noch aus der ersten Zeit der sogenannten Revolution an die Barbarei erinnern, mit der in Wald und Feld vonseiten des „klassenbewußten Proletariats" gehaust wurde; mit welch infernalischer Freude man gerade den mehr oder weniger bedeutenden Naturdenkmälern zu Leibe ging, die eine erst kurz zurückliegende, aber kulturell unendlich höher stehende Zeit mit aller Sorgfalt geschützt hat. Dieser Vernichtungswille ist nicht erloschen, er ist nur abgelenkt. Mit welcher Raffgier hat der gesamte Pöbel des Landes den Vernichtungskrieg gegen die Maulwürfe geführt, als die Schieberwelt die kleinen Felle modisch erklärte. Und wie wahnsinnig sind die Mordzüge unter dem Haar-„Raubzeug" gewesen, als die Bälge sprunghaft in die Höhe gingen. Diese Tiere waren ja unmittelbar keine Naturdenkmäler im Sinne des Gesetzes, aber sie sind es jetzt stellenweise geworden, nachdem in manchen Gegenden der letzte Fuchs und der letzte Fischotter verschwunden ist.

Es ist gewiß eine schöne Utopie, das Publikum selbst am Naturschutz tätigen Anteil nehmen zu lassen; aber es ist eben nur eine Utopie. In der Praxis versagt der Gedanke durchaus. Man braucht ja nur durch einen zoologischen Garten zu gehen, um festzustellen, in welches Verhältnis sich der weitaus größte Teil des „Publikums" selbst zur Natur setzt. Es kommt ferner dazu, daß bei der gegenwärtigen Lockerung aller staatlichen Ordnung die Behörden oft gar nicht die Macht haben, ihre Anordnungen durchzuführen; oder sie auch in zarter Rücksicht auf radauluſtige Elemente gar nicht durchführen wollen. Solange aber kein stabiler Zustand geschaffen ist, stehen alle Verordnungen im großen und ganzen lediglich auf dem Papier. Das Bedeutendste auf dem Gebiete des Naturschutzes haben eben Private, insbesondere auch der Großgrundbesitz geleistet. Gerade der letztere hat weit mehr getan, als der Öffentlichkeit zur Kenntnis gekommen ist. Und es mutet etwas eigentümlich an, wenn man auf der einen Seite die gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Naturdenkmäler ansieht und auf der anderen die Bestrebungen von der gleichen Stelle, dem Staate, her, die großen Zufluchtsorte der Naturdenkmäler, die großen Güter zu zerstören.

Zum mindesten läßt sich also sagen, daß eine Fundortsbekanntgabe, von welcher Seite sie auch kommen mag, durchaus verfrüht ist. Es würde genau das Gegenteil des beabsichtigten Zweckes erreicht werden. Wir könnten einer solchen Bekanntgabe zustimmen, wenn die unbedingte Sicherheit vorhanden wäre, daß die Denkmäler auch wirklich geschützt wären. Aber damit hat es noch gute Wege.

Aus dem Gesagten aber ergibt sich als erste und oberste Notwendigkeit: den Gedanken des Naturschutzes in die breiteste Masse zu tragen. Es folgt aber weiterhin aus dem gegenwärtigen Zustand, daß die Pflege der Natur, nicht wie bisher, einzig und allein auf die Schultern privater Idealisten gelegt werden kann. Die schon erwähnte Mittellosigkeitserklärung des Staates muß daher nachdrücklichst zurückgewiesen werden. Es liegt doch ein starker Widersinn darin, wenn der Staat großzügige Verordnungen zum Schutze der Naturdenkmäler erläßt und gleichzeitig erklärt, daß er finanziell nichts tun könne, um die Übertretung eben dieser Verordnungen zu verhindern. Bei den Unsummen, die zur Zeit für alle möglichen Zwecke aufgewendet werden, dürfte es doch wohl immerhin nicht allzu schwer sein, auch ein paar Tausend Mark zur Erhaltung eines der wichtigsten idealen Güter des deutschen Volkes aufzuwenden. Dabei wäre der Staat in der glücklichen Lage, lediglich den stillen Teilhaber spielen zu können, indem er die Beträge den seit Jahren in schwerem Kampfe stehenden Vertretern des Denkmalschutzes zur Verfügung stellt. Es kommt in erster Linie darauf an, die Werbung für den Gedanken des Naturschutzes in großem Maßstab auszubauen, also etwa auf der Grundlage, wie sie die vorliegenden „Blätter für Naturschutz und Heimatpflege" geschaffen haben. Angesichts der ungeheuren wirtschaftlichen Lasten, die dem Einzelnen gegenwärtig auferlegt werden, wird es für diesen immer schwerer, die Mittel für ideal gerichtete Ziele aufzubringen. Es wäre daher im Grunde genommen nichts weiter als Pflicht des Staates, das bisher Erreichte durch Hergabe von Mitteln zu erhalten und zu fördern. Denn solange die große Masse nicht von dem Gedanken der Notwendigkeit des Naturschutzes erfüllt ist, bauen wir auf Sand.

Es mag zum Schlusse noch ein Punkt erwähnt sein, der gegen die Preisgabe der Fundorte der Naturdenkmäler spricht: der „Vertrag" von Versailles. Der Hinweis mag im ersten Augenblick etwas übertrieben erscheinen, er ist es jedoch in Wirklichkeit keineswegs. Wer die Dinge mit Aufmerksamkeit verfolgt, weiß nur zu genau, daß der Raubverband keine Gelegenheit vorübergehen läßt, Deutschland zu schädigen. Daß sich die Ausplünderung in besonderem Maße auch auf die idealen Güter erstreckt, erleben wir tagtäglich. Wir haben kein Mittel, uns dagegen zu wehren, und, wie es scheint, auch nicht den Willen. Solange wir die Diebsgelüste der Raubverbändler und ihrer Spitzel nicht wecken, sind wir leidlich gesichert. Dem Volke selbst geht durch diese Verschwiegenheit

nichts verloren. Denn es kommt zunächst darauf an, die Naturdenkmäler späteren Geschlechtern zu erhalten. Das muß unsere vornehmste Aufgabe sein. Lassen wir das Volk erst reif werden zu dem Vermögen, die Naturdenkmäler seiner Heimat entsprechend zu schätzen.

Das Vogelleben der Donauauen bei Wien einst und jetzt.

Von Dr. Otto Wettstein, Wien.

Aufsatz aus: „Blätter für Naturkunde und Naturschutz", Wien.

Als ich im Februar 1914 zum ersten Male die Ufer des Blauen Nil bei Sennar betrat und dann 10 Tage an diesen Ufern jagte und beobachtete, da konnte ich mich selbst von der Wahrhaftigkeit der fast unwahrscheinlich klingenden Berichte früherer Reisender über die reiche Vogelwelt tropischer und subtropischer Flüsse und Seen überzeugen. Wo man hinblickte, schwammen Enten, tauchten Pelikane und Schlangenhalsvögel, standen Wildgänse, Reiher und nach Hunderten zählende Kronenkranichscharen, stelzten Klaffschnäbel, Löffelreiher, einzelne Marabus, wateten Ibisse, Stelzenläufer, Ufer- und Wasserläufer, flogen leuchtend rote oder grüne Bienenfresser, Seeschwalben, Tausende von Wildtauben und unzählige kleinere Vögel. Über allen zogen große Raubvögel ihre Kreise oder schossen eilig dahin: Geier, Schmarotzermilane, hellgraue Weihen, Falken und — der König von allen — der prächtige Schreiseeadler. Da wußte ich, was „Vogelleben" heißt! Und als ich zurückkehrte, als ich zum ersten Male wieder die heimatlichen Auen durchstreifte, jene reichgestaltigen in Wiens nächster Umgebung, mit ihren sumpfigen Altwässern, Tümpeln, Schilfbeständen, undurchdringlichen Dickichten und hohen Gehölzen, die alle einer reichen Ornis anscheinend so günstige Lebensbedingungen bieten, da kam mir das hiesige Vogelleben recht armselig und langweilig vor und erst allmählich lernte ich hier wieder den mitteleuropäischen Maßstab anlegen.

Was sich in Afrika auf engem Raume in unerhörter Menge, Mannigfaltigkeit und Zutraulichkeit dem Beobachter aufdrängt, das finden wir hier, was Menge und Artenzahl anbelangt freilich auf mitteleuropäische Verhältnisse reduziert, wieder, jedoch auf weiter Fläche zerstreut, durch fortwährende Verfolgung gewitzigt, heimlich oder scheu, dem flüchtigen Beobachter sich leicht entziehend. Wer aber keine Mühe scheut, in die Geheimnisse unserer Auen tiefer einzudringen, wer sie zu allen Jahreszeiten besucht, den Herbst- und Frühjahrszug abpaßt, die Wintergäste erwartet, am hellen Frühjahrsmorgen und am brütendheißen Sommerabend sich ansetzt, geduldig harrt oder leise pürscht, der kann noch manches aus dem Vogelleben sehen und belauschen, das den Forscher begeistert und den Naturfreund entzückt.

Es ist nicht allzulange her, da beherbergten unsere Auen noch eine Vogelwelt, die jener an den Nilflüssen, was Menge und Artenzahl anbelangt, ähnlicher gewesen sein mag, die eine so bunte Mannigfaltigkeit und dieselbe Zusammensetzung aufwies, wie wir sie heute noch an einigen Orten im südlichen Ungarn und in der Dobrudscha wiederfinden. Mit Neid lesen wir die Schilderungen A. Brehms und Kronprinz Rudolfs, die „**Ornis Vindobonensis**" von Marschall und Pelzeln und die Schriften anderer Autoren aus den Siebziger- und Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts und bedauern, daß so wenig von den damaligen Herrlichkeiten der Tierwelt der Augebiete zwischen Wien und Preßburg auf unsere Tage überkommen ist.

Neben dem Rückgang der Sumpfvögel macht sich wohl jener der großen Raubvögel am meisten bemerkbar. Damals horstete noch der Stein- oder Goldadler im Schneebergebiet und bei Lilienfeld und dehnte seine Streifzüge bis in die Donauauen aus. Im Winter aber, vom November bis Februar, hielt er sich in deren Gebiete ständig auf. Der mächtige Kaiseradler wurde auf dem Zuge gelegentlich in der Lobau gesehen und erlegt, 1811 hat er dort sogar gebrütet. Der große Schreiadler war Brutvogel der Umgebung

Wiens, der kleine Schreiadler gelegentlicher Wintergast. Der Zwergadler war bis vor nicht langer Zeit jährlich in 1—2 Brutpaaren im Lainzer Tiergarten und ebenso auch in der Lobau zu beobachten. Der Seeadler horstete 1839—49 gleichfalls in der Lobau und erschien sonst jedes Jahr in größerer Zahl als Wintergast. Fischadler und Schlangenadler waren öfter zu sehen und vielleicht sogar gelegentliche Brutvögel. Der seltene Blaufuß- oder Würgfalke brütete in den Siebziger-Jahren bei Aspern, ferner an der Dürren Wand bei Wiesenfeld. Auch der Baumfalke baute häufig seinen Horst auf den Aubäumen. Während der rote Milan stets ein seltener Gast und noch seltenerer Brutvogel war, gab es vom braunen Milan ganze Horstsiedlungen von 8—10 Paaren in den Donauauen bei Wien. Ebensolche, noch größere Brutsiedlungen gab es dort von der Wiesenweihe, mit der zusammen auch Rohrweihen und Kornweihen horsteten.

Von den Nachtraubvögeln sei der Uhu hervorgehoben, der früher, wenn auch nicht brütend, so doch als Strichvogel häufig in der Lobau angetroffen wurde.

Außer den Raubvögeln waren auch die Sumpf- und Wasservögel reich vertreten. Den Triel nannten Kronprinz Rudolf und A. Brehm 1879 geradezu einen Charaktervogel der Donauauen bei Wien; er nistete dort und bei Moosbrunn häufig. Purpurreiher, Fischreiher, Edelreiher, Nachtreiher, Rohrdommel, Rallenreiher und Zwergreiher brüteten ehemals in großen Kolonien. Edelreiher und Rallenreiher zählten aber schon 1879 lange nicht mehr zu den Brutvögeln des Gebietes und der Nachtreiher war damals schon recht selten. Dagegen kam der schwarze Storch und der braune Sichler häufig am Zuge zur Beobachtung. Nach Frauenfeld nisteten auf den Sandbänken der Donau auch Fluß-, Zwerg-, Weißflügel- und Trauerseeschwalben, gelegentlich auch Lachmöven.

Schließlich verdienen noch drei ehemalige Brutvögel der Wiener Donauauen Erwähnung, es sind der Kolkrabe, der aber schon seit 1882 nur mehr Wintergast war, sich als solcher allerdings bis vor die Tore Wiens vorwagte, ferner der europäische Bienenfresser, der um 1870 noch bei Wagram, 1873 noch beim Biberhaufen in der Lobau brütete und endlich die Brachschwalbe.

Von diesen aufgezählten Vogelarten finden wir heute nur mehr wenige vor. Von all den genannten Raubvögeln brütet bloß der braune Milan, die Wiesenweihe und der Baumfalke, vielleicht ab und zu auch noch der Zwergadler in unseren Auen. Während es vom braunen Milan aber früher Kolonien von 8—10 Horsten gab, horstet er heute nur mehr einzeln. Von den Adlerarten kommt lediglich, wie auch heuer wieder, der Seeadler regelmäßig als Wintergast in 2—4 Stücken zu uns. Die Weihenarten sind auf dem Strich und Zug noch relativ häufig zu sehen, aus der Liste der Brutvögel müssen wir sie aber wohl, außer der Wiesenweihe, streichen. Der früher, wie erwähnt, so häufige Triel ist äußerst selten geworden, von den Reiherarten kommt als Brutvogel nur mehr der Fischreiher in armseligen Restbeständen in der Lobau vor. Als Seltenheit sieht man noch hie und da einen Zwergreiher, eine Rohrdommel und, von besonderem Glück begünstigt, vielleicht auch einmal einen Nachtreiher. Schwarze Störche*) und Sichler wurden schon lange nicht mehr beobachtet. Die Seeschwalben brüten nur mehr in geringer Zahl auf den Sandbänken, kommen aber noch häufig am Durchzuge vor. Der Kolkrabe hat sich endgültig ins Gebirge zurückgezogen. Auch der Uhu, überhaupt schon sehr selten, ist im Augebiete kaum mehr anzutreffen. Die Brachschwalbe findet man noch von Budapest stromabwärts, bei uns aber nicht mehr. Die Bienenfresser fielen der Schmuckfedernmode zum Opfer: nachdem sie schon früher von Jägern zum Verkauf an Federnhändler abgeschossen wurden, erlag so 1873 der letzte der Profitgier der Menschen.

Die Ursachen für die bedauerliche Verarmung der Ornis unserer Auen mögen teils in der Verfolgung durch den Menschen, teils in der Donauregulierung und der damit

*) Ein schwarzer Storch wurde in diesem Winter in den Auen bei Mannswörth geschossen und — dem Uhu als Futter vorgeworfen. D. Schriftltg. d. „Bl. f. N. u. N."

verbundenen Vernichtung geeigneter Brutstätten, der Abnahme des zur Nahrung notwendigen Fischreichtums der Gewässer und der Verlandung der Auen liegen. Was sich trotzdem in unsere Tage hinübergerettet hat, das wird noch immer bedroht durch das Unverständnis gewisser Schießer, durch andere Naturwüstlinge, durch die engherzigen Hetzereien einiger Fischereiinteressenten, durch die unaufhaltsam fortschreitenden Wirkungen der ja gewiß notwendig gewesenen Donauregulierung und durch die immer rationeller werdende, ebenso notwendige land- und forstwirtschaftliche Heranziehung des Bodens. Hier ist es Aufgabe des Naturschutzes, den unnötigen und unberechtigten Bedrohungen entgegenzutreten, den notwendigen berechtigten gegenüber aber im Wege eines Kompromisses auf Schaffung eines von jeder Nutzung ausgenommenen Gebietes — eines Naturschutzparkes — hinzuarbeiten. Die unabwendbaren Folgen der Donauregulierung aber stellen sich so langsam ein, daß wir, käme es nur auf diese an, annehmen dürfen, den derzeitigen Stand der Vogelwelt der Donauauen noch viele Jahrzehnte unverändert erhalten zu können.

Den richtigen Begriff eines einigermaßen reichen Sumpf- und Wasservogellebens erhält man heute noch am ehesten zur Zugzeit, und zwar zeigt sich da der Herbstzug reicher und länger andauernd als der Frühjahrszug. Hat man das Glück, die richtigen Tage zu treffen, dann kann man auf den Sandbänken des Donaustromes und seiner Seitenarme Strandläufer, Wasserläufer und Regenpfeifer in mehreren Arten beobachten. Über der Donau fliegen große Mengen von Lachmöwen, unter die sich selten auch andere Möwenarten, so z. B. die Sturm- und Zwergmöwe, ferner Fluß-, Weißflügel-, Zwerg- und Trauerseeschwalben mischen. Gegen Abend ziehen hoch am Himmel die charakteristischen Winkel unzähliger Wildgänse. Stockenten fallen in die Altwässer ein oder ein grauer Reiher fliegt schwerfällig seinem Fischwasser zu.

Im Spätherbst und am Anfang des Winters ist tote Saison: Krähen, Stockenten und Lachmöwen sind fast die einzigen größeren Vögel, die man dann sieht. Dieses Bild ändert sich aber, wenn im Jänner und Februar grimmiger Frost und starker Schneefall eintritt. Dann kommen nordische Gäste, Schell-, Pfeif-, Löffel-, Eis-, Trauerenten und andere, große, mittlere und Zwerg-Säger und Taucher. Auf den halb zugefrorenen Donauarmen beginnt ein lebhaftes und buntes Treiben, ein Hin- und Herziehen und Einfallen der Äsung suchenden Schwimmvögel. Sogar wilde Schwäne kann man zu dieser Jahreszeit auf dem Zuge beobachten.

Mit dem Beginne wärmerer Witterung sind aber diese Wintergäste mit einem Schlage wieder verschwunden. Dann dauert es nicht mehr lange bis zum Eintreffen der Zugvögel aus dem Süden. Unter den ersten befinden sich die Kormorane, die alsbald ihre Brutkolonie in der Lobau wieder beziehen. Die Lachmöven, teilweise bei uns überwinternd, erhalten großen Zuwachs durch andere, welche die kalte Jahreszeit in mehr südlichen Ländern zugebracht hatten. Der weiße Storch ist gelegentlich auf dem Durchzuge zu beobachten.

In späterer Jahreszeit finden wir dann als Brutvögel neben dem Kormoran und Fischreiher noch die häufige Stockente, seltener die Knäck-, Schnatter- und Krickente, während die Moorente jetzt wohl kaum mehr bei uns brüten dürfte. Zwergsteißfuß und Rothalssteißfuß könnten noch seltene Nistvögel in den Donauauen sein. Von den am Durchzug häufigen Schnepfenvögeln nistet in den Auen wohl sicher der Flußuferläufer und vielleicht noch der Bruchwasserläufer, während die Waldschnepfe bei uns gebirgige Gegenden als Brutgebiet bevorzugt. Triel und Flußregenpfeifer, früher häufige Brutvögel, bedürfen als solche erst neuerlicher Bestätigung, dagegen ist der Kiebitz, trotzdem er oft der geschätzten Eier beraubt wird, noch häufigerer Nistvogel. Besonders schwer zu beobachten, da scheu und heimlich im Schilfe lebend, sind die Sumpfhühnerarten. Eine Ausnahme davon macht das Bläßhuhn, welches an allen geeigneten Stellen brütet. Auch das grünfüßige Teichhuhn ist wohl sicherer Brutvogel. Dagegen ist dies von der Wasserralle, dem kleinen Sumpfhuhn und Tüpfelsumpfhuhn in neuerer Zeit nicht mehr nachgewiesen worden.

Von den Raubvögeln horstet sicher nur mehr der braune Milan, die Wiesenweihe, der Turmfalke und Sperber, wahrscheinlich auch der Habicht im Augebiet, während der Bussard mehr gebirgige Gegenden bevorzugt. Von den Nachtraubvögeln seien die Waldohreule und der Waldkauz, vielleicht auch der Steinkauz als Horstvögel der Auen erwähnt. Die Sumpfohreule ist häufig am Zuge. Große Brutkolonien mit nach hunderten zählenden Nestern finden wir noch von der Saatkrähe, von denen die bekannteste jene beim Lusthaus im Prater ist. In diesen Kolonien findet man stets auch größere Dohlenscharen. Die zweite Rabenart unserer Tiefländer, die Nebelkrähe, nistet dagegen immer einzeln. Nicht selten sind auch Elstern und Eichelhäher. Schließlich seien noch vier der farbenprächtigsten Vertreter unserer heimischen Ornis genannt, von denen drei, die Mandelkrähe, der Wiedehopf und der Pirol Brutvögel der Augebiete sind, während der vierte, der Eisvogel, nur selten gesehen wird und an der Donau bei Wien kaum mehr nisten dürfte.

Es war nicht Aufgabe dieses Aufsatzes, das ganze Vogelleben der Auen in Wiens Umgebung zu schildern; die reiche Kleinvogelwelt blieb unberücksichtigt. Es sollte ja nur der Rückgang der Ornis dieser Gebiete in den letzten Dezennien bewiesen werden und dieser zeigt sich in der Kleinvogelwelt, wenn überhaupt, nur unmerklich. Dagegen betrifft er, wie geschildert, in erster Linie die Großvögel, besonders die Raub- und Sumpfvögel. Viele dieser Geschöpfe sind für immer aus unserem Gebiete verschwunden, viele sind statt Brutvögel nur mehr Durchzügler und nur wenige haben sich unverändert zu halten vermocht.

Einem zielstrebigen, vom Interesse der Allgemeinheit getragenen Naturschutz wird es gelingen, diese Reste auch fernerhin uns und kommenden naturverständigen und naturliebenden Generationen zu erhalten.

Die Sense klingt . . .

Über das wogende Ährenmeer
Streift warmer Wind.

Die Sense klingt; bald ist es leer . . .
Altweibersommer Fäden spinnt.



Um freundliche Einsendung der Jahresbeiträge für 1922 wird gebeten! Die allgemein gehegte Hoffnung auf einen „Abbau der Preise" hat sich leider nicht nur nicht erfüllt, es ist im Gegenteil eine weitere Preissteigerung und Verteuerung aller Produkte eingetreten. Trotzdem war es uns möglich, den für das Geschäftsjahr 1921 erhobenen Bezugspreis von 20 Mark der „Blätter für Naturschutz und Heimatpflege" auch im nächsten Jahre beibehalten zu können, wobei wir allerdings der Hoffnung Raum geben müssen, auch in Zukunft von wohlwollenden Gönnern und Freunden unserer Bestrebungen durch Zahlung erhöhter Jahresbeiträge unterstützt zu werden. Wir bitten daher höflichst, die Einsendung der Beiträge für 1922 baldigst vorzunehmen und uns durch Sonderzuwendung, sei es durch **Stiftung von Schonprämien, Erteilung von Anzeigen-Aufträgen, Bestellen von Werbematerial** oder durch **Zuführung neuer Mitglieder** die Erreichung unseres Zieles: weiteren Ausbau unserer „Blätter" und dadurch Verallgemeinerung des Naturschutzgedankens zu erleichtern. Darum hoffen wir, unsere Freunde auch diesmal nicht vergebens um Beistand gebeten zu haben. Von allen Beiträgen, die bis zum 1. Oktober nicht eingegangen sind, wird angenommen werden, daß deren Einziehung durch Nachnahme erwünscht ist. Es wird dann der Betrag von 20 Mark zuzüglich 1.50 Mark für Spesen, nämlich **21.50 Mark,** durch Nachnahme erhoben werden. Walter Benecke.

Preisausschreiben der „Blätter für Naturschutz und Heimatpflege".

Zur Förderung des praktischen Naturschutzes haben wir uns entschlossen, neben der Auszahlung von Schonprämien, die bisher schon eine Höhe von ca. 5000.— M. erreicht haben, von Zeit zu Zeit Preisaufgaben auszuschreiben. Die Beteiligung steht jedermann frei. Als Preise kommen wertvolle naturwissenschaftliche und jagdwissenschaftliche Bücher zur Verteilung, und zwar immer 3 Hauptpreise und eine Anzahl von Trostpreisen, die sich nach der Beteiligungsziffer richtet.

Ein erster Versuch aus dem Gebiete des Moorschutzes soll hiermit gemacht werden.

Moore gehören zu den wenigen Landschaftstypen und Lebensgemeinschaften, die in einigermaßen ursprünglichem Zustand erhalten sind — neben ihnen Heide, Strand, Hochgebirge und ähnliche „Ödländereien", Fundgruben für den Naturfreund, Ziele unsrer Bestrebungen!

Zudem beanspruchen Moore ein überaus vielseitiges Interesse: Der Botaniker kann den Verlandungsprozeß verfolgen und eigenartige biologische Verhältnisse beobachten; dem Zoologen sind sie wertvoll als Zufluchtsstätten seiner Lieblinge; der Geologe beobachtet den Prozeß der Kohlebildung; der Prähistoriker und der Kulturforscher haben in den Mooren reiche Quellen für Funde ihrer Wissenschaften (Pfahlbauten, Kulturreste, Moorleichen usw.); der Heimatkunde bieten sie den Anblick der Landschaft, die nach Tacitus einst einen großen Teil des deutschen Bodens einnahm; und der Naturfreund und Künstler — soll ich von den vielen Schönheiten und ihrer Darsteller noch erzählen?

Moorschutz ist also ein wichtiger Bestandteil jeder Natur- und Heimatpflege!

Die großen Moorflächen sind unseren Bestrebungen verschlossen. Hier mußten ideelle Rücksichten ökonomischen weichen. Doch kleine Moore — die unsere Heimat noch in großer Zahl birgt —, die nur dem einheimischen Naturfreund bekannt sind, sind vielfach noch unberührt — forstwirtschaftliche Nutzbarmachung oder Naturschutz harrt ihrer! Die schönsten und wertvollsten sollten erhalten bleiben. Darum müssen wir eine Auswahl treffen. Jeder also, dem solch ein Fleckchen Erde bekannt ist, mache folgende Angaben: Ort (Meßtischblatt Nr. . .); Höhenlage; Größe; Tiefe; Untergrund (welches Gestein [Sand, Ton, Kalk, Granit usw.]?; welche Formation [Geschiebemergel, tertiär, Buntsandstein, Jura, Karbon usw., zu ersehen aus den Geologischen Spezialkarten]?); Flora; Fauna; Kulturzustand des Moores und der Umgebung; Besitzer; Aussichten für Schutz; Möglichkeit des Erwerbes durch uns und zu welchem Preise? beliebige andre.

Die vollständigsten und gleichzeitig sorgfältigsten Angaben erhalten die Preise.

Einsendungen bis 30. 11. 21 an die „Blätter" bezw. Dr. v. Bülow, Charlottenburg, Brauhofstr. 6.

Stichwort „Moorschutz" auf dem Umschlag.

Preisverteilung zu Weihnachten.

2 Mark zur Deckung der Unkosten miteinsenden.

Zum Vogelmord in Mecklenburg. (Eingesandt.) Wie aus Pressemeldungen hervorging, haben Eierräuber nach der Staatsumwälzung, wonach bekanntlich dem Tüchtigen jede Laufbahn offen steht, somit auch das Gewerbe der Diebe und Räuber, 1919 in unverantwortlicher Weise während der Brutperiode die gesetzlich geschützte Vogelfreistätte auf dem langen Werder in der Wismarschen Bucht geplündert. Im Jahre 1920 sollen sich die Zustände dank des Eingreifens der Sicherheitspolizei etwas gebessert haben. Leider ist es aber nicht der lange Werder allein, wo Spitzbuben ihr rohes Gewerbe haben ausüben können, sondern auch in der Lewitz, diesem einzigarten Vogelbrutgebiet in Norddeutschland, wird der Vogelmord von gewinnsüchtigen Menschen betrieben. Nicht nur der selten gewordene Fischadler, die zierliche Seeschwalbe, die Lachmöwe, sondern auch der Eisvogel und andere Vogelarten werden von den Fischern niedergemetzelt, wenn sie sich bei den Gewässern zeigen. Überdies wird mit einer besonders konstruierten Schilfsense der Schilfsaum von den Gewässern zur Brutzeit der Vögel abgemäht, wobei natürlich zahlreiche Nester von Vögeln der verschiedensten Art dem Mordinstrument zum Opfer fallen müssen. Obwohl diese Mißstände weltbekannt sind, hat ein Fischereiprofessor, namens Schiemenz, anscheinend im Auftrage des Fischereipächters, doch den traurigen Mut gehabt, den Vogelmord in der Lewitz zu beschönigen. Erfreulicherweise sind die Darlegungen des Herrn Professors, dem es nur um die Aufrechterhaltung eines kapitalistisch betriebenen Fischereibetriebes zu tun ist, derart durchsichtige, daß die Teufelsklaue sofort erkannt wird. Dieser famose Professor, ob er eine Brille trägt wissen wir nicht, arbeitet auf nichts Weiteres hin, als auf eine Vernichtung aller Vogelarten, die Karpfen fressen. Da der Karpfen mit 8 M. bis 9 M. im Preise steht, sieht der Fischereipächter in jedem fischfressenden Vogel einen unliebsamen Konkurrenten, der selbstverständlich beseitigt werden muß, damit die kapitalistische Wirtschaft auf den Teichen in der Lewitz ungestört gedeihen kann. Da die Vögel zu den minderbemittelten Geschöpfen der Natur gehören, so steht ihnen ohne weiteres das Recht zu, sich am Tisch des reichen Mannes einzufinden. Will man ihnen dieses Recht nicht zugestehen, so sollte der kapitalistische Fischereipächter durch eine Volksabstimmung dazu veranlaßt werden, in der Lewitz einen oder mehrere Teiche für Vögel anzulegen, wo sie ungestört ihrer Nahrungssuche nachgehen können. Der Herr Professor könnte an solchen Teichen vielleicht als Vogelwärter und Fischaussetzer ohne Honorar angestellt werden.

O. K.

Schutz dem Mäusebussard. Tatsachen beweisen in punkto Vogelschutz. Was helfen alle süßen Töne, um die Zweifel an der reinen Seele so mancher Ritter mit dem krummen Schnabel zu zerstreuen! — Draußen im lieblichen Thüringerwalde, im lindenbeschatteten Laasdorf zogen täglich zwei große dunkle Recken und zwei blonde Sprößlinge derer von Mäusebussard ihre Kreise. Sie hatten es uns angetan, meinem Freunde Keller und mir trotz aller Waldkäuze, Schwarzspechte, Wendehälse, Uferschwalben, Stieglitze und was weiß ich alles. Der Lindenwirt, ein erfahrener Nimrod, würdigte unser Entzücken nun allerdings gar nicht. Die „Stößer" gehörten eben zum Teufel wie die Füchse. Und einem Jäger zu widersprechen, ist eine schwierige Sache, wenn man auch noch soviel Latein kann. Man schweigt und denkt an die Götter und gewisse Dinge. Da, beim Streifen durch den hohen Wald entdeckt mein Filius einen gewaltigen Klumpen alten und frischen Gewölles von unserem allverehrten Bussard. Schleunigst die Pinzette heraus und die Tafelreste untersucht! Ein peinliches Hochgericht für den verfehmten Raubritter! Sage und schreibe: 31 Mäuseschädel, kleine und große von der Waldmaus und der kleineren Feldwühlmaus und eine Unmasse Mäuseknöchelchen, von Vogelknochen nicht die Spur. Feierlich wird die Strecke auf den Tisch des Hauses niedergelegt. Der Wirt zählt, mustert als kundiger Fleischermeister den anatomischen Befund und schätzt als Landwirt den Segen von 31 Nagern. Unter der Wucht der Tatsachen — denn 31 Mäuseschädel hat man nicht überall bei der Hand, um jemand reinzulegen — ergibt er sich mit den Worten: „Na,

vor mir haben von jetzt ab die Stößer Ruhe!" Und andere Nimrode haben sich seinem Bekenntnis und Gelöbnis angeschlossen. Wir aber hatten die Genugtuung, so manchem Mäusebussard das Leben gerettet zu haben. Lehrer Henker, Chemnitz.

Ein Armutszeugnis für unsere Jägerschaft. (Gemeint ist die österreichische Jägerschaft, denn die Notiz nehmen wir aus den „Blättern für Naturkunde und Naturschutz", Wien.) Einem Berichte unseres geschätzten Mitarbeiters Dr. W. Riegler in den „Jagdschutzvereinsmitteilungen" (Jgg. 39, H. 1) entnehmen wir die mehr als bedauerliche Nachricht, daß im vorjährigen Herbst bei einem einzigen Wiener Präparator — und zwar nicht bei einer Großfirma — 21 Wanderfalken tot eingeliefert wurden. Eine solche erbärmliche „Schießerei" ist mehr als zu tadeln. Ich bin gewiß keiner von denen, deren Sinn für die Jagd und selbst für die Niederwildhege verschlossen ist und erkenne sehr wohl an, daß man Großraubvögel in Niederwildrevieren nicht in Massen ihr Handwerk treiben lassen kann. Doch diese vorjährige „Leistung" geht über — die grüne Hutschnur. Einundzwanzig Wanderfalken an einen Präparator! Das bedeutet einen Abschuß von mindestens der dreifachen Zahl auf dem verhältnismäßig kleinen Areal der weiteren Umgebung Wiens. Ich möchte nur wünschen, daß allen Jägern, die so blutrünstig unter diesen Königen unserer Falken haben aufräumen lassen, das Krähengezücht empfindlichsten Schaden an Hühner- und Fasangehegen macht. Wenn schon in das Krämerhirn und -herz eines der sich heute bedrohlich mehrenden „Auchjäger" begreiflicherweise der Sinn für das „Fürstliche" in der Natur absolut nicht hineingeht, so sollte doch unsere Berufsjägerschaft endlich einmal einsehen lernen, daß sie sich durch die rücksichtslose Verfolgung der großen Raubvögel des einzigen wirksamen Schutzes gegen die Eierdiebe und Strauchritter, die Krähen, entblößt. Der Jagdschutzverein aber sei gebeten, seinen Einfluß aufklärend in diesem Sinne geltend zu machen. Es kann und darf doch nicht des edlen Weidwerks Endziel werden, daß in ihm die Dutzendware von Knallfritzen den Ton angibt.

Der Naturschutz der deutschen Moore. Die Kultivierung der Ödländereien, die jetzt in umfassender Weise in Angriff genommen werden soll, ist zwar im Hinblick auf unsere wirtschaftliche Lage ein höchst nützliches Werk, doch wird verhütet werden müssen, daß dabei unersetzliche Naturwerte gefährdet werden. Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege hat aus diesem Anlaß besondere Richtlinien aufgestellt. Es handelt sich in erster Reihe um die deutschen Moore, deren Urbarmachung ja schon während des Krieges in größerem Maße betrieben wurde. Dabei wird gefordert, daß „auch den idealen Bedürfnissen des Volkes Rechnung getragen und eine mit so vielen Reizen für Geist und Gemüt ausgestattete Landschaftsform, wie es die Moore sind, in einer ausreichenden Zahl von Beispielen der deutschen Heimat erhalten wird". Es sind in Deutschland bereits eine kleine Anzahl von Mooren als Naturschutzgebiete sichergestellt, so das großartige Zehlau-Moor in Ostpreußen, das Plagefenn bei Chorin, ein kleines Moor im Bezirk Marienwerder, das die seltene Zwergbirke aufweist, und ein gleiches Moor im Bezirk Lüneburg. Auch im Regierungsbezirk Danzig hat man gegen 132 Hektar Moorland wegen ihrer bemerkenswerten Flora und Fauna von jeder Nutzung ausgeschlossen, ferner drei kleinere Waldmoore im Bezirk Potsdam und das Rediglkeiner-Bruck bei Allenstein. Wie diese bereits geschützten Moore auch fernerhin unberührt bleiben sollen, so wären auch noch einige andere kleine Moorgebiete der Erhaltung würdig. Sodann müssen auch manche andere Ödländereien geschützt werden; so vor allem die Pontischen Hügel mit ihrem seltenen Bestand an Steppenpflanzen, die für die Wissenschaft und den naturkundlichen Unterricht von großer Bedeutung sind. „Die dauernde Erhaltung solcher und anderer charakteristischer Vegetationsformen", heißt es in den Richtlinien, „mit denen ein eigenartiges Tierleben verbunden zu sein pflegt, das bei ihrer Vernichtung gleichfalls zugrunde ginge, wird um

so leichter möglich sein, als es sich dabei fast immer nur um kleine Flächen handelt, deren Freilassung von der Bebauung keine irgendwie erhebliche Verminderung des Gesamtnutzens bedeutet."

Der Fluch des Weltkriegs — — —! Was er uns genommen, geraubt hat, der Weltkrieg .... Kurz sei es gesagt, zusammengefaßt!

Der Grönlandwal ist während des Weltkriegs ausgerottet worden. Eins der mächtigsten Tiere der Erde. Die geldgierigen Norweger, die für Tran, Speck und Fleisch weit mehr erlösten als in früheren Jahren, da sich das kriegsausgehungerte Europa auf derlei Artikel stürzte, haben dem Grönlandwal, wie ich aus sicherer Quelle von Freundesseite weiß, den Garaus gemacht.

Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der letzte Wisent nunmehr aus dem Bialowiczer Forst verschwunden ist. Mein Freund Universitätsprofessor Dr. Günther-Freiburg, hat die gleiche Nachricht erhalten und sie in einem Vortrag auf der Tagung des badischen Heimatschutzbundes in Baden-Baden und in einem anderen in Rastatt kürzlich der Öffentlichkeit bekannt gegeben. Somit sind wir wiederum um ein ganz ungewöhnliches Naturdenkmal ärmer. Ob sich der Wisent noch im Kaukasus findet, wird die Zeit lehren. Jedenfalls ist von dem Bestand in Bialowicz, den zuerst die Deutschen, dann die Bolschewisten dezimiert haben, nichts mehr übrig.

Das Vogeljuwel, die Kaspische Seeschwalbe oder Raubseeschwalbe (Sterna caspia), ist auf der Insel Sylt verschwunden und damit in Deutschland ausgerottet worden. Sie ist „Kriegsmaßnahmen" zum Opfer gefallen, von denen versichert wird, daß sie bestimmt nötig gewesen seien.

Der Walnußbaum ist in manchen deutschen Landstrichen so gut wie ausgerottet worden. Pflanzt neue an!

Auch im Bestand der deutschen eßbaren Kastanien hat der Krieg stellenweise ganz furchtbar gehaust.

Gott sei Dank, daß der Krieg vorüber ist!

Er hat uns viel genommen, unendlich viel, teilweise Unersetzliches; unsere Männer, Väter, Söhne Brüder — — und dazu eine Reihe seltener Tiere, darunter solcher, die — uralt — unwiderbringlich dahin, nicht zu ersetzen sind. Das ist der Fluch des Weltkrieges — —!

Hoffen wir, daß die Entfestigung Helgolands den dortigen Lummen und Alken wieder bessere Existenzbedingungen schafft, da ja die Jungen, wenn sie flügge geworden aus den Nestern ins Meer sich stürzen wollten, in jüngster Zeit auf die unten geschaffene Betonfläche fielen und verunglückten. Pastor Wilhelm Schuster, Rastatt i. B.

Dr. Ernst Schäff †. Am 27. Juni verschied nach längerem Leiden an den Folgen einer Magenoperation im Krankenhause zu Sonnenburg kurz vor vollendetem 60. Lebensjahre Herr Dr. Ernst Schäff, Hauptschriftleiter der „Deutschen Jäger-Zeitung".

Zu Itzehoe in Holstein geboren, studierte er Naturwissenschaften, besonders Zoologie, in Kiel, München und Berlin. Im Jahre 1886 wurde er Assistent und später Dozent am Zoologischen Institut der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin; 1892 wurde er als Direktor des Zoologischen Gartens nach Hannover berufen, wo er auch einige Jahre nebenamtlich als Lehrer für Zoologie an der Tierärztlichen Hochschule tätig war. 1910 schied er aus seiner Stellung in Hannover aus, um nach dem Tode Hugo von Sothens die Hauptschriftleitung der „Deutschen Jäger-Zeitung" zu übernehmen, zu deren treuesten Mitarbeitern er bereits seit langen Jahren zählte.

Mit Dr. Schäff verliert die Wissenschaft einen ihrer bedeutendsten Zoologen, einen Mann von reichem positiven Wissen, dessen Name weit über Deutschlands Grenzen hinaus

bekannt war, und die Jägerei einen ihrer bewährtesten, von echt weidmännischer Gesinnung beseelten Führer auf vorgeschobenem Posten, den er zehn Jahre hindurch allen Nöten der Kriegs- und Revolutionszeit trotzend selbst bei häufig angegriffener Gesundheit zäh behauptet hat.

Auch die Naturschutzbewegung hat in Dr. Schäff einen Freund und Förderer verloren. Wir verkennen nicht, daß es für den Schriftleiter einer Jäger-Zeitung nicht leicht ist, die Naturschutzbewegung in seinem Blatte zu vertreten und doch hat es Dr. Schäff, so oft es anging und ihm unbedingt angebracht erschien, getan. Unserem Wunsche nach hätte es freilich weit öfter und in zielbewußterer Weise geschehen können, aber, wir wollen auch mit dem Wenigen zufrieden sein und dem Entschlafenen seine Verdienste um den Schutz der Raubvogelwelt nicht vergessen!

Mußt sie immer lieben!

Frühlingsblumen, Duft und Klang
Und der Vöglein heller Sang,
Wo sind sie geblieben?

Sommer kam im heißen Trab,
Sengte Felder, Wiesen ab,
Sind zu Staub zerrieben.

Blätter welken an dem Baum,
Werden bald im Weltenraum
Wild umhergetrieben.

Ach, du banges Menschenherz,
Die Natur teilt Freud' und Schmerz,
Mußt sie immer lieben! H. K—e.

Die Bedeutung der Strandpflanzen und ihr Kampf ums Dasein!

Sie sind unsere zuverlässigsten Bundesgenossen im Kampf um den Küsten- und Strandschutz. Der Laie, der die gewaltigen Dämme gegen das Vordringen der Meereswogen sieht und gelegentlich seines Aufenthaltes im Badeorte Zeuge der nie unterbrochenen schweren Arbeit ist, um die See einigermaßen zu bändigen, denn sie wütet in der Winterhälfte des Jahres besonders furchtbar, hat kaum eine Vorstellung davon, daß die spierigen Dünenpflanzen, die er achtlos zertritt und auch wohl in einem gedankenlosen Tätigkeitstrieb abreißt, doch im Grunde eine weit größere Bedeutung für die Erhaltung der Küste haben, als selbst gigantisches Menschenwerk. In dieser ihrer Bedeutung ist die Strandflora auch überall dem Schutze des Publikums empfohlen, bezw. ihre Beschädigung und Vernichtung mit empfindlichen Strafen bedroht. Wir wollen es gleich vorwegnehmen, daß diese Pflanzen, die ihre Wurzeln, um Feuchtigkeit für sich zu gewinnen, tief in den Boden senken müssen — selbst einjährige Gewächse, wie der Meersenf (Crucifera cakile) treiben metertiefe Wurzeln — und welche zudem lange Wurzelausläufer zur Verankerung nach allen Seiten ausschicken, den Zusammenhang der Dünen und eine bedingte Unveränderlichkeit des Strandes verbürgen. Auch Neuland ringen sie dem Meere ab; besonders bekannt ist nach dieser Beziehung der Queller (Sali cornia berbacea) als Pionier für neue Pflanzenansiedelungen.

Der Kampf um die Erhaltung des Strandes, der hier von Pflanzen geführt wird, steht im ursächlichen Zusammenhange mit dem Kampf dieser Pflanzen ums eigene Dasein. Die Lebensbedindungen für dieselben sind nicht unähnlich denjenigen, welche die Wüste bietet, also sehr geringe. Der sehr veränderliche und in häufiger Bewegung befindliche Sand, seine Durchlässigkeit für das Wasser, seine hochsommerlichen Temperaturdifferenzen von der Gluthitze — bis 81° C. — herunter weit unter 0: das sind unter anderen schwere Daseinsbedingungen, die uns schon an und für sich mit Achtung gegen diese Pflanzen erfüllen und zu ihrer Unantastbarkeit führen müssen. Wie aber gesegt: in ihren eigenen Daseinsbedingungen liegt auch der Strandschutz begründet.

Wenn der Wind den Sand in Bewegung bringt, dann sind die Pflanzen hier der Verschüttung, dem Lebendigbegrabensein ausgesetzt! Und dennoch ringt sich die Pflanze empor, indem sie die Fähigkeit entwickelt, neue Adventivknospen zu treiben und die verschütteten Blätter zu ersetzen. Sie hat auf diese Weise noch Stangenteile und Blätter zur weiteren Festigung der Düne drangeben müssen. Sie konnte aber auch durch den Wind unter Umständen bloßgelegt oder gar entwurzelt werden, wenn nicht wiederum nach dieser Hinsicht die Vorsorge in der Natur vorgesehen wäre durch die tiefgehenden Wurzeln und ihre schon erwähnten Ausläufer. Durch die letzteren zeichnen sich besonders Strandhafer und Strandroggen aus. Sie tragen am Ende Knospen, die neue Verbreitungszentren dieser Pflanzen bilden, während ein Netzwerk von Wurzeln und Wurzelausläufern den Boden durchzieht und Strand und Dünen in ihren Grundfesten sichern. Wie schwer der Kampf dieser Pflanze um sich selbst und um den Strand ist, das geht auch noch daraus hervor, daß der Wind nicht allein die Oberflächenschichten des Sandes austrocknet, sondern die Pflanze selbst auszudörren geeignet ist. Auch diese Eventualität ist von der allweisen Natur und ihren zweckmäßigen Einrichtungen vorgesehen, indem die meisten Pflanzen schmale Blätter tragen, die bekanntlich als Schutz gegen die Verdunstung dienen. Nach dieser Beziehung reihen sich dem Strandhafer und Strandroggen die mannigfachen Strandgräser an. Das Andelgras (**Atropis maritima**) folgt dem bodenvorbereitenden Queller, zunächst ebenfalls Horste bildend, um sich dann zur Wiese zusammenzuschließen. Das Grasland am Meere hilft auch der echte Widerstoß (**Statice limónium**) mit seinen blaßblauen Blumen dichten; er ist an der Nordsee häufig und an der Ostsee zerstreut von Alsen an bis Rügen. Die Gerard-Binsen, Windhalme, Dreizacke, Strandwegeriche, Seegräser u. a. kommen als Strandpflanzen, die auch zum Teil im seichten Wasser stehen, ebenfalls in Betracht. Unter den Binsen erwähnen wir noch die Ostsee-Binse (**Juncus balticus**) und die Strandbinse (**Juncus maritimus**), die von der Nordsee bis nach Usedom reicht, während die Strand-Knotenbinse (**Juncus atricapillus**) mehr dem Nordseegebiet eigentümlich ist.

Dieser vorherrschenden Küstenflora haben sich vielfach andere Pflanzen zugesellt, die ihren eigentlichen Ursprung aus Bergeshöhen herleiten wie z. B. Artemisia-Arten, die Kriechweide (**Salix repens**), Heidepflanzen (Krähenbeere — **Empetrum nigrum**) und andere Bekannte aus der Heide und Moor: Besenheide, Fettkraut, Sumpfherzblatt, Enzian usw. Daß hier schließlich auch die Flora des Binnenlandes immer mehr festen Fuß faßt und die Gelegenheit zum Weiterdringen abwartend bis unmittelbar an das Dünengebiet reicht, braucht nicht besonders betont zu werden.

Indessen haben wir der eingehenderen Erörterung noch eine Pflanze vorbehalten, die wir sowohl alleinstehend vorfanden als auch in der Gesellschaft von Salzkräutern, Meerkohl (**Crucifera maritima**), Stranddorn (**Hippophaë**) und noch anderen: die ornamentale Stranddistel (**Eryngium maritimum**). Sie hat mit den Disteln nur die Stacheln und die Form des Blütenstandes gemein, sonst zählt sie zu den Doldenträgern. Es ist eine kräftige, sparrig verzweigte Staude mit einfachen und auch dreiteilig geteilten, grob dornig gezähnten Blättern; auch die Hülle des großen, stahlblauen Blütenköpfchens ist stachelig. Die Bedeutung dieser Pflanze liegt in der sandfestigenden Eigenschaft derselben. Der Vorliebe der Strandbewohner für ihre „Seemannstreue", wie sie auch noch genannt wird, und der Begehrlichkeit der Badegäste für dieselbe ist jetzt durch ein hohes Strafverbot gewehrt; sie war auch schon ziemlich selten geworden.

Zu den weiteren Mitteln, welche sich alle diese Pflanzen im Kampfe ums Dasein bedienen, gehört auch ein grauer Hauch oder wie bei der Stranddistel ein bläulicher Schimmer als Überzug — der die zuletzt genannte Pflanze besonders auszeichnete und diese im Verein mit der Ornamentik derselben für die Menschen begehrlich sein ließ —, welche aber als Wachsschicht erkannt und bestimmt ist, die starke Verdunstung derselben zu verhindern. In dieser Weise sind fast alle Strandpflanzen, auch Strandhafer, Strand-

roggen usw. vor großen Wasserverlusten durch Hitze und Wind geschützt, so daß hier eine weise Naturökonomie obwaltet. Diese bewährt sich auch in den Wollhaaren, wie überhaupt in dem niederen Wuchs der Pflanzen. Auch sofern hier fettfleischige Pflanzen in Betracht kommen (Queller, Meerkohl, Salzkraut usw.), welche Wasser in den Zellen aufspeichern, sind sie bestrebt, durch zweckmäßige Einrichtungen dasselbe festzuhalten.

Gegen die giftigen Einwirkungen des Salzgehaltes sind die meisten Pflanzen immun; andrerseits ist es eine weise Einrichtung, daß Salzpflanzen hier erst den Boden erobern und für andere Pflanzen vorbereiten müssen. — Die meisten Strandpflanzen ertragen auch keinen Schatten: sie, wie auch Meersenf, Salzmiere und Salzkraut, eilen deshalb den in Verbänden stehenden Pflanzen, auch den Gräsern voraus. — Der schon erwähnten sandverwehenden und austrocknenden Wirkung des Windes gesellt sich noch eine andere zu, indem er sowohl für die Gestaltung der Pflanzen verantwortlich wird wie auch diese direkt beeinflußt. Der Baumwuchs versagt deshalb vielfach auf Inseln oder kennzeichnet sich in Zwergformen, während höhere Bäume am Strande bizarre und einseitig bezweigte Formen aufweisen.

Es ist ein harter und zäher Daseinskampf, den diese Pflanzen kämpfen müssen, aber er ist auch erfolgreich. Unsere Achtung und Wertschätzung soll ihnen in bezug auf Behütung und Bewahrung nicht versagt werden, nachdem wir sie in ihrer eminenten Bedeutung für den Strandschutz haben kennen gelernt. A. Bütow.

Die Natur in einem Gebirgstal.

Von R. G. Berg.

Wenn man die lieblichen Weinorte Rüdesheim, Geisenheim, Hattenheim und Erbach hinter sich gelassen und in Eltville von den Rheingauweinen Abschied genommen hat, bringt uns eine Bergbahn nordwärts durch ein vorzeitliches Flußbett in ein Gebirgstal von unvergleichlicher Schönheit. Das Wildbad Schlangenbad liegt in einem Kessel, der rundum von riesigen Bergen mit unabsehbaren Buchenwäldern umgeben ist. Trotz des trockenen Sommers, denn seit März hat es hier nicht geregnet, strotzen die Buchen in saftigem Grün, weil ihre mächtigen Kronen und das nie aufgesammelte Laub den Boden vor dem Austrocknen schützen. Die Tierwelt und insbesondere die Vogelwelt ist noch fast ursprünglich erhalten. Daß man einen Spatz sieht, ist eine Seltenheit, weil Getreidefelder und dergleichen Spatzenatzung nicht vorhanden sind, dagegen wird man morgens geweckt von den Gesängen der Zaunkönige, Rotkehlchen, Buchfinken, Ammern und mancher Vögel, die man im übrigen Deutschland nur noch selten findet. Hier ist die gelbe Gebirgsbachstelze noch so häufig wie manchenorts der Buchfink, und für den Kenner ist es nicht schwer, die Wasseramsel trotz ihrer Schlauheit zu beobachten. Ich sah auf einer Bohnenstange am Schlangenbache einen mir bis dahin unbekannten Vogel sitzen, der mich mit lautem „Zerr Zerr" anrief. Etwas kleiner und mehr bräunlich als die Schwarzdrossel, machte er, als ich mich ganz ruhig verhielt, eigentümliche, duckende Bewegungen, ähnlich dem Hausrotschwanz, aber nicht so ausgeprägt und zeigte mir dann die vorher von mir nie gesehene weiße Brust. Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, so eigentümlich war der Anblick, und ich wagte keine Bewegung mehr, um mir das seltene Bild zu erhalten. Meine Vermutung, die Wasseramsel vor mir zu haben wurde zur Gewißheit, als sie vor mir fast ohne Flügelschlag in den Bach sprang und verschwand. Mit einer kleinen Beute, deren Art ich nicht erkennen konnte, kam sie etwa drei Schritte von der Einsprungstelle wieder zum Vorschein und strich im leichten, flotten Fluge ab. Sie hatte sich etwa 6—8 Sekunden unter Wasser aufgehalten. Wenige Tage darauf traf ich bei den warmen Quellen eine junge Wasseramsel fischend an, deren Brustlatz nicht so schneeweiß war, wie der der Alten. Sie watete mit ungemein anmutigen Bewegungen zwischen dem Bachgestein herum, sprang von den Steinen ins Wasser, tauchte aber nicht vollständig unter.

Man sagte mir, die Wasseramsel sei hier nicht selten, man finde sie aber nur in gewissen Zwischenräumen, weil jedes Paar nur ein gewisses Gebiet bewohne, in dem es kein anderes Paar dulde. Die Menge der in der Freiheit nie beobachteten anderen Vögel und anderen Getiers hat meine Aufmerksamkeit wohl zu häufig abgelenkt, um die Wasseramsel ausgiebiger finden und beobachten zu können. Der Girlitz, den ich bislang noch nicht hatte beobachten können, ist hier sehr häufig. Zum erstenmal sah ich ihn auf einem Telefondraht und glaubte ihn an seinem Gesang zu erkennen. Um sicher zu gehen, fragte ich nachher einen Waldarbeiter, der ihn mir kurz folgendermaßen beschrieb: Wenn er von unten aussah, wie ein scheckiger Kanarienvogel und wenn er sang, wie er heißt: Girlitz z z z, so war er es. Die Beschreibung war merkwürdig einfach und zutreffend. Ich habe das Tierchen nachher häufig zwischen Gemüsebeeten gesehen, dann aber ohne den Gesang. Bewegt der Girlitz sich dagegen in den Bäumen, so singt er sogar auf dem Wege von einem zum andern Baum. Beobachtet man das kleine Kerlchen im Garten zwischen den Gemüsepflanzen, wo es allerlei Ungeziefer von den Blättern abpickt, so sind seine Bewegungen so zierlich, jüngferlich, ich möchte sie zaghaft nennen, daß man es unwillkürlich lieb gewinnt. Seine bescheiden grüngelben Farben und sein jeder Hast ermangelndes Absuchen der Blätter ist so anmutig, wie ich es noch bei keinem Vogel gesehen habe. Als ich mich eines Morgens von dem Anblick des in meiner unmittelbaren Nähe pickenden Vögelchens nicht trennen konnte, ertönte plötzlich über mir das weithin schallende: Wei, hei des Mäusebussards. Über mir schwebten im Aether 3 Bussarde, die fast ohne Flügelschlag ihre Kreise zogen. Die helle Sonne und die hier stets klare Luft gestatteten mir, das glitzernde Farbenspiel des Gefieders mit unbewaffnetem Auge zu erkennen. Der plötzliche Übergang aus der Beobachtung eines der zierlichsten Vögelchen zu dem Anblick der majestätisch kreisenden Bussarde, die immer wieder ihr Wei, hei herabjubelten, wirkte überwältigend. Ich kam in eine Stimmung, die mich veranlaßte, den Vorplatz des Hotels aufzusuchen, in dem ich den besten Tropfen wußte, und in der gehobenen Stimmung konnte ich außer den Bussarden noch eine Blaumeise beobachten, die dicht vor mir in einem Akazienbaum ihre eben flügge gewordenen Jungen fütterte. Man zeigte mir das leere Nest in einem Baumloche, das kaum ½ Meter vom Erdboden entfernt war. Vom Hoteleigentümer bis zum Pförtner hatte jeder das Nest geschützt.

Eins der merkwürdigsten Naturdenkmäler Schlangenbads habe ich wiederholt zu beobachten die Gelegenheit gehabt. Die Aeskulapschlange, die vor 2000 Jahren von den Römern aus Italien nach Deutschland gebracht sein soll, hat sich nur hier bei den warmen Quellen erhalten. Sie ist als Naturdenkmal gesetzlich geschützt und darf weder gefangen noch getötet werden. Trotzdem brachte mir ein Knabe eine solche Schlange von 1,35 Meter Länge. Es war ein stattliches, gesundes Tier, das sofort zu entfliehen suchte, als wir es auf den Weg legten. Anfänglich schnappte sie nach dem Stiefel, wenn man ihr den Fuß vorhielt. Doch bald gewöhnte sie sich an die Gefangenschaft. Kroch sie auf dem Fußboden fort und wollte man sie zurückziehen, so merkte man einen heftigen Widerstand, weil sie nicht leicht gleitend zurückzuziehen war, wie andere Schlangen. Die Untersuchung ergab, daß sie einen flach abgeplatteten Bauch hat, dessen Ränder ganz fein gezahnt sind. Ich möchte diese leichte Zahnung des bis zum Bauche reichenden Rückenschildes mit 1000 winzigen Füßchen vergleichen, die dem Tiere die von Brehm beschriebene Tatsache ermöglichen, daß man ein gezähmtes Tier von einem umschlungenen Baumaste nicht loslösen konnte, sondern den Ast abfägen mußte. Auf dem Wege zu einem Felsen, an dem ich der Schlange die Freiheit wiedergeben wollte, erzählte mir der Knabe, der sie frei trug — sie hatte den Schwanz in etwa ½ Meter Länge fest um sein Handgelenk geschlungen und wurde zeitweise durch Schlenkern davon abgehalten, den Kopf nach oben zu bringen — daß es unmöglich sei, die Schlange aus dem Felsen zurückzuziehen, wenn sie nur mit einem kleinen Teile ihres Körpers in ein Loch eingedrungen sei. Das bewahrheitete sich. Als wir sie an dem Felsen auf die Erde legten, eilte sie schnurstracks auf den

Felsen zu und verschwand zu einem Drittel ihrer Länge in einer Felsspalte, die keiner von uns beiden vorher bemerkt hatte. Dann lag sie unbeweglich, etwa 1/3 ihrer Länge lag auf dem Wege. Ich ergriff sie am Schwanze, der sich nun nicht wie vorher krümmte, und versuchte sie mit starkem Zuge zurückzuziehen. Ich fand aber einen so heftigen Widerstand, daß ich den Versuch aufgeben mußte, weil ich befürchtete, das Tier zu verletzen. Als ich sie losgelassen hatte, verschwand sie sofort in ihrer ganzen Länge in dem Felsen. In den folgenden Tagen sind mir noch 3 Aeskulapschlangen gebracht worden, die ich in Gärten ausgesetzt habe, wo sie angeblich gegen die Mäuse wirksam sein sollen.

Das Getier, das der Naturliebhaber hier in diesem wunderbaren Gebirgskessel beobachten kann, ist unzählig, die Frühlingstage in den Berglaubwäldern mit ihren prächtigen Ausblicken auf den Rheingau werden mir unvergeßlich sein. Und daß das Dörfchen Rauenthal mit seinen Weinbergen auf schattigen Waldwegen in einer Stunde zu erreichen ist, hat zur Verbesserung der Stimmung manches vergrämt hier eingetroffenen Kurgastes nicht unerheblich beigetragen.

Fledermäuse und andere.

Welches Grauen erfaßt heute noch, im Zeitalter der „Aufklärung", so manche sonst kluge und verständige Frau oder Jungfrau beim Anblick einer Fledermaus!

Welcher Ekel überläuft selbst erwachsene Männer bei einem Zusammentreffen mit einer Spitzmaus!

Auch hier sind es, wie bei so Vielen, Dummheit und Unbildung, die den Grund für das Grauen und den Ekel abgeben!

Aber wenn es nur beim Grauen und Ekel bleiben würde! Nein! Fledermaus, Spitzmaus u. a. müssen daran glauben, müssen totgeschlagen, vernichtet werden! Wie die Lurche und Kriechtiere sind sie verfehmt!

Daß sie, ebenso wie Lurche und die meisten Kriechtiere unserer Heimat, höchst nützliche Tiere sind, die der Mensch in seinem eigenen, recht egoistischen Interesse schützen müßte, das wissen auch heute noch, trotz Schule, Presse, populär-wissenschaftlicher Vereine und Bibliotheken und all' der anderen, ach so vielen Aufklärungsmittel, doch noch die wenigsten Leute. Und viele, die es wissen, vernichten trotzdem diese Tiere, weil sie so „grausam und ekelhaft" sind. O, heilige Einfalt! Wenn sich doch die Leute dieser letzteren Kategorie die Tierchen mal bei Licht besehen würden. Der zierliche Flügelbau der Fledermäuse hat nichts grauenerregendes, das weiche Sammetpelzchen der Spitzmäuse ist alles andere als ekelhaft!

Aber da kann man predigen wieviel man will, es nützt nichts, denn „mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens"!

Aber eines möchte ich wissen, warum haben Fledermäuse, Spitzmäuse u. a. keine gesetzliche Schonzeit, wie Meisen usw.? Pelikan.



Warum singen die Vögel? Trotz aller Wetterrückschläge gibt uns der nicht verstummende Vogelgesang die Gewißheit, daß die bessere Jahreszeit schnell herannaht. In ganz bestimmter Reihenfolge stellt sich am Morgen einer nach dem andern der gefiedertern Sänger ein; man beobachtet, daß der Sperling niemals vor der Kohlmeise und

diese wieder nicht vor der Amsel singt. Je früher die Sonne am Himmel emporsteigt, umso früher ertönt auch der Frühgesang der Vögel, aber die Reihenfolge bleibt unverändert. Gerade dieser Frühgesang erfreut sich der Wertschätzung der Naturfreunde und der genauen Beobachtung der Naturforscher. So hat Prof Dr. Haecker in Halle jahrelang eingehende Studien darüber angestellt, um über die Ursachen dieser Erscheinung Klarheit zu gewinnen, und er ist, wie aus einem Bericht der Jagdzeitschrift „St. Hubertus" über seine Forschungen hervorgeht, zu dem Ergebnis gelangt, daß das Sonnenlicht den Reiz darstellt, der den Frühgesang auslöst und daß es sich dabei weniger um die direkten Strahlen der aufgehenden Sonne als um das Firmament reflektierte zerstreute Licht handelt. Nicht nur die Menge, sondern auch die qualitative Zusammensetzung des Frühlichtes kommt dabei in Betracht. Auch der Luftdruck, die Luftfeuchtigkeit und die Luftelektrizität sind zur Erklärung mit heranzuziehen. Eine Reihe von Vogelstimmen wird durch Regen und Gewitterstimmung beeinflußt; Prof. Haecker hebt den Regenruf des Buchfinken, gewisse Laute der Nebelkrähe bei bevorstehender Witterungsveränderung, das fleißige Rufen des Kuckucks bei herannahendem Regen, das laute Wesen des Regenpfeifers bei Gewitterschwüle, und den häufigeren Schrei des Pfaues bei Regenstimmung besonders hervor. Die Vögel reagieren auf die Schwankungen des kommenden Tageslichtes sehr empfindlich; bei klarem Wetter beginnt der Frühgesang wesentlich früher als bei trübem oder regnerischem. Nicht nur die Frühsänger der gleichen Art sind auf ein und dieselbe Reizstärke eingestellt, sondern auch die näher verwandten Arten reagieren im allgemeinen ungefähr gleichzeitig. Bei starkem Morgenrot beginnt der Vogelgesang später als bei schwächerem, da das erstere durch größere Dunstmassen verursacht ist. Schneebedeckter Boden sowie der Schein des Vollmondes haben keinen merklichen Einfluß, auch die Temperatur und Windstärke spielen nur eine geringe Rolle. Der Gesang der Vögel ist nach Prof. Haecker keineswegs nur eine einfache Reflex- oder Instinkthandlung, die der Anlockung dient, vielmehr müssen sowohl der bis zur Mauser fortwährende Sommergesang, als auch das Wiederaufleben des Herbstgesanges als Ausdrücke einer Spielstimmung aufgefaßt werden. Psysische Regungen machen sich dabei geltend, ein Ausdruck eines gewissen seelischen Wohlbefindens, das durch die Wirkung des Gesanges auf das eigene Ohr erzeugt wird.

Vom Schutze des Bären in Schweden. Auch in diesem einst von Meister Petz reich bevölkerten Lande beginnt sich der Fortschritt der Kultur und damit verbundener übermäßiger Abschuß bemerkbar zu machen, so daß zum Schutze unseres größten europäischen Raubwildes hegerische Maßnahmen erforderlich scheinen. Wie aus Stockholm berichtet wird, hält es der Schwedische Naturschutz-Verein für nötig, daß der Abschuß von Bären auf wenigstens 10 Jahre vollständig verboten wird. Falls ein solches Gesetz erlassen wird, fordert er es zum mindesten für den südlichen Teil des Landes, in dem der Bär, wenn auch nur noch in geringer Zahl, vorkommt. Um den heimlichen Abschuß von Bären zu verhindern, wird weiter gefordert, daß auch der bloße Besitz von Bärenfleisch oder Decken gesetzlicher Strafe unterliegt.

Meister Petz' unrühmliches Ende. In Tirol ist der Bär eine seltene Erscheinung geworden. Nur vereinzelt wird er in diesem einst von dem größten europäischen Raubwilde bevorzugten Gebiet noch angetroffen. Im letzten Herbst entdeckte nun ein biederer Landmann in einem Tal am Nonsberg die Höhle eines Bären und am nächsten Tage diesen selbst. Da seit Kriegsbeginn in diesem Teile Tirols der Gebrauch von Schußwaffen verboten ist, beschloß der Bauer, bis zum Frühjahr, wenn Meister Petz entkräftet vom Winterschlaf erwacht, zu warten, um ihm dann zu Leibe zu gehen. Vor kurzem glückte es jenem auch tätsächlich, von einem über der Höhle befindlichen Vorsprung dem Bären mit einem Felsblock eine Hinterpranke zu zerschmettern und ihm dann mit einem

eisenbeschlagenen Stock den Schädel zu zertrümmern. Es war ein Weibchen von 4 bis 5 Jahren. Die „Leistung" des Bauern ist um so mehr zu bewundern, da er Kriegsinvalide und selbst am linken Arm schwer beschädigt ist.

Svinegels Fru mit ihren lüttjen Kinners. Ob wohl ein oder der andere Leser schon mal junge Igel beobachtet hat, so im Alter von 5—6 Wochen? Die niedlichsten Dinger der Welt sind's, wenn sie der Mutter durch Gärten und Hecken nachtrippeln und mit ihrem schnuppernden Schnäuzchen das raschelnde Laub nach Würmern und Insektenlarven durchstöbern, während die Alte der Mäusejagd obliegt. Man muß selbst gesehen haben, wie hurtig die Igelmutter hinter dem flinken Nager her ist und ihn im Nu mit sicherem Griff packt. Hurtig wird das Wildpret zerlegt, und bald sitzt jedes der vier oder fünf Kinder, knuspernd und leise schmatzend, vor seinem Stückchen, während sich die Alte nach neuer Beute umsieht.

Der Vater kümmert sich wenig um Weib und Kind; er ist ein rechter Griesgram und Einsiedler, und von Pädagogik hält er nicht das geringste. Die Erziehung ruht auf den Schultern der Mutter. Diese hat ihre Sprößlinge in einem versteckten Lager zur Welt gebracht: kleine, unfertige, blinde und zahnlose Geschöpfchen, nackt die Haut, von den spitzen Stacheln noch keine Spur. Aber schnell wachsen sie in der warmen Kinderstube heran, von der zärtlichsten Mutter gesäugt. Und nun sind's schon wirkliche Svinegelchen geworden, ganz die Mama, mit Stacheln und Zähnchen und hell blitzenden Äuglein — Roßkastanien in stachliger Hülle; jeder unverdorbene Mensch muß den niedlichen Dingern gut sein. Eine interessantere Bekanntschaft als solche Igelfamilie gibt's auf der ganzen Welt nicht, und so möchte ich einem jeden unsern Freund trotz seiner Stacheln warm ans Herz legen und alle bitten, ihm das größte Wohlwollen entgegenzubringen.

Der Igel hat schwer um sein Dasein zu kämpfen; er ist in den letzten Jahrzehnten viel seltener geworden als früher. Gewiß, die Zensur 1 in den Sitten verdient er nicht; manches bodenständige Nestchen mit Eiern und Brut fällt ihm zum Opfer, und der Jäger, der nur an die Rebhuhn- und Fasangelege seines Revier denkt, ist nicht gut auf ihn zu sprechen. Aber für den Landwirt ist der Igel als Mäusevertilger von hohem Nutzen, und daß er außerdem die Kreuzotterplage wirksam bekämpft, soll man auch nicht vergessen. Also Schutz unserem stachligen Freund! Es wäre doch traurig, wenn unsere Kinder und Enkel, denen die Märchen und Fabeln so hübsche Geschichten vom Igel zu erzählen wissen, dem Stachelträger in freier Natur nie mehr begegnen sollten. (L. S. H.)

Naturschutz. In dem Kirchenholz bei Dohna (Ab. Pirna) finden sich auf einigen Eichen Stöcke der Riemenblume (Loranthus europaeus Jacp.). Diese Bäume und einige bei Dohna bei Zehista sind die einzigen in ganz Deutschland, die den seltenen Schmarotzer beherbergen. Dieser ist im südlichen und südöstlichen Europa zu Hause und hat seine nächsten Standorte im benachbarten Böhmen und in Mähren, erreicht also in Sachsen die Nordgrenze seiner Verbreitung. Die Bäume, die die Pflanze befällt, werden nicht beschädigt, höchstens verkümmern die Spitzen der Äste ein wenig, sofern sie umfangreiche Büsche von dem Schmarotzer tragen. Die Erhaltung der Naturseltenheit aus Gründen des Naturschutzes war daher geboten und wurde vom Lehrer Robert Mißbach in Dresden angeregt und vom Bürgermeister Lincke in Dohna tatkräftig gefördert. Die Besitzer der Eichen, der Kirchenvorstand zu Dohna und Gräfin Marie von Rex auf Zehista, haben sich auf Bitten des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz (Naturschutzabteilung) bereit erklärt, die Eichen mit der Riemenblume zu erhalten und zu schützen. Lehrer Hermann Raußendorf in Dohna hat als Vertrauensmann des Heimatschutzes die Obhut über die Bäume übernommen, die in Dohna ein kleines Schildchen mit der Bezeichnung „Naturdenkmal, unter der Obhut des Heimatschutzes" kennzeichnet. So ist es gemeinsamen, verständnisvollen Bemühungen wieder einmal gelungen, in unserer Sächsischen Heimat eine Naturseltenheit auch künftigen Geschlechtern zu erhalten. (L. S. H.)

Ein Überlebender aus dem Steinzeitalter. In Nord-Kalifornien gibt es weite Landstrecken, die mit Urwäldern bedeckt, von tiefen Klüften zerrissen. von steilen Klippen und buschbewachsenen Abhängen erfüllt sind und so eine Art natürlicher riesiger Bergfestungen bilden. Hier lebten noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Überreste des alten Waldstammes der Yahis. Diese Menschen waren nie mit der modernen Kultur in Berührung getreten; ihre einzigen Waffen waren Bogen und Pfeile, die sie später mit Steinspitzen versahen — sie hatten also vollständig die Bewaffnung des Steinzeitalters. Die Existenz dieser Stammesreste war der Regierung wohl bekannt, doch tat sie nichts zu ihrem Schutze, und es geschah, daß einmal ein furchtbar harter Winter die Yahis zu den Wohnungen der Weißen trieb, wo der ganze Stamm das Opfer roher Abenteurer wurde. Es war im Jahre 1865, als es diesen Edelvertretern amerikanischer Kultur gelang, das Lager der Yahis zu überfallen und seine Bewohner bis auf zwei oder drei Individuen zu erschlagen. Die Überlebenden zeigten sich dann nie mehr vor den Augen der Weißen, sondern führten in ihren unzugänglichen Gebirgsgegenden ein einsames Leben. Erst im Jahre 1908 berichteten einige Jäger, daß sie auf ihren Zügen mehreren Urmenschen begegnet seien, die mit Bogen und Pfeilen ausgerüstet waren und allem Anscheine nach außer jeder Berührung mit der Zivilisation standen. Dann hörte man wieder nichts mehr von ihnen, bis an einem Augustmorgen des Jahres 1911 in Oroville am Fuße der Sierra Nevada ein Ya entdeckt wurde, der ein seltsames Aussehen hatte. Seine ganze Bekleidung bildete ein Pelzhemd. Er war auf das äußerste abgemagert, ermattet und ausgehungert, und offenbar hatte nur die furchtbarste Not ihn dazu veranlassen können, sich in die Nähe der Wohnungen der Weißen zu wagen. Kein Weißer und kein Indianer konnte sich ihm verständlich machen. Vergebens versuchte man es mit mehreren europäischen und mit einem halben Dutzend Indianersprachen; er versetzte immer nur „ulisi“, was offenbar bedeuten sollte, daß er nichts verstehe. Man kleidete ihn in ein Hemd von grober Leinwand und überließ ihm einen kleinen Raum, den ihm ein barmherziger Mensch abtrat. Dort blieb er scheu und ängstlich, offenbar besorgt um sein weiteres Schicksal, auf dem Bettrande sitzen. Endlich fiel ein Wort, das er verstand; es war der indianische Ausdruck für die Kiefernart, aus deren Holz sein Bett hergestellt war. Seine Augen leuchteten auf, als er das Wort hörte. Er nannte sich Ishi und wurde nun zum Gegenstande eingehender Studien von einem Erforscher des Steinzeitalters, Prof. Waterman, gemacht, der seine Beobachtungen inzwischen veröffentlicht hat. Nachdem Ishi sich davon überzeugt hatte, daß ihm von seiner neuen Umgebung nichts Böses drohe, wurde er weniger verschlossen und unzugänglich. Für jede ihm erwiesene Freundlichkeit zeigte er sich dankbar. Die Bequemlichkeiten der Zivilisation erschienen ihm als ein Wunder, wurden ihm jedoch bald unentbehrlich, und als Professor Waterman ihn fragte, ob er in seine Wildnis zurückkehren wolle, antwortete er mit einem Ausdruck des Schreckens „nein“. Was ihn am meisten überraschte, war die Menge Menschen, die er sah. In seiner Einsamkeit hatte er nie mehr als höchstens fünf bis sechs Menschen auf einmal gesehen, und die Massen, die er jetzt sah, flößten ihm einen unwiderstehlichen Schreck ein. Manches, was ihn doch hätte überraschen sollen, wie z. B. Flugzeuge oder die hohen Stadthäuser, schienen ihn gleichgültig zu lassen. Überraschend war seine Kunstfertigkeit. Die Bogen, die er herstellte, waren ebenso wie seine Pfeile meisterhaft zu nennen. Zu den letzteren verstand er mit größter Anstelligkeit jedes Material zu verwenden; so verfertigte er z. B. aus den Scherben einer zerschlagenen Selterwasserflasche vorzügliche Pfeilspitzen. Seinem Charakter stellt Professor Waterman das glänzendste Zeugnis aus. Er nennt seine Denkweise rein und vornehm, bezeichnet ihn als in hohem Grade aufrichtig und als bemerkenswert intelligent. Eine Neigung zu alkoholischen Getränken bestand nicht. Leider krankt dieser Zeuge des Steinzeitalters an Tuberkulose, und zwar hatte er den Krankheitskeim bereits, als er entdeckt wurde.

Vogelstimmen in der Nacht. Manche Vogelforscher haben sich zu der Meinung bekannt, daß ziehende Vögel ständig rufen und daß diese Vogelstimmen, namentlich in der Nacht, als fortwährende Signale zu deuten sind. Werner Hagen teilt in der Natur, der bei Theodor Thomas in Leipzig erscheinenden Zeitschrift der Deutschen und Österreichischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft jetzt eine Reihe fesselnder Beobachtungen hierüber mit, die einen sicheren Schluß zulassen. Um Signale handelt es sich dabei nicht, so lautet sein Ergebnis, vielmehr sind die Vogelstimmen in der Nacht während der Zugzeit lediglich als Warn- oder Angstrufe, als gegenseitige Ermunterung zur Vorsicht zu deuten. Hagens Beobachtungen stammen hauptsächlich aus Lübeck und der Umgebung dieser Stadt. Dort läßt sich der Vogelzug besonders gut beobachten, da er in nord-südwestlicher Richtung verläuft und gute Landstraßen vorhanden sind. Man müßte also dort während der Zugzeit die Vögel ununterbrochen rufen hören. Über Lübeck rufen nun die ziehenden Vögel wirklich sehr lebhaft; allein bei nächtlichen Streifen in der Umgegend hat Hagen die Rufe der Vogelschwärme nicht hören können. Nur da, wo der Lichtkreis der Stadt beginnt, und über der Stadt selbst vernahm er die Laute der ziehenden Vögel. Die Stadt hat öfters Einfluß auf die Ziehenden: im Frühling hört man im Nordosten, im Herbst im Südwesten von Lübeck Schwärme, die zum Lichtkreis zurückkehren und über der Stadt kreisen, bis sie den richtigen Anschluß gefunden haben. Im Osten von Lübeck hörte Hagen in Zugnächten außerhalb des Lichtkreises nur spärliche Laute; dort ziehen die Vögel an der Stadt vorbei, ohne sie zu überqueren. Je näher der Beobachter der Stadt kam, desto lauter und häufiger erschallten die Stimmen. Über der Innenstadt war der Lärm viel größer als in der Vorstadt; in den Feldern nördlich davon, wo wegen Fehlens von Straßenlärm und anderen Stadtgeräuschen die Vogelstimmen besser hätten hörbar sein müssen, hörte Hagen aus der Luft gar nichts, während von der Stadt fortgesetzt das Rufen erklang; sobald er aber die weiter östlich zum nächsten Dorf führenden, durch Gaslampen erhellten Alleen erreichte, hatte er die Rufe sofort über sich. Im Wald, der zwischen der Stadt und den großen Travewiesen, also in der Zuglinie selbst liegt, herrschte wieder völlige Stille, und sobald der Beobachter wieder in die Gegend der Laternen kam, hörte er die Stimmen der Vögel wieder über sich, und nach der Stadt zu nahm das Geschrei ständig zu, Die Beoabachtung in vielen Zugnächten und an verschiedenen Orten führte zu dem Ergebnis, daß die Zugvögel nur dann ihre Stimme erheben, wenn sie in den Lichtkreis der Stadt, eines Leuchtturms, einer Straße kommen; in der Dunkelheit verstummen sie, und so dürfte die Deutung richtig sein, daß es sich nicht um Signale, sondern um Angstrufe handelt.

Kampf zwischen Jäger und Hirsch. Einen Kampf mit einem Hirsch hatte wie der „Schwarzwälder Bote" erzählt, der Förster Hölzle von Immenstadt auf einem Reviergang zu bestehen. Der „Hochgeweihte" stieß den Jäger, der nichts ahnend durch das Hochlandrevier zog, in den Schnee, wo sich der Mann lediglich mit dem hochgehobenen Skihölzern vor weiteren Angriffen des wütenden Tieres erwehren konnte. Schließlich gelang es dem Bedrängten, die Büchse schußfertig zu machen und den Hirsch niederzuschießen. Als der Jäger das Tier untersuchte, bemerkte er, daß es sein — „zahmer" Hirsch war, den er seit Monaten in dem Forstgehege großzog. Der Hirsch war anscheinend infolge der Schneehöhe von zwei Metern über die Umzäumung getreten.



Vögel, die abfärben sind den Zoologen längst bekannt. Sie gehören zu drei Gattungen der afrikanischen Familie der Pisangfresser, die den Kuckucken näher verwandt ist. Diese gemeinhin als Turakos bezeichneten Vögel haben alle denselben roten Farbstoff in 6 bis 18 Schwungfedern und außerdem in allen anderen ähnlich gefärbten Federn oder Federteilen. Vor etwa 40 Jahren beobachtete Verreaux in Südafrika bei gewissen Turakos, daß die Vögel bei starkem Regen die Baumspitzen verließen und im dichteren Laub der unteren Zweige Schutz suchten. Ein Vogel, den er am Flügel ergriffen hatte, entwischte, und groß war das Erstaunen des Beobachters, als er bemerkte, daß seine Hand innen blutrot gefärbt war. Nach verschiedenen Berichten färben Turakos, die in der Gefangenschaft gehalten werden, das ihnen gereichte Trink- und Badewasser rot.

Chemische Untersuchungen über den Farbstoff hat zuerst Sir Arthur H. Church ausgeführt. Er gab der Farbe den Namen Turacin. Der Farbstoff löst sich im Wasser. Getrocknet bildet sich eine tiefrote dehnbare Masse mit Oberflächenglanz. Die chemische Zusammensetzung des Farbstoffs ist insofern bemerkenswert, als er neben den vier organischen Hauptelementen 7% Kupfer enthält. Kupfer und Stickstoff stehen hier in demselben Verhältnis wie es im Blutfarbstoff, dem Hämatin, zwischen Eisen und Stickstoff, und in gewissen Bestandteilen des Blattgrüns zwischen Magnesium und Stickstoff besteht. Die Gesamtmenge des Kupfers in dem Gefieder eines Vogels ist nicht groß; sie beträgt kaum 9 Milligramm. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß dieses Element im Tierkörper wie im Pflanzenkörper weit verbreitet ist.

Anzeigen jeder Art

finden

weiteste Verbreitung

durch die

„Blätter für Naturschutz und Heimatpflege"

Familien-Anzeigen

Nach längerem mit großer Geduld ertragenem schwerenLeiden entriß uns der unerbittliche Tod heute 6[30] abends meinen treuen, lieben Mann, unseren gutenVater und Schwiegervater

Emil Igney

im 69. Lebensjahre

Im tiefsten Schmerz

Amalie Igney, geb. Enseleit

und Kinder

BERLIN S. 55, den 12. Juli 1921
Camphausenstr. 6

Bojung

Die glückliche Geburt eines gesunden kräftigen

Knaben

zeigen hocherfreut an

Telegr.-Sekr. Alfried v. Wicht
und Frau Anni, geb. Behrends

Oldenburg (Oldb.), 11. Juli 1921
Amalienstr. 33

Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur: Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7 II. Druck von Carl Ringer & Sohn, Berlin S. 59, Hasenheide 54. Kommissionsverlag E. R. Lang, Berlin SW. 47, Möckernstr. 71.



Am 2. Dezember verschied nach kurzem aber schwerem Leiden mein innigstgeliebter Mann, unser guter Vater, lieber Sohn, Bruder, Onkel, Neffe und Schwager der Kaufmann

Walter Benecke

im fast vollendeten 45. Lebensjahre.

Frau **Martha Benecke**, geb. Schulze
nebst Kindern

Frau **Emma Benecke**, geb. Hanke
als Mutter

Erich Benecke

Erwin Benecke

Elli von Jaehnichen, geb. Benecke
nebst Kindern

Berlin, Gnadenfeld u. Leubus, den 2. Dezember 1921

Walter Benecke †

Unmittelbar vor dem Versand dieses Heftes traf unsere Freie Vereinigung ein schwerer Verlust.

Einer der Besten ist dahingegangen: am 2. Dezember verschied nach kurzem, schwerem Leiden Herr Walter Benecke, Herausgeber der „Blätter für Naturschutz und Heimatpflege".

Mit ihm verliert die Naturschutzbewegung einen ihrer hervorragendsten Führer, der völlig in ihren Zielen und Bestrebungen aufging.

Zur Würdigung seiner Verdienste sei in kurzen Worten Folgendes erwähnt:

Getragen von einer warmen Liebe zur Natur, begeistert für alles Edle und Schöne, ausgestattet mit einer glänzenden rednerischen und schriftstellerischen Begabung, war er ein energischer und zielbewußter Vorkämpfer für die Naturschutzbewegung. Ja, man kann wohl sagen, daß durch seine Tätigkeit vom Jahre 1909 ab der Naturschutzgedanke durch ihn erst in größerem Maßstabe in die Öffentlichkeit gebracht worden ist. Es wird wohl heute noch jedem wahren Naturschützer in guter Erinnerung sein, wie selbstlos Walter Benecke seine bescheidenen Mittel für die Naturschutzidee opferte, indem er sie zu Werbezwecken und zur Gründung seiner Zeitschrift verwandte, der jetzt ältesten auf dem Gebiete des Naturschutzes.

Mit welcher eisernen und rastlosen Energie er arbeiten mußte, um die Zeitschrift zu ihrer heutigen Höhe zu bringen, vermag am besten ich zu beurteilen, der die Sichtung seiner Korrespondenzen, Schriften und Bücher — eines außerordentlich umfangreichen Materials — übernommen hat. Welch angenehmen Eindruck macht sein lauterer und vornehmer Charakter, der aus allen seinen Briefen hervorgeht!

Mit welch echter Liebenswürdigkeit sind sie geschrieben, und von welchem Verantwortlichkeitsgefühl sind sie durchdrungen! Mit jener wahren Bescheidenheit, die nur großen und edlen Charakteren eigen ist, weist er jedes Verdienst von sich, um es zur Selbstverständlichkeit zu stempeln.

Und wie in seinen Arbeiten und Briefen, so war er auch als Mensch: edel, hilfreich, gut! Wer so wie ich ständig Gelegenheit hatte, ihn im Kreise seiner Familie und Freunde zu beobachten, der mußte ihn nicht nur aufs höchste schätzen, sondern auch von Herzen liebgewinnen.

Wie er mit der Natur lebte, geht aus seinen zahlreichen Wanderungen durch die landschaftlichen Schönheiten der Mark, wie auch durch andere Gegenden unseres Vaterlandes hervor, die er teils allein, teils im Kreise gleichgesinnter Freunde unternahm. Besonders liebte er die Gegend um Nauen, das Brieselanger Luch, welches für jeden Naturschützer in bezug auf seine reiche Tier- und Pflanzenwelt bedeutungsvoll ist. Diese Tour machte er kurz vor seinem Tode in den schönen Novembertagen zu seiner größten Freude zum hundertsten Male.

Wenn er auch körperlich gestorben ist — in unseren Herzen lebt er weiter! Und das edle geistige Vermächtnis, das er uns hinterlassen hat, wollen wir sorgsam hüten und pflegen. Dazu helfe ein Jeder nach seinen Kräften mit!

An seiner Bahre trauern die Gattin und vier kleine, unmündige Kinder, denen er stets ein treusorgender Gatte und Vater gewesen ist. Es ist uns Naturschützern allen eine Ehrenpflicht, sein Werk die „Blätter für Naturschutz und Heimatpflege" weiterzuführen und größer auszubauen, damit es den Erben ermöglicht wird, die Zeitschrift weiterzuführen.

Das sind wir ihm schuldig!

E.-K. Lanz,

Kommissionsverleger der „Blätter für Naturschutz und Heimatpflege".

Aufruf!

In den Kreisen langjähriger Naturschützer ist der Gedanke aufgetaucht, zum Andenken an den verstorbenen Herrn Walter Benecke, dem Gründer dieser Zeitschrift, einen Fond für besondere Zwecke — Benecke-Fond — zu gründen.

Ich greife diesen Gedanken mit Freuden auf und fordere hiermit alle Freunde unserer Zeitschrift auf, sich mit freiwilligen Beiträgen an diesem

Benecke-Fond

zu beteiligen.

In den laufenden Heften wird über die eingehenden Beiträge den Gebern öffentlich Quittung geleistet.

E.-R. Lang.

Geldsendungen sind mit der Aufschrift:

„Benecke-Fond"

an

Frau Martha Benecke, Berlin S. 61,
Lehniner Straße 7

zu richten.

Blätter für Naturschutz
und Heimatpflege.

Herausgegeben, verlegt u. redigiert von Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehniner Str. 7
Kommissionsverlag E.-R. Lang, Berlin SW. 61, Teltower Straße 59.

Die Blätter für Naturschutz und Heimatpflege erscheinen jetzt alle 2 Monate.
Bezugspreis jährlich 20 Mk. — Einzel-Nummer 4.— Mk.

Bestellungen, Manuskriptsendungen und Anfragen nur an
Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7.

Nachdruck der Artikel ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

— Die Verfasser der einzelnen Artikel und Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten. —

Anzeigen-Annahme:
Durch den Verlag Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehniner Straße 7.

7. Jahrgang. Berlin, am 1. Dezember 1921. Nummer 11 u. 12

Kultur und Tierwelt.

Von B. Haldy.

Die freie Natur befindet sich stets in harmonischem Gleichgewicht, sie bedarf der Verfolger ebenso gut wie der Verfolgten. Werden doch diese von jenen gesund erhalten, indem den Raubtieren immer zuerst die Schwachen und Kranken zum Opfer fallen. Und dadurch bleiben die Andern vor Degenerationen ihres Körpers und vor Ansteckung bewahrt. Raubtiere und Beutetiere wachsen miteinander auf. Nehmen die letzteren ab, so vermindern sich auch die ersteren, weil sie nun nicht mehr genügend Nahrung finden. Durch das Nachlassen der Verfolgungen erholen sich dann wieder die Beutetiere und so schwankt die Wage stetig leise auf und nieder, ohne daß je eine Schale ganz auf den Boden sinken könnte.

Mit diesen treffenden Worten kennzeichnet Prof. Dr. Konrad Guenther in seinem prächtigen Buche „Kultur und Tierwelt" (Leipzig, Quelle & Meyer, geb. 6 M.) den Grundgedanken des Naturschutzes. Eindringlicher sind die widerlichen Auswüchse der Profitgier und der sogenannten Kultur wohl noch niemals dargestellt worden als in diesem hoch zeitgemäßen Werke. Es wird auch denen die Augen öffnen, die seither glaubten, an der Naturschutzbewegung als an der wenig beachtenswerten Idee einiger Schwärmer vorübergehen zu sollen. An schlagenden Beispielen, gestützt auf eine außerordentliche Fülle völlig einwandfreien Materials, zeigt der Verfasser, wohin wir mit unserer Überkultur und unserer Skrupellosigkeit bisher geraten sind. Zeigt, daß die Natur nicht nur Europas, sondern der ganzen Welt bald völlig dem Untergange geweiht sein wird, wenn dem verderblichen Treiben gewisser Ausbeuter nicht bald und nachdrücklichst Einhalt geboten wird.

Überaus beherzigenswert ist, was Prof. Guenther über die Bedeutung von Wald und Flur der Heimat für den Naturschutz sagt. „Lange Zeit hat die Forstwirtschaft das natürliche Gleichgewicht im Walde auf das empfindlichste gestört und vielerorts tut sie

das leider heute noch. Das Gebüsch hat sie aus den Beständen entfernt und damit den Buschbrütern unter den Vögeln die Nistgelegenheit genommen. Die hohlen und schadhaften Stämme schlug sie weg und ließ die Bäume überhaupt nicht mehr so alt werden, daß sich Höhlungen in ihnen bilden konnten. Damit verloren zahllose Höhlenbrüter, Meisen, Eulen, Hohltauben und andere die Möglichkeit, sich zu vermehren, denn sie alle bauen ihr Nest in verlassene Spechthöhlen und der Specht zimmert seine Wohnung nur in schadhafte Bäume mit morschem Holz. Durch das alles sind unsere Forsten verödet und arm an Tierleben geworden. Erst in den letzten Jahren hat man angefangen, das Verlorene wieder zu ersetzen, Gebüsch an Wegrändern und anderen unverwerteten Orten anzupflanzen und den Vögeln als Ersatz für die verschwundenen Baumhöhlungen künstliche „Nisthöhlen" an die Bäume zu schlagen, die, weil sie der Natur im inneren und äußeren Bau abgelauscht sind, dann auch tatsächlich besten Erfolg gebracht haben.

Hat schon die wirtschaftliche Ausnutzung, die geregelte Neupflanzung und der Hieb des Waldes große Wandlungen in der Tierwelt zur Folge gehabt, so ist das noch mehr der Fall gewesen bei der Bebauung des offenen Landes. Es braucht nicht des näheren auseinandergesetzt zu werden, wieviel hunderte von Arten verschwinden müssen, wenn aus einer Grassteppe mit einer Fülle verschiedener Pflanzen, einem Meer von Blumen und überall auftauchenden Inseln dichten Gebüsches ein Feld wird, in dem sich nichts als die gelben Halme einer Getreideart im Sommerwinde wiegen. Es ist vielmehr nur zu verwundern, daß sich trotzdem noch eine artenreiche Tierwelt so lange erhalten hat. Und das war wenigstens der Fall. Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts sangen überall in Deutschland aus Gärten, vom Wegrande, aus dem Busch, im Straßengraben die Vögel; Schmetterlinge und andere Insekten flogen über die immer noch abwechslungsreiche Landschaft. Die wirkliche einschneidende und zum Erschrecken auffallende Verödung der Tierwelt, die wir heute beobachten, ist erst Jahrzehnte alt. Ihre Ursachen waren die fast bis zur Erschöpfung gesteigerte Ausnutzung des Bodens, wie sie die immer besser ausgearbeiteten Methoden der Landwirtschaft und der Technik ermöglichten, die gewaltige Volksvermehrung, die Erhöhung des deutschen Kapitals, der wachsende Unternehmungsgeist, die gegenwärtig sich zu den höchsten Leistungen anspornende Konkurrenz und die Lust zum intensiven Lebensgenuß."

Mit schlagenden Worten wird weiterhin dargetan, wie man gerade auf dem Gebiet der Schädlingsbekämpfung den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. „Die Ärzte sind heutzutage so weit, daß sie erkannt haben, das Ziel ihrer Kunst sei die Erhaltung eines frischen, kraftvollen Körpers und Geistes, der am besten auf natürliche Weise die Krankheiten überwindet. Auch die Natur aber ist ein großer Organismus, auch sie wird auf die Dauer der Apotheker niemals heilen, sondern gesund kann sie nur werden, wenn ihr ihre natürlichen Bedingungen zurückgegeben werden. In Wald und Feld werden dauernde Schäden nur fernbleiben, wenn, soweit angängig, auch hier das Gleichgewicht der Natur hergestellt sein wird. Zwischen den Feldern und Reben müssen wieder Vögel wohnen, die die schädlichen Insekten vertilgen und sie müssen ihrerseits in ihrer Gesundheit durch Raubvögel erhalten werden, die die Kranken und Schwächlichen von ihnen wegfressen. Spielen wieder die verschiedenen Rädchen der Natur ineinander, von denen das eine das andere zu gesunder Bewegung anhält und keines zu übermäßiger Entwicklung kommen läßt, dann werden unsere Kulturen dauernden Gewinn bringen . . . Gerade die praktische Notwendigkeit ist es vor allem gewesen, die die gewaltige Bewegung des Naturschutzes in Fluß gebracht hat. Die Kultur hat den Tieren die Lebensbedingungen geraubt. Es gilt also, die Lebensbedingungen der Tiere zu erkennen und soweit es nicht natürlich geht, sie ihnen künstlich zu ersetzen. Indem nach diesen Grundsätzen verfahren wurde, hat zunächst ein Teil des Naturschutzes, der wissenschaftliche Vogelschutz, großartige Erfolge erzielt."

Mit besonderer „Liebe" nimmt sich Guenther der Tierschlächtereien zugunsten des weiblichen Putzes und seiner Schergen an. Er trifft wohl den Nagel auf den Kopf, wenn

er dieses Treiben als einen Schandfleck unserer Zeit bezeichnet. Und mit Recht wird allen irgendwie dabei Beteiligten das sokratische Wort ins Stammbuch geschrieben: „Wer ein Übel kennt und tut nicht alles, was in seinen Kräften steht, ihm abzuhelfen, der ist mitschuldig an ihm".

Gerade das Kapitel „Handel und Mode" ist eines der düstersten des ganzen Buches. „Damit wenige Leute sich innerhalb weniger Jahre bereichern können, werden Tierarten von ewiger Schönheit auf immer aus der Liste der Lebendigen gestrichen. Die ganze Menschheit wird an ihrem Nationalreichtum zum Vorteil von ein paar Leuten bestohlen! Ist das nicht unerhört! Was würde man sagen, wenn ein Mann sämtliche Bilder von Rafael und anderen Meistern raubte, um sie zu zerstampfen und als Papier zu verkaufen! Man würde sich vor Empörung nicht zu lassen wissen. Hier haben wir aber etwas ganz ähnliches, ja noch schlimmeres, denn bei jenen Bildern handelt es sich um Menschenwerk, die Gestalten der Natur aber sind noch schöner und kunstvoller, als das Beste, was der Mensch hervorbringt, und sind sie zerstört, so kann man sie nie wieder nachmachen. Die Räuber an diesen Schätzen der Natur sind die Händler und ihre Schergen, während die Damen, die den Putz tragen, gewissermaßen die Hehler und Mithelfer sind."

Grell werden diese Worte beleuchtet durch die kurze Schilderung eines Reisenden vom Niger: „Vor wenigen Jahren kam ein Mann aus Paris hierher. Ein Federkaufhaus hatte ihn entsandt, er kehrte mit einem anständigen Vermögen zurück. Die Sache wurde bald bekannt. Man weiß, daß die Federkiele der Aigretten mit Gold aufgewogen werden. Man ahnt aber kaum, daß jeder der graziösen Vögel nur wenige Gramm dieser Federn trägt. Ein wahres Gemetzel begann. Man nennt Leute, die bis zu sechzig Kilogramm erbeuteten. Die Post in Mopti versandte in einem Jahre dreihundert Kilogramm. Der „feine Schnee" des Niger verschwand. Als die Tat begangen war, regte sich die Behörde. Die Jagd wurde auf zwei Jahre verboten. Ich sah aber kein einziges Reiherpaar wieder." Auf diese Art also ist beinahe ein ganzes Vogelgeschlecht der schäbigen welschen „culture" zum Opfer gefallen.

Bis zu welch' viehischer Rohheit die menschliche Raffgier gesteigert werden kann, dafür führt Guenther einen Bericht von William Alanson Bryan, dem die Aufsicht über die Tierwelt der Vereinigten Staaten übertragen ist, an. „Überall auf der Markusinsel, der Osterinsel und Midwayinsel — alles Brutplätze von Albatros und Seeschwalben seit undenklichen Zeiten — fand Bryan umfangreiche manneshohe Haufen von toten Albatrossen. Hunderttausende waren getötet worden, als sie auf ihren Nestern saßen oder ihre Jungen fütterten; ihre Kielfedern waren für den europäischen (und doch wohl auch amerikanischen! Vers.) Modewarenhandel herausgerissen und die Körper zum Vermodern beiseite geworfen worden. Wenige Jahre später rüstete eine Federfirma einen Schuner aus und sandte ihn nach der Lisianskyinsel. Glücklicherweise wurden diese Wilddiebe bei ihrem frevelhaften Werk von einem Zollkutter überrascht, aber erst, nachdem sie dreihunderttausend brütende Albatrosse getötet und ihre Federn herausgerissen hatten. Im Jahre 1910 wurde eine andere Bande bei ihrer feigen Arbeit auf der Laysaninsel im Sandwicharchipel bei Hawaii gefangen, die berühmt ist wegen ihrer Guanolager. Als diese Männer verhaftet wurden, fand man in ihrem Besitz 259999 Paar Albatrosflügel, mehrere Ballen Federn und mehrere große Kisten mit Bälgen von verschiedenen Arten kleiner Vögel mit buntem Gefieder. Und wie hatten diese Unmenschen gehaust! Um nicht gezwungen zu sein, die Haut der Albatrosse vom Fett zu befreien, schnitten sie den Vögeln die Flügel ab, warfen die verstümmelten Tiere in eine Grube und ließen sie verhungern. Der Nahrungsmangel hatte nämlich zur Folge, daß, wenn der Vogel verendete, das unter der Haut befindliche Fett aufgezehrt war."

So klingt das Totenlied der Vogelwelt. Und nicht viel besser ist es mit den Pelztieren bestellt. Ein kurzer statistischer Ausschnitt kann für das Gesamtgebiet verall-

gemeinert werden. Im Jahre 1900 wurden gegen 695000 Felle von Chinchillas im Werte von 2 Millionen Piastern ausgeführt. Für das Jahr 1905 wurden nur noch 217836 verzeichnet, für 1906 nur 117312, für 1907 51300, im Jahre 1909 wurden trotz der allergrößten Nachfrage nur noch 36288 Felle auf den Markt gebracht. Welch' charakteristisches Beispiel für die rapide Ausrottung eines Tieres durch die Schergen des Handels! Der Abnahme der Chinchillas entsprechend hat sich der Preis für die Felle gesteigert. 1905 zahlte man für das Dutzend 110—120 Piaster, 1909 500—525 Piaster, also fast das Fünffache. Wie man die „Jagd" selbst betrieb, davon spricht Guenther ebenfalls. „Vor noch 50 Jahren fand man es in Überfülle in den Pampas von Buenos Aires bis auf die Anden hinauf. Aber sein glänzendes weiches Fellchen wurde zu einem der beliebtesten Artikel auf dem Pelzmarkt, besonders wenn es von den hohen Anden stammte. Und so wurde das Tier im Verein mit einem anderen, weniger wertvollen Nagetier des Gebirges, dem Bergviscascha (Lagidium pallipes), auf das furchtbarste verfolgt. Das war schon keine Jagd mehr, sondern rohes Schlachten. Ja, sogar mit Dynamit ist man den Tierchen zu Leibe gegangen." Sapienti sat!

Wer mehr erfahren will, möge das Buch selbst zur Hand nehmen. In neun Kapiteln wird der Menschheit an der Hand nackter Tatsachen bewiesen, in welch' entsetzlicher Weise sie sich seit Generationen an der Natur versündigt hat. In klarem Aufbau und glänzendem Stil entrollt sich ein Bild, das in jedem fühlenden Menschen Beschämung, zugleich aber auch den ernstlichen Willen wecken mag, an seinem Teil dazu beizutragen, daß die Spuren dieser Kulturschande immer mehr verschwinden möchten. Das Buch sei darum nicht nur allen Naturfreunden, sondern auch denjenigen wärmstens empfohlen, die sich auf die „Höhe" unserer heutigen Kultur immer noch etwas zugute tun.

Die Ausstattung des Buches ist angesichts des billigen Preises gut. Die 33 hübschen Abbildungen sind zum größten Teil den Schmeilschen Lehrbüchern entnommen, was angesichts des mäßigen Preises entschuldbar sein mag. Auch eine gute Naturaufnahme des Edelreihers mit Nestjungen befindet sich darunter.

Die Fischerei und die Pflege der Naturdenkmäler.

In den Nummern 8 und 9 der „Deutschen Fischerei-Correspondenz brachte dieses Blatt unter obiger Überschrift die Darlegungen des Herrn Geheimen Regierungsrats Professor Dr. Paulus Schiemenz, Leiter der Landesanstalt für Fischerei in Friedrichshagen bei Berlin.

In den „Mitteilungen der Fischereivereine für die Provinzen Brandenburg, Ostpreußen, Pommern" (Septemberheft) erschienen nun die nachstehenden Auseinandersetzungen zwischen den Herren Naturschutzvertretern und Herrn Geheimrat Schiemenz, die unsere werten Leser gewiß sehr interessieren werden:

Zur Frage: Fischerei und die Pflege der Naturdenkmäler.

Von Geheimen Regierungsrat Dr. Nieß.

In der Nr. 3 dieser „Mitteilungen" haben die Herren Dr. Klose und Geheimrat Schiemenz ihre Ansichten zu dieser für den Leserkreis außerordentlich wichtigen, vielumstrittenen Frage dargelegt. In kurzen Artikeln läßt sich die weitschichtige Materie jedoch nicht erschöpfend behandeln, schon der Umfang der „Mitteilungen" verbietet es. In meiner Stellungnahme muß ich mich daher auf einige knappe Ausführungen beschränken.

Seit etwa 50 Jahren habe ich mit der Fischerei und dem Angelsport enge wissenschaftliche und praktische Beziehungen, und mir will es scheinen, als ob die Äußerungen des Herrn Geheimrats Schiemenz über das Ziel hinausschießen und nicht durchweg ausreichend begründet sind.

Zunächst ist die Frage der Fischereischädlichkeit einiger Vogelarten längst nicht so geklärt, wie es nach seinen Bemerkungen zu folgern und es wohl wünschenswert wäre. Es ist verkehrt, einem Fisch oder Laich fressenden Vogel alle seine sogenannten räuberischen Neigungen in das Debetkonto seines Lebensbuches zu schreiben. Man schneidet ihm den Magen auf, prüft den Mageninhalt auf Fischreste, stellt diesen Nahrungsverlust für die Menschheit aus einigen Proben auf das Jahr umgerechnet fest und wenn man die Sache noch gewichtiger darstellen will, kapitalisiert man diese Verlustrente. Solche Schätzungen haben im allgemeinen nur einen recht relativen und zuweilen keinen Wert.

Der Schaden, der allein durch Lachmöwen durch Übertragung des Riemenbandwurms auf Fische, insbesondere den Brachsen oder Blei, angerichtet wird, soll für den Müggelsee jährlich 1500 Mark betragen. Für eine Veröffentlichung der Unterlagen dieser Schätzung würde die fischereiliche Welt dankbar sein.

Mir scheint, daß die Entwicklung der Brachsen in der Hauptsache vielmehr von anderen, teils bekannten, hier nicht zu erörternden, teils solchen Ursachen, die sich unserer Kenntnis noch entziehen, abhängig ist.

Auf einigen kleineren Seen des hohen Barnims kommt die Lachmöwe fast gar nicht vor, wofür ich keine durchschlagende Erklärung habe. Dennoch sind die Bleie meist recht schlecht entwickelt, hoher scharfer Rücken, großer Kopf und große Augen, viel freie Gräten, selbst bei größeren Fischen, langsames Wachstum. Höchstgewicht selten über 2 bis 3 kg. Häufig ist dagegen die Lachmöwe auf dem Tegeler See und der Osthavel, und dennoch sind die Bleie auf diesen Gewässern besonders schmackhaft und gut entwickelt.

Es ist kaum zweifelhaft, daß die fischfressenden Wasservögel in erster Linie kranke, matte, verkümmerte oder sonst dem Tode geweihte Fische fressen. Die Vertilgung dieser Fische kann von unberechenbarem Nutzen sein.

Mir schwebt dabei ein Sonderfall vor. Ein Freund hatte vor einigen 30 Jahren einen etwa 200 Morgen großen, in damals jungfräulicher Natur liegenden See unweit von Spandau gekauft und bewirtschaftete ihn mit einem gelernten, älteren Fischer. Der See war sehr fischreich und ebenso reich an Wassergeflügel aller Art. Da die Jagd an dem Wasser hing und wir auch begeisterte Jünger Dianas waren, räumten unsere Rohre durchgreifend unter dem Wassergeflügel auf, so daß es praktisch verschwand. Merkwürdigerweise nahm aber auch der Fischreichtum trotz mäßiger Befischung ab. Vergebens forschten wir nach der Ursache, bis wir auf die vielen toten und von Pilzkrankheiten befallenen Fische aufmerksam wurden. Irgend etwas stimmte im Gleichgewicht des Tierlebens nicht. Sollte es etwa das fast gänzliche Abschießen der Vogelwelt — in der Hauptsache Reiher, Taucher, Bläßhühner (Lietze, Zappe) und Enten — verursacht haben? Wir unterließen den Abschuß auf etwa zwei Jahre, und siehe da, die kranken und toten Fische verschwanden und der Fischstand hob sich schnell.

Nun will ich beileibe nicht in den gleichen Fehler fallen, solche Vorgänge mit apodiktischer Sicherheit für meine Beweisführung auszubeuten, aber zu denken gibt dieser Vorgang doch. Zum mindesten müßten die vielen in den Mägen des Wassergeflügels zu findenden fischschädlichen Insekten und deren bei Nichtvernichtung zu erwartende Nachkommenschaft auf der Kreditseite verbucht werden. So fand ich im Magen eines jungen Tauchers vier Gelbrandkäferlarven. Wie günstig ließe sich die Tatsache für die Nützlichkeit des Tauchers verwerten!

In meiner Kindheit hatten wir auf der Oberhavel und in Mecklenburg eine reiche und mannigfaltige Vogelwelt und sehr viele Fische. Heute herrscht in beiden Tierklassen Armut und schon vor dem Kriege sah es in dieser Hinsicht recht unbefriedigend aus.

Es trifft nicht zu, wenn Herr Geheimrat Schiemenz bestreitet, daß die Vogelwelt auf deutschen Gewässern seltener geworden ist. Einzelne Arten stehen vor der Ausrottung. Auf meinen ausgedehnten Wasserfahrten, auch als Segler, habe ich das mit Sicherheit feststellen können. Der Krieg und seine Folgen, die Fisch- und Eierdiebe, insbesondere die

hallunkenhaften Granatenwerfer und Schießer haben auf vielen Revieren fast Rest gemacht. Nicht etwa nur um Mundraub handelt es sich, nein, meist um die Beute zu wucherischen Preisen zu verkaufen. Seit Jahren habe ich beispielsweise auf dem Havelgebiet keine große Rohrdommel oder Kranich mehr gesehen, der Fischadler ist sehr selten geworden. Hin und wieder gleitet nur ein Reiher mit pumpendem Flügelschlag über die unbelebte, ihres zierenden Vogelschmuckes fast beraubte Wasserfläche, auch die Seeschwalben, Gabel- und Rohrweihen, die geborenen Fresser toter Fische, finden sich nur noch dünn gesät. Der Fischotter ist ein fast sagenhaftes Tier geworden, sehr selten spürt sich noch ein Exemplar. Der derzeitige hohe Preis seines Balges ist ohnehin ausreichend, seiner Fortexistenz ein Ende zu machen. Nur wenige Schwäne haben sich vor dem Verspeisen gerettet. Man stelle sich einmal unsere schönen Seen und Flüsse ohne jede Vogelwelt vor! Auf dieses Ideal verzichten wir Fischereifreunde und jeder brave Berufsfischer. Ganz ähnlich spricht sich eine kleine Abhandlung in der neuen Züricher Zeitung vom 9. September 1919 aus, die im „Berliner Fischmarkt" vom 14. Oktober 1919 veröffentlicht ist und woraus ich auszugsweise folgende Sätze entnehme:

„In der Natur gilt das Gesetz des Gleichgewichtes, und wohl nirgends ist es so auffällig, wie im Wasser resp. unter seinen Bewohnern. Da ist alles aufeinander angewiesen. Ist der Mensch imstande, Einfluß auf die eine Wagschale auszuüben, so sehen wir auch die andere unfehlbar sich bewegen. Im See muß es Fische und Vögel geben. Nehmen wir die einen weg, so werden auch die anderen zugrunde gehen. Rotten wir die Fische aus, so haben die fischfressenden Wasservögel nichts mehr zu suchen und sterben aus oder wandern weg. Aber auch der Fischbestand wird ohne Wasservögel unrettbar verloren sein. Wir sehen, wie die Taucher (Podiceps- und Colymbusarten) die auffällig gefärbten Fischlein zuerst verfolgen und erwischen. Es sind das solche Fische, die helle Flecken, d. h. krankhafte Stellen aufweisen. Infolge der Krankheit sind die Fische auch weniger flüchtig und können deswegen leichter weggeschnappt werden. Selbstverständlich fangen die Taucher auch gesunde Fische. Durch das Wegfangen jener aber üben sie eine Gesundheitspolizei aus, die den Fischbestand eines ganzen Sees vor Verseuchung und Untergang retten kann.

Das Bläßhuhn ist, so oft man es beobachtet, viel mehr Pflanzen- als Fleischfresser. Tausende von Malen sehen wir es auftauchen mit Pflanzen im Schnabel, meistens „Tausendblatt". Alles, was es beim Tauchen findet, bringt es an die Oberfläche, zerzaust es da, bis daraus verschlingbare Bissen entstehen. Zweimal seit fast dreißig Jahren sahen wir es mit einem Fischlein auftauchen, das es zufällig fand. Zum Verfolgen der Fische unter Wasser ist es vollständig unfähig und auch als Laichräuber durchaus nicht eingerichtet. Mit seinem spitzen Schnabel könnte es ein einziges Eilein aufnehmen, und wenn es mit solchen Bissen auftauchen müßte, um sie zu verschlingen, so würde es bei diesem Nahrungserwerb unfehlbar verhungern. — Als Laichräuber kommen neben den Fischen selber, die Enten in Betracht. In den Fischbrutanstalten sehen wir, daß auch die kranken und abgestorbenen Fischeier prächtig leuchtende Farben bekommen, rot und blau, während der gesunde Laich unscheinbar gefärbt ist. Also auch hier liegt von Natur aus die Aufforderung an die Vögel vor, das Kranke zuerst zu beseitigen.

Ich habe gesehen, wie Fischarten, sowohl gewöhnliche wie edle, in Seen ausstarben resp. so zurückgingen, daß jahrelang keine mehr gefangen werden konnten. Dabei ließ eine intensive Jagd das Wassergeflügel nicht überhand nehmen. Durch sachverständige Bewirtschaftung wurden die verschwundenen Fische wieder so zahlreich, daß nun seit Jahren große Mengen gefangen werden können. Dieser Reichtum fällt mit einem Jagdverbot zusammen, das seit langem einen Teil des Sees den Vögeln offen hält. Es sind das Beweise, daß das Wassergeflügel den Fischbestand unserer Seen nicht ausrotten kann. Ein auffälliges Überhandnehmen der Enten usw. lassen Jagd und Wilderei nicht aufkommen, so daß alles hübsch im Gleichgewicht bleibt. Auch die Fische selbst arbeiten daran, denn manches junge Entchen und Taucherlein wird von einem räuberischen Hecht weggeschnappt,

wenn es seine ersten Tauchkünste probiert oder mit zappelnden Beinchen zwischen den Rohrstengeln herumschwimmt."

Soweit der mir unbekannte Verfasser.

Wenn auch die im Hinblick auf die Schweizer Gewässer gemachten weiteren Ausführungen des Artikels auf die deutschen Gewässer nicht in allen Punkten zutreffen, so enthalten sie doch recht beachtenswerte Tatsachen. Im Jagdbetriebe war mit Anfang dieses Jahrhunderts das Feldgeschrei: „Ausrottung des Raubzeuges", besonders Reinekes Erscheinung sollte aus Flur und Wald verschwinden. Wie bald hatte man diesen Mißgriff eingesehen. Wo der Fuchs gänzlich verschwand, ging der Wildbestand zurück. Für die Fortpflanzung kamen nicht mehr ausschließlich starke, eine gesunde Nachkommenschaft gewährleistende Eltern in Betracht, sondern vielfach minderwertige Kümmerer. Wiederholt wurde der Fuchs durch Aussetzung im Revier wieder heimisch gemacht. Kurz halten soll man erwiesene Schädlinge, das Ausrotten soll man sich zehnmal überlegen.

Auch unsere Raubfische sind nebenher ausgezeichnete Wasserpolizisten. Den augenscheinlichen Beweis bringt jeder Raubfischmangel. Beobachtet man in sehr klarem Wasser beispielsweise einen stärkeren Barsch, so umspielt ihn meist eine größere Zahl von Beutefischen. Dennoch nimmt er im allgemeinen den am Haken behindert und taumelnd umherschwimmenden Köderfisch, weil er ihm bequemer zur Beute fällt. Der Köderfisch stellt dabei einen erkrankten Fisch dar. Den toten, für die Verbreitung von Krankheiten viel gefährlicheren Fisch nimmt, sofern er nicht lebhaft bewegt wird und dadurch Leben vortäuscht, kein Raubfisch, wohl aber doch mancher Vogel. Hierin liegt eine außerordentlich nützliche Tätigkeit.

Die Naturdenkmalpflege mit einigen geringschätzenden Worten und als ein fast durchweg schädliches Vorgehen abzutun, verrät kein tieferes Eingehen auf diese, aus echt deutschem Empfinden entsprungene Bewegung. Wollen auch die gebildeten, einsichtsvollen Kreise die letzten idealen Regungen in dieser Zeit der geschäftsmäßigen Verrohung austilgen? Wir sollten die letzten kümmerlichen Wurzelreste solcher zarten ethischen Pflanzen pflegen. Man schätzt heute vielfach Imponderabilien nicht und begeht damit einen großen Fehler, sie sind im Endergebnis für ein großes Volk, das auf geistigen Gehalt Anspruch macht, oft wichtiger als die rein materiellen.

Herr Geheimrat Schiemenz sagt, es ist für die Mitwelt ziemlich gleichgültig, ob eine oder die andere Tierart ausstirbt. Wird dieser Grundsatz verallgemeinert, so führt er zu eigenartigen Konsequenzen, deren Ausmalung im einzelnen zu weit führen würde Daß durch große Veränderungen in der Natur unzählige Tierarten zugrunde gegangen und dafür neue entwickelt worden sind, ist jedermann bekannt. Aber diese Veränderungen haben sich doch gebietweise für die Eisperioden, in Hunderttausenden oder gar Millionen von Jahren abgespielt. Hier handelt es sich aber um Maßnahmen in der Jetztzeit. Da schwankt die durchschnittliche Jahrestemperatur, Belichtung, der Feuchtigkeitsgehalt, die atmosphärische Spannung, kosmische Strahlung usw. auf der Erde verhältnismäßig wenig, das meiste in der Erhaltung, Vermehrung oder Verminderung der Tierwelt tut der große Egoist, „Der Mensch"!

„Die natürlichen Verhältnisse unseres Vaterlandes verändern sich trotz der staatlichen Stelle für Naturdenkmäler und der Naturschutzvereine", schreibt Geheimrat Schiemenz sehr richtig, aber nicht durch den Wechsel und die unbeeinflußbaren, in langen Zeitepochen erst sichtbar werdenden Vorgänge in der Natur, sondern durch den Eingriff des Menschen. Wo der Eingriff nötig ist, muß er gemacht werden. Das ist der Mensch zur Erhaltung seiner Art sich selbst schuldig, aber praktische Einsicht und wahrhafte Geisteskultur wird im Einzelfall sehr sorgfältig abwägen, inwieweit diese Eingriffe vorteilhaft und nötig sind.

Weshalb die „Wissenschaft der Naturschützler die wirkliche Wissenschaft zu einer dienenden Magd herabwürdigen soll", ist nicht recht verständlich. Ich gehöre keiner Naturschutzorganisation an, bin also völlig unbeeinflußt, bin aber als Ingenieur, Biologe,

Physiker und Freund aller mit der Fisch- und Vogelwelt zusammenhängenden Dinge wohl als wirklicher praktischer und theoretischer Wissenschaftler anzusprechen, habe aber trotzdem einen Rest reinen ethischen Empfindens übrig, der mich hindert, im rein Geschäftlichen zu ertrinken.

Recht zweifelhaft ist auch die Nützlichkeit der radikalen Beseitigung von Uferbäumen. Ich halte das für einen geradezu fischereischädlichen Eingriff. Daß ein dicht mit Bäumen und Sträuchern bestandenes Ufer eines kleineren Sees oder eines Baches oder schmäleren Flusses dem Fischereiertrag nicht förderlich ist, weiß jeder Fachmann; wo die Belichtung fehlt oder unzureichend ist, läßt die Entwicklung der Fauna und Flora des Wassers zu wünschen übrig, obwohl es da auch bedeutsame Ausnahmen gibt. Fraglos sind aber schattige Einzelstellen beliebte Aufenthaltsorte vieler Fische, so von Forelle, Lachs, Äsche usw. Beispielsweise halte ich es für sehr vorteilhaft, wenn am Ufer eines durch ebenes Gelände fließenden Gewässers hier und da ein Baum seine Krone zum Himmel reckt, ganz abgesehen davon, daß unser Auge sich daran erfreut. Beschattet er einen Wasserkolk, so kann man mit Sicherheit an heißen Tagen an diesen Stellen Fische antreffen. Auch der Krebs gedeiht nicht an völlig uferkahlen Gewässern.

Auch die starren, viel befeindeten Ufergewächse haben recht nützliche Seiten. Mehrere Male habe ich Hechte beobachtet, wie sie sich beim Laichen mit Vorliebe durch nahe beieinander stehende Stengel des Schilfrohres (Phragmites) hindurchzwängten, um sich von ihren Laichprodukten zu befreien. Das Schilfrohr ist auch ein starker Schutz gegen das Ablanden des Ufers und damit gegen das Verschwinden von wertvollen Laichstellen.

Als Beispiel führe ich die Insel Lindwerder im Tegeler See an. Als der starke Dampferverkehr auf der Oberhavel noch nicht herrschte, umzirkte ein dichter Rohrwald diese Insel, der gleichzeitig auch der Unterwasserfauna zu ihrem Wachstum ein Rückgrat bot. Die Dampferwellen, das Massengetrampel tausender Anlandender und Badender vernichtete den Rohrgürtel. Die Insel wurde danach durch den Wellenschlag in drei kleine, kaum über den Wasserspiegel hinausragende Restinselchen zerlegt, die Unterwasserflora und die Laichstellen verschwanden, ein Schicksal, welches schließlich der gesamten Insel drohte. Jetzt hat man sie wieder notdürftig durch Faschinen geschützt, aber der Rohrgürtel war zweckmäßiger, für die Fischerei nützlicher und für das Auge wohltuender, trotz alledem. Leider ist es sehr schwer, das Rohr wieder heranzuziehen, es geht damit wie mit der Verpflanzung anderer Pflanzen. Zu Ostern grün, zu Pfingsten gelb!

Anders liegen diese Dinge bei allen künstlichen oder im wesentlichen durch Menschenhand geschaffenen Fischereianlagen, besonders in der Teichwirtschaft. Da muß fest durchgegriffen werden, um ein Menschenwerk mit bestimmten Zwecken vor entgegenarbeitenden Naturvorgängen, hauptsächlich der Verwachsung, zu schützen, weil sonst der verhältnismäßig kleine Naturausschnitt ertraglos würde. Diese im allgemeinen flachen Gewässer sind auch viel mehr dem Raubzeug ausgesetzt, und wenn der Mensch da, wo er die Verhältnisse übersehen kann, die ungebetenen Fischfresser kurz hält, so ist das sein gutes Recht.

Auf die Ausführungen über die Erklärung des Plagesees und seiner Umgebung zum Naturschutzdenkmal möchte ich noch mit einigen Worten eingehen:

Wenn ich nicht irre, ist dies der einzige See, welcher zu einem Naturdenkmal erklärt worden ist. Er ist wenige hundert Morgen groß, also ein Nichts gegenüber dem Fischgebiet Deutschlands. Über eine Absperrung eines so winzigen Gebietes sich zu entrüsten, lohnt wirklich nicht, um so mehr, als der See immerhin nicht unsachgemäß befischt wird, wie Herr Geheimrat Schiemenz selbst zugibt.

Wenn alle Bestrebungen der Naturdenkmalpflege als verfehlt anzusehen wären, was auf das Entschiedenste zu bestreiten ist, dann lohnte auch nicht die Erhaltung alter, schöner Bäume in gewissen Waldbeständen oder an ausgezeichneten Stellen im Landschaftsbilde. Der Baum bringt keinen Nutzen, beherbergt gar dies oder jenes als schädlich bezeichnete Insekt, spendet für die Landwirtschaft unerwünschten Schatten; also weg damit. Weg

mit allen Zierbäumen in Gärten, pflanzt lediglich Nutzgewächse, sei die Losung! O, du liebes Deutschland, was soll aus dir werden, wenn der Nützlichkeitsgrundsatz auf die Spitze getrieben wird. Auch die Forstkultur kommt in neuerer Zeit von der fast ausschließlichen Aufforstung durch die schnellwachsende und gut verwertbare Kiefer ab, man hat schon einen recht unangenehmen Haken darin gefunden. Die Anhänger des Mischwaldes nehmen stark zu.

Durchpeitschung eines Schemas für die Behandlung der Natur führt fast stets zu folgenschweren Rückschlägen, selbst vom reinen Nützlichkeitsstandpunkt aus. Vorsichtig, und erst wenn völlige Sicherheit über die Wirkung besteht, soll der Mensch fest durchgreifen, und falls die Nützlichkeit erwiesen ist, spielt außerdem die richtige Abschätzung des Schadens eine große Rolle. Ist der Schaden praktisch belanglos, kann ihn die menschliche Gesellschaft oftmals mit Vorteil ohne Mißbehagen erdulden, wenn damit andere Kulturwerte gewonnen werden. Das menschliche Leben ist nicht nur ein Geschäft. Die Einsicht der Sachverständigen wird schon dafür sorgen, daß ungehörige, für das Gemeinwohl sehr schädliche Auswüchse beseitigt werden.

Medio tutissimus ibis, der goldene Mittelweg bleibt, wie meist, auch in der vorliegenden Frage die beste Richtlinie.

Lore, unsere Sumpfohreule.

Von Helene Zimmermann.

Als mein Bruder Rudolf vor einigen Jahren von einer nach Mecklenburg unternommenen Studienreise zurückkehrte, entnahm er einem Kistchen eine noch sehr jugendliche Reisegefährtin, eine kleine Sumpfohreule, die er ihrer Sippe, in der großen Freude darüber, daß er deren intimstes Familienleben belauschen und „knipsen" durfte, gewaltsam entführt hatte. Er erbat von uns für seinen Liebling, der in seinem schmutzig grauen Dunenkleid noch recht ruppig und struppig aussah und doch unsere Herzen in hellstes Entzücken versetzte, ein möglichst „standesgemäßes" Quartier mit „Familienanschluß". Gleichsam unter Tieren aufgewachsen, standen wir schon in den Kinderjahren auf merkwürdig vertrautem Fuße mit Geschöpfen, die der hochgeborne Mensch so gerne mit Verachtung straft. Die Tiere selber haben uns eine tiefe Liebe zu ihnen gelehrt und unser Dasein um manche wertvolle, schöne Stunde bereichert. Wir waren natürlich auch sofort bereit, dem gefiederten Fremdling Heimat und Eltern und alles zu ersetzen. Aber wir hatten unsere Rechnung ohne den kleinen Mecklenburger Trotzkopf gemacht, der wie das leibhaftige „Rühr-mich-nicht-an" in unserer Mitte stand. Mit größtem Mißtrauen verfolgte der Vogel all unsere Bewegungen und quittierte jedes liebevolle Entgegenkommen und jeden noch so zarten Annäherungsversuch mit energischem Fauchen und Schnabelkappen, wobei er sein Federkleid aufporstelte wie eine Henne, die eine zwölfköpfige Küchleinschar zu verteidigen hat. Wie aber auch bei uns Menschenkindern eisige Abwehr häufig das Übergangsstadium zu einem innigen Bunde bildet, so verwandelte auch unser Pflegling seine Feindseligkeit bald in große Zuneigung, als er herausfand, daß unser Handeln nicht von irgendwelchen bösen Absichten diktiert sein konnte.

Wir hatten Lore — der Name hatte schon lange für sie als für den nächsten dieses Rufes für würdig erachteten Familienzuwachs, den uns ein gütiges Geschick ins Haus führen würde, in Bereitschaft gelegen — als Wohngemach einen größeren Käfig mit einem in demselben erhöht angebrachten Sitzplatze angewiesen, worin sich der Insasse schnell heimisch fühlte.

An Nahrung gaben wir dem Vogel Mäuse, ähnliches Getier und rohes Rind- oder Pferdefleisch. Letzteres umwickelten wir mit Wolle oder Federn, was eine Hauptbedingung

zum Wohlbefinden und Fortkommen dieser Tiere ist, da sie diese Stoffe notwendig zur Verdauung der Speise, von der die unverdaulichen Bestandteile wieder durch den Schnabel herausgewürgt werden, brauchen. Als Mäuselieferant haben wir eine guterzogene schwarze Katze, die fleißig auf Raub ausgeht. Kehrt Frau Mieze erfolgreich von ihrer Jagd zurück, dann kündet sie ihr Kommen schon von weitem durch lautes Miauen an, um uns dann ihre Beute streichelnd und schmeichelnd zu Füßen zu legen und sich ihren in süßer Milch bestehenden Lohn schmecken zu lassen. Wenn Lore das Triumphgeschrei der grünäugigen Jägerin hört, wird sie ganz aufgeregt und ungeduldig vor Freude und trägt eine große Enttäuschung zur Schau, wenn ihr der für sie bestimmte frische Braten aus irgendeinem Grunde nicht gleich verabreicht wird. Für gewöhnlich bekommt der Vogel täglich zweimal Futter: morgens und abends. Wasser nimmt er seltener.

Vom späten Nachmittag an bis zu der Stunde, in der wir schlafen gehen, teilt die Eule mit einem großen deutschen Schäferhunde, zwei Katzen und einem Kuckuck unser geselliges Beisammensein im Wohnzimmer. Leicht und sicher fliegt sie über unsere Köpfe hinweg, abends mit besonderer Vorliebe dicht über der Lampe, so daß uns zur Abwechslung oft einige Sekunden tiefste Dunkelheit umgibt. Lange Zeit sitzt der Schlingel dann mäuschenstill auf einem Schranke, interessiert alle Vorgänge im Zimmer verfolgend, wobei er den Kopf nach allen Seiten, oft das Gesicht bis auf den Rücken dreht, mit einem Rucke hochschiebt, um ihn dann ebenso plötzlich wieder zu senken, was so urkomisch wirkt, daß man Tränen lachen kann. Die Augen der Eule liegen ja unbeweglich in ihren Höhlen, so daß der Vogel bei Betrachtung etwas ihm Interesse Einflößendes gezwungen ist, den ganzen Kopf entsprechend zu drehen. Und Interesse hat der Vogel eigentlich für alles — die kleinste Fliege mustert er, bis sie seinem Gesichtskreise entschwunden ist. Sind wir alle um den Tisch versammelt, dann muß Lore dicht bei uns sein. Sie fliegt auf die Lehne eines leerstehenden oder besetzten Stuhles, um ihrem Vordermann mit weit vorgestrecktem Kopfe neugierig über die Schultern zu schauen. Kann sie von da aus noch nicht haarscharf sehen, was die Finger eigentlich treiben, dann fliegt sie auf den Tisch, direkt neben das Objekt unserer Tätigkeit. Und wenn wir z. B. schreiben, dann verfolgt sie mit den klugen Augen Wort nach Wort, so daß wir unwillkürlich die Empfindung haben, als müsse sie uns im nächsten Augenblick belehren: „Du — da hast Du ein Komma vergessen —". Oder wenn meine Mutter irgendeinen eingekauften Stoff mustert und spricht: „Das kann kein Reinleinen sein", dann läßt sich Lore in allernächster Nähe des Gewebes nieder und schaut und schaut, als wolle sie die Mutter ihrer Zweifel entheben — vielleicht mit der weisen Bestätigung: „Und es ist doch Reinleinen". Als beliebte Promenade hat sie sich die lange Gardinenstange eines Doppelfensters auserwählt. Es sieht äußerst drollig aus, wenn sie dort mit eingezogenem Kopfe einherspaziert. Von da aus schmuggelt sie sich gern in verbotenes Gebiet: auf den Regulator. Sie weiß nur zu gut, daß sie das nicht darf, und schaut mit dem herausfordernden Spitzbubengesicht triumphierend von ihrer Höhe auf unsere entrüsteten Häupter herab. Mein Vater, der abends zeitig schlafen geht, verbringt gewöhnlich die letzten Tagesstunden in einem behaglichen Eckchen am Ofen. Lore hat längst auch die Annehmlichkeiten dieses Eckchens herausgefunden und wartet oft mit Ungeduld auf das Zubettgehen meines Vaters, den sie auffallend rege umkreist, um dann das begehrte Plätzchen für sich in Beschlag zu nehmen. In Augenblicken, in denen in mir der alte goldene Übermut einer sonnigen Kindheit, den der Ernst des Lebens nicht hat zu ersticken vermocht, aufperlt und übersprudelt und ich Lore — meiner drei Jahrzehnte und guten Erziehung zum Hohn — die Zunge herausstecke wie ein echter Gassenbub, dann wird auch sie angesteckt von dem prickelnden Element und kommt mir auf den Kopf geflogen, um ein ungemein ergötzliches Spiel zu beginnen. Gern neckt sie sich auch mit meiner lebhaften Schwester Agnes, ihrer gewissenhaften Pflegerin.

Natürlich wird Lore allen unseren Gästen vorgestellt. Aber das geborene Geschöpf der Freiheit scheint von den gesellschaftlichen Pflichten absolut nicht erbaut zu sein und

die hohe Ehre, die ihr häufig zuteil wird, sehr gering einzuschätzen. Wenn sie eine fremde Person sich gegenüber sieht, macht sie stets eine bitterböse Miene, die sie arg entstellt. Die Ohrbüschel, die sie sonst niedergeschlagen trägt, hält sie aufgerichtet wie zwei Hörner, während die anderen Federn platt an den Kopf gedrückt sind. Nur langsam verändert sie ihren Gesichtsausdruck wieder.

Unsere Sumpfohreule, die 35 cm lang ist und eine Flügelspannweite von ungefähr einem Meter hat, trägt ein von dunkelbraunen Flecken durchzogenes, herrliches Federkleid von rostgelber und weißlicher Grundfarbe. Sie ist uns allen sehr ans Herz gewachsen und ich wünschte allen denen, die sich von den Freuden des Lebens etwas benachteiligt fühlen, solch ein prächtiges Kerlchen als Hausgenossen.



Einen besonders schönen Erfolg unserer Bestrebungen bedeutet die Polizeiverordnung, welche im „Deutschen Reichsanzeiger und Preußischen Staatsanzeiger" Nr. 172 vom 26. Juli 1921 veröffentlicht ist. Sie lautet wie folgt:

Polizeiverordnung.

Auf Grund des Gesetzes vom 8. Juli 1920 (Gesetzsamml. S. 437), betreffend die Abänderung des § 34 des Feld- und Forstpolizeigesetzes vom 1. April 1880, in Verbindung mit § 136 des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 (Gesetzsamml. S. 195) wird für den Umfang des Staatsgebiets folgendes angeordnet:

§ 1.

Die in den Anlagen 1 und 2 bezeichneten Tier- und Pflanzenarten sind geschützt. Der Schutz erstreckt sich, soweit es nicht anders bestimmt ist, auf das ganze Jahr.

Anordnungen, die einen über diese Verordnung hinausgehenden Schutz von Tierarten, Pflanzen oder Naturschutzgebieten bestimmen, bleiben in Kraft und können auch künftig erlassen werden.

Die Erklärung zum Naturschutzgebiet erfolgt durch Anordnung der zuständigen Minister.

§ 2.

Es ist verboten, Tieren geschützter Arten — Anlage 1 — nachzustellen, sie mutwillig zu beunruhigen, zu ihrem Fang geeignete Vorrichtungen anzubringen, sie zu fangen oder sie zu töten. Auch ist verboten, Eier, Nester oder sonstige Brutstätten solcher Tiere fortzunehmen oder zu beschädigen. § 1 Absatz 3 des Reichsvogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 (RGBl. S. 317) gilt jedoch auch für die Vögel, welche durch die auf Grund des Gesetzes vom 8. Juli 1920 (Gesetzsamml. S. 437) erlassenen Verordnungen geschützt sind.

Diese Bestimmungen gelten auch für den Meeresstrand und das Küstenmeer.

Die Bestimmungen über das Sammeln der Eier der eigentlichen Möwen — **Larinae** —, jedoch nicht der Seeschwalben, bleiben unberührt.

§ 3.

Es ist verboten, Vögeln, mit Ausnahme der Enten — **Anatidae** —, der Gänse — **Anseridae** —, des Auerhuhns — **Tetrao urogallus** —, des Birkhuhns — **Lyrurus tetrix** — und der Schnepfen — **Scolopacinae** — zur Nachtzeit nachzustellen.

Als Nachtzeit gilt die Zeit von einer Stunde nach Sonnenuntergang bis eine Stunde vor Sonnenaufgang.

§ 4.

Es ist verboten, geschützte Pflanzen — Anlage 2 — zu entfernen oder zu beschädigen, insbesondere sie auszugraben, auszureißen, Blüten, Zweige oder Wurzeln abzupflücken, abzureißen oder abzuschneiden. Dieses Verbot hat, soweit nichts anderes bestimmt ist, keine Geltung gegenüber dem Nutzungsberechtigten.

§ 5.

Es ist verboten, die auf Grund dieser Verordnung geschützten Tierarten einschließlich ihrer Eier und Nester sowie Pflanzen, soweit nicht eine anderweitige Anordnung getroffen ist, feilzuhalten, anzukaufen, zu verkaufen sowie zu befördern. Diesem Verbot unterliegt auch jede andere Art des Erwerbs oder der Veräußerung, das Anerbieten oder die Vermittlung solcher Rechtsgeschäfte, das Eingehen einer Verpflichtung zum Erwerb oder zur Veräußerung.

§ 6.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen, Berlin-Schöneberg, Grunewaldstraße 6/7, der Regierungspräsident für den Umfang des Regierungsbezirks oder für Teile desselben sowie die von ihm ermächtigten, nachgeordneten Behörden sind befugt, schriftliche Ausweise zu erteilen, welche die darin bezeichnete Person berechtigen, fremde Grundstücke zu solchen Untersuchungen und Ermittlungen zu betreten, die den Schutz von Tierarten, von Pflanzen oder von Naturschutzgebieten betreffen.

Die Ausstellung des Ausweises erfolgt auf ein Kalenderjahr. In besonderen Fällen kann der Ausweis auf eine längere Zeit, jedoch nicht über mehr als drei Kalenderjahre erteilt werden.

Der Ausweis ist jederzeit widerruflich.

Nach Ablauf seiner Gültigkeit, insbesondere auch nach erfolgtem Widerruf ist der Ausweis der Behörde, die ihn ausgestellt hat, abzuliefern.

§ 7.

Aus besonderen Gründen, insbesondere zur Abwendung wesentlicher wirtschaftlicher Nachteile, für Zucht- und Brutzwecke, zu wissenschaftlichen und Unterrichtszwecken kann der Regierungspräsident nach Anhörung der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege Ausnahmen von den Vorschriften dieser Verordnung sowie anderer auf Grund des Gesetzes vom 8. Juli 1920 (Gesetzsamml. S. 437) ergehenden Anordnungen für den Bereich oder Teile seines Bezirks gestatten.

Die unterzeichneten Minister behalten sich ihrerseits die Zulassung von Ausnahmen sowie die Übertragung dieser Befugnisse an andere Stellen vor.

§ 8.

Die Vorschriften dieser Verordnung sowie die übrigen auf Grund des Gesetzes vom 8. Juli 1920 (Gesetzsamml. S. 437) ergangenen und ergehenden Anordnungen sind nicht anwendbar auf Tiere, die rechtmäßig in Privateigentum gelangt sind. Im übrigen gelten sie, soweit im Einzelfall nichts anderes bestimmt ist, auch gegenüber dem Eigentümer, dem Jagdberechtigten und dem Fischereiberechtigten.

§ 9.

Übertretungen dieser Polizeiverordnung sowie der auf Grund derselben ergehenden Anordnungen werden gemäß § 34 des Feld- und Forstpolizeigesetzes in der Fassung des Gesetzes vom 8. Juli 1920 (Gesetzsamml. S. 437) mit Geldstrafe bis zu 150 *M.* oder mit Haft bestraft.

Berlin, den 30. Mai 1921.

Der Minister
für Landwirtschaft, Domänen und Forsten.
J. V.: Ramm.

Der Minister
für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.
Becker.

Anlage 1.

Liste

der nach vorstehender Polizeiverordnung auf Grund des Gesetzes vom 8. Juli 1920 (Gesetzsamml. S. 437) über das Vogelschutzgesetz und die Jagdgesetze hinaus im ganzen Staatsgebiet geschützten Tiere.

Insekten.

1. Die Apollofalter, Parnassius apollo L. und P. mnemosyne L.
2. Gottesanbeterin, Mantis religiosa.

Kriechtiere.

Sumpfschildkröte, Emys orbicularis L.

Vögel.

a) Das ganze Jahr sind geschützt:

1. Kormoran, Phalacrocorax carbo L.
2. Höckerschwan, Cygnus olor Gm.
3. Zwergtrappe, Otis tetrax L.
4. Schwarzer Storch, Ciconia nigra L.
5. Weißer Storch, Ciconia ciconia L.
6. Reiher und Rohrdommeln, Ardeidae, mit Ausnahme des Fischreihers, Ardea cinerea L.
7. Schlangenadler, Circaetus gallicus Gm.
8. Schreiadler, Aquila pomarina Br.
9. Steinadler, Aquila chrysaetus L.
10. Seeadler, Haliaetus albicilla L.
11. Wespenbussard, Pernis apivorus L.
12. Baumfalk, Falco subbuteo L.
13. Rotfußfalk, Cerchneis vespertina L.
14. Turmfalk, Cerchneis tinnunculus L.
15. Eulen, Strigidae, einschl. des Uhus, Bubo bubo L.
16. Spechte, Picidae.
17. Rotköpfiger Würger, Lanius senator L.
18. Schwarzstirniger (Grau-)Würger, Lanius minor Gm.
19. Kolkrabe, Corvus corax L.
20. Steinsperling, Petronia petronia L.
21. Karmingimpel, Carpodacus erythrinus Pall.
22. Wasserschmätzer (Wasseramsel), Cinclus.

b) Vom 1. März bis 31. August sind geschützt:

1. Eisalk (Tordalk), Alca torda L.
2. Trottellumme, Uria troille L.
3. Papageientaucher, Fratercula arctica L.
4. Polartaucher, Urinator arcticus L.
5. Möwen und Seeschwalben, Laridae.
6. Eiderente, Somateria mollissima L.
7. Schellente, Clangula clangula L.
8. Brandgans (Brandente), Tadorna tadorna L.
9. Austernfischer, Haematopus.
10. Steinwälzer, Arenaria.
11. Regenpfeifer, Charadrius.
12. Kiebitz, Vanellus.
13. Triel, Oedicnemus.
14. Säbelschnäbler, Recurvirostra.
15. Strandläufer, Tringa.
16. Kampfläufer, Pavoncella.
17. Wasserläufer, Totanus.
18. Uferschnepfe, Limosa.
19. Brachvogel, Numenius.
20. Kranich, Grus.
21. Turteltaube, Turtur turtur L.
22. Hohltaube, Columba oenas L.
23. Die Weihen, Circus, mit Ausnahme der Rohrweihe, Circus aeruginosus L.
24. Milane, Milvus.
25. Wanderfalk, Falco peregrinus Tunstall.
26. Raubwürger, Lanius excubitor L.
27. Tannenhäher, Nucifraga.

c) Vom 1. März bis 30. Juni sind geschützt:

1. Die Säger, Mergidae.
2. Graugans, Anser anser L.

Säugetiere.

1. Siebenschläfer, Glis glis L.
2. Baumschläfer, Dryomys nitedula Pall.
3. Gartenschläfer, Eliomys quercinus L.
4. Haselmaus, Muscardinus avellanarius L.
5. Biber, Castor fiber L.
6. Nerz oder Sumpfotter, Mustela lutreola L.

Anlage 2.

Liste

der nach vorstehender Polizeiverordnung auf Grund des Gesetzes vom 8. Juli 1920 (Gesetzsamml. S. 437) allgemein geschützten wildwachsenden Pflanzen.

1. Straußenfarn, Onoclea struthiopteris Hoffm. (Struthiopteris germanica Willd.).
2. Königsfarn, Osmunda regalis L.
3. Alle Arten von Bärlapp, Schlangenmoos, Lycopodium.

4. Eibe, Taxus baccata L.
5. Federgras, Stipa pennata L.
6. Türkenbund, Lilium martagon L.
7. Frauenschuh, Cypripedium calceolus L.
8. Strandvanille, Epipactis rubiginosa Gaud.
9. Seidelbast, Daphne mezereum L.
10. Wassernuß, Trapa natans L.
11. Stranddistel, Erygium maritimum L.
12. Eichenblättriges Wintergrün, Chimophila (Pirola) umbellata Nutt.
13. Die ausdauernden (blaublühenden) Arten von Enzian, Gentiana.
14. Linnäe, Linnaea borealis L.

* * *

Mit dieser Verordnung sind viele alte Wünsche des Naturschutzes erfüllt worden, wie z. B. der absolute Schutz sämtlicher Adler, der Zwergtrappe, des Kormorans, des Kolkraben, zweier Würgerarten und vor allen Dingen des Uhus.

Recht erfreulich ist auch der Schutz vom 1. März bis 31. August der unter b) genannten Vögel, wie des Wanderfalken, der Milane, des Raubwürgers und der Weihen. Warum aber immer noch dem Nützlichkeitsprinzipe gehuldigt wird und kleinliche Ausnahmen gemacht werden, wie z. B. bei der Rohrweihe, die doch auch gewiß nicht häufig ist und beim rotrückigen Würger, ist nicht verständlich. Sonderbarerweise befindet sich der Mäusebussard überhaupt nicht auf der Liste. Ist er auf einmal vogelfrei, oder ist er nur vergessen worden? In letzterem Falle müßte das Versäumte schleunigst nachgeholt werden.

Auch der Schutz verschiedener Insekten, Kriechtiere, Säugetiere und Pflanzen ist aufrichtig zu begrüßen. Hoffentlich wird deren Zahl noch bedeutend vermehrt!

Hier sehen wir nach langen Jahren des Kampfes einmal greifbare, schöne Erfolge!

Folgende Eingaben hat der Verein für Vogelkunde, -Schutz und -Liebhaberei zu Leipzig im April d. J. an den Reichstag gerichtet:

An den Hohen Reichstag in Berlin!

Der gehorsamst unterzeichnete Vorstand des Vereins für Vogelkunde, -Schutz und -Liebhaberei zu Leipzig hat durch Veröffentlichungen in der Fachpresse Kenntnis von der Eingabe des Verbandes der Tierschutzvereine des Deutschen Reiches vom 18. Oktober 1920 betreffend Abänderung und Verschärfung des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 bekommen und gestattet er sich, einem Hohen Hause nachstehende Protesteingabe ergebenst zu unterbreiten.

Wie aus der Eingabe des Verbandes der Tierschutzvereine hervorgeht, wünschen genannte Vereinigungen § 3 Abs. 1 des Vogelschutzgesetzes dahingehend erweitert zu wissen, daß

„das Fangen und die Erlegung von Vögeln sowie der Ankauf, der Verkauf und das Feilbieten, die Vermittlung eines hiernach verbotenen An- und Verkaufs, ferner der Tausch, die Ein-, Aus- und Durchfuhr von lebenden und toten Vögeln der in Europa einheimischen Arten überhaupt, ebenso der Transport solcher Vögel zu Handelszwecken, untersagt ist".

Als Nachsatz zu diesem abgeänderten Paragraph soll des weiteren folgen:

„Kauf- und Tauschgesuche oder Nachfragen nach gesetzlich geschützten Vögeln sind verboten und strafbar."

Weiter beantragt der Verband der Tierschutzvereine in seiner Eingabe eine Änderung des § 5 des Vogelschutzgesetzes dergestalt, daß nachfolgende Vögel:

„Blau- und Braunkehlchen, Garten- und Hausrotschwanz, Grasmücken (sämtliche Arten mit Einschluß der Gartengrasmücke und des Schwarzplättchens), Laubsänger (sämtliche Arten mit Einschluß des Gartenspötters), Nachtigallen, Rohrsänger (sämtliche Arten), Rotkehlchen, Schwarzkehlchen, Sprosser, Zaunkönige (Meisen, Kleiber und Baumläufer)"

nicht als Stubenvögel gehalten werden dürfen.

Der ergebenst unterzeichnete Vorstand des Vereins für Vogelkunde, -schutz und -liebhaberei zu Leipzig erlaubt sich nun darauf aufmerksam zu machen, daß die vom Verband der Tierschutzvereine in kurzsichtiger Verkennung der Tatsachen wohl gutgemeinten, aber allen praktischen Erfahrungen widersprechende Eingabe darauf hinausgeht, die im gesamten deutschen Volke tief eingewurzelte, einer der schönsten Veranlagungen des deutschen Gemütes, der Liebe zur Natur, entspringende Sitte, Stubenvögel zu halten, unmöglich zu machen. Dieses Ziel der Tierschutzvereine, die Natur für einen jeden zu einem verschlossenen Garten zu machen, würde einzig und allein zur Folge haben, daß das Interesse des deutschen Volkes an der Natur im allgemeinen und an der Vogelwelt im besonderen abnehmen und die im deutschen Gemüte schlummernde Liebe zur Natur ersterben würde. Eine Erscheinung, die längst von den Besten unseres Volkes erkannt und mit den verschiedenen Heimat- und Naturschutzbestrebungen bekämpft wird.

Wir gestatten uns weiter auf den hohen ethischen und erzieherischen Wert, den das Halten von Stubenvögeln in sich birgt, aufmerksam zu machen; wir möchten hier die Worte des großen Ornithologen Naumann folgen lassen:

„daß kaum ein Gebiet, abgesehen von der Musik, in der Art so gemütsbildend wirken kann, als wie die Liebhaberei von gefangenen Vögeln".

Es muß wohl auch darauf hingewiesen werden, daß das angestrebte Verbot in der Hauptsache alle jene treffen würde, denen infolge ihrer sozialen Lage und nicht zuletzt durch die enorm gestiegenen Fahrpreise alle weiteren Naturgenüsse verschlossen bleiben, die Bewohner unserer Industriezentren, denen nach des Tages Last und Müh und dem geistermüdenden Schauen endloser Häuserreihen ein singender Stubenvogel ein Stück Natur ins Zimmer zaubert. Wir wollen auch an jene erinnern, die aus dem großen Völkerringen siech, als Krüppel oder blind heimgekehrt sind und denen das Lied ihrer Stubenvögel Sonne und Frühling in ihr oft so trauriges Dasein bringt.

Abgesehen von den vorstehend aufgeführten Bedenken gestattet sich der unterzeichnete Vorstand weiter darauf aufmerksam zu machen, daß auch von vogelschutztechnischer Seite kein Grund zu den beantragten Paragraphenänderungen vorliegt, ist doch von allen Ornithologen einwandfrei festgestellt, daß von unsern heimatlichen Singvögeln stets die Männchen in der Überzahl erbrütet werden, und daß ein gelegentliches Wegfangen nicht gepaarter, das Brutgeschäft störender Männchen weit eher nützlich als schädlich wirken kann. Es entspricht weiter den Tatsachen, daß gerade jene Arten, welche für die Stubenvogelpflege insbesondere in Frage kommen, in den letzten Jahrzehnten eher zu- statt abgenommen haben. Weiter muß wohl auch hervorgehoben werden, daß infolge des hohen Alters, das gefangene Vögel in der Regel erreichen, die der Natur für Zwecke des Vogelhaltens entnommene Anzahl weit geringer ist, als es auf den ersten Augenblick Nichteingeweihten erscheinen dürfte.

Der unterzeichnete Vorstand möchte seine Eingabe nicht zum Schlusse bringen, ohne darauf aufmerksam zu machen, daß auch wir Vogelliebhaber Vogelschutz wünschen und betreiben, daß wir lauten Protest erheben gegen den Massenfang in Italien, gegen den alljährlich sich wiederholenden Vogelmord auf Helgoland und das überhandnehmende Schießertum in den deutschen Seebädern, gegen den Dohnenstieg und die Vernichtung ganzer Vogel- und Tierarten zur Befriedigung einer Modelaune einzelner. Wir möchten weiter anführen, daß infolge unserer fortschreitenden Industrie und den wachsenden Bedürfnissen der Kultur vielen Arten von Vögeln ihre Existenzbedingungen und Nistgelegenheiten genommen werden, ohne daß bisher entsprechende Schutz- und Gegenmaßregeln unternommen worden sind, wir erinnern nur an das Trockenlegen von Sümpfen, an die Urbarmachung von Ödländereien, an die Kanalisierung unserer Flüsse, an die Überlandzentralen mit ihrem für die Vogelwelt so verhängnisvollem Drahtnetz und endlich auch an das unserer Finanznot entspringende Fällen alter Waldbestände, ohne daß in letzterem Falle für Neuaufforstung und Schaffung von Nistgelegenheit (Aufhängen von Nisthöhlen)

in den meisten Fällen Sorge getragen worden ist. Angesichts dieser oft wohl nicht zu vermeidenden, in das Leben unserer heimatlichen Vogelwelt tief eingreifenden Maßnahmen erlaubt sich der unterzeichnete Vorstand einem Hohen Hause die Bitte zu unterbreiten, durchgreifende Maßnahmen zum Schutze der in ihrem Fortbestand schwer bedrängten Vogelarten (insbesondere aller See- und Sumpfvögel, sowie der selteneren Raubvogelarten) zu treffen. Wir denken hier besonders an die Sicherstellung der Erhaltung unserer bereits bestehenden Vogelfreistätten an den deutschen Nord- und Ostseeküsten, an die Gründung weiterer „Naturschutzgebiete" in allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes, Gebiete, in welchen sich alle Vogelarten bei den ihnen zusagenden Lebensbedingungen ansiedeln und welche Zentren auch bald ihren Überfluß an Vogelreichtum an die sie umgebenden Ländereien abgeben würden. Der unterzeichnete Verein hat bereits in der praktischen Ausführung dieses Gedankens dergestalt Schritte unternommen, daß er im Verband mit andern örtlichen naturwissenschaftlichen Vereinen in den Elsterauen bei Leipzig die Gründung eines Naturschutzparkes geplant hat, welches Projekt auch bereits dank der Unterstützung der in Frage kommenden Behörden als sichergestellt betrachtet werden kann

Wir sind fest davon überzeugt, daß diese praktischen Vogelschutzmaßnahmen weit mehr zum Nutzen der tatsächlich des Schutzes bedürftigen Vogelarten beitragen würden, als wie es jene in der Eingabe des Verbandes der Tierschutzvereine, weit über das Ziel hinausgehenden vorgeschlagenen Gesetzesänderungen je erreichen dürften.

Indem der unterzeichnete Vorstand diese seine Eingabe einem Hohen Hause zur wohlwollenden Durchsicht und Beachtung empfiehlt, möchten wir hier nur kurz einige Worte des Hofrats und Professors Karl Theodor Liebe, des Altvaters der Ornithologie und Stubenvogelpflege, folgen lassen, welcher in seinen „Ornithologischen Schriften", Ergänzungsband, Seite 47, nachweist,

> „wie unrecht jene haben, welche in fanatischer Konsequenzensucht das Halten eines Zeisigs, eines Buchfinken verbieten und mit Strafe belegen wollen, daß dies nur die zu beurteilen wissen, welche das Leben der Tiere genau kennen, und das nur die in seiner Tragweite zu würdigen verstehen, welche das deutsche Volk kennen und zwar in all seinen Stämmen, im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen".

Eines Hohen Reichstages

gehorsamster Vorstand des Vereins für Vogelkunde, -schutz und -liebhaberei zu Leipzig.
A. A.: Der Vorsitzende: Johannes Birk, Siedlung Leipzig-Mockau.

* * *

Wir brauchen nicht erst besonders zu versichern, daß diese Eingabe unsere volle Billigung findet und wir ihr von Herzen den beabsichtigten Erfolg wünschen!

Schutz dem Mäusebussard. Tatsachen beweisen in punkto Vogelschutz. Was helfen alle süßen Töne, um die Zweifel an der reinen Seele so mancher Ritter mit dem krummen Schnabel zu zerstreuen! — Draußen im lieblichen Thüringerwalde, im lindenbeschatteten Laasdorf zogen täglich 2 große dunkle Recken und 2 blonde Sprößlinge derer von Mäusebussard ihre Kreise. Sie hatten es uns angetan, meinem Freunde Keller und mir trotz aller Waldkäuze, Schwarzspechte, Wendehälse, Uferschwalben, Stieglitze und was weiß ich alles. Der Lindenwirt, ein erfahrener Nimrod, würdigte unser Entzücken nun allerdings gar nicht. Die „Stößer" gehörten eben zum Teufel wie die Füchse. Und einem Jäger widersprechen, ist eine schwierige Sache, wenn man auch noch so viel Latein kann. Man schweigt und denkt an die Götter und gewisse Dinge. Da, beim Streifen durch den hohen Wald entdeckt mein Filius einen gewaltigen Klumpen alten und feischen Gewölles von unserem allverehrten Bussard. Schleunigst die Pinzette heraus und die Tafelreste untersucht! Ein peinliches Hochgericht für den verfemten Raubritter! Sage

und schreibe: 31 Mäuseschädel, kleine und große von der Waldmaus und der kleineren Feldwühlmaus und eine Unmasse Mäuseknöchelchen, von Vogelknochen nicht die Spur. Feierlich wird die Strecke auf den Tisch des Hauses niedergelegt. Der Wirt zählt, mustert als kundiger Fleischermeister den anatomischen Befund und schätzt als Landwirt den Segen von 31 Nagern. Unter der Wucht der Tatsachen — denn 31 Mäuseschädel hat man nicht überall bei der Hand, um jemand reinzulegen — ergibt er sich mit den Worten: „Na, vor mir haben von jetzt ab die Stößer Ruhe!" Und andere Nimrode haben sich seinem Gelöbnis angeschlossen. Wir aber hatten die Genugtuung, so manchem Mäusebussard das Leben gerettet zu haben. Museumsassistent Lehrer O. R. Henker, Chemnitz.

Vom Steinadler berichtet Nachstehendes Herr Revierförster Georg Fuhrmann, Groß-Strehlitz O.-S., in der „Deutschen Jäger-Zeitung". Als ich heute morgen 7½ Uhr von einer Revierfahrt zu Rad heimkehrte, gewahrte ich etwa 300 Schritt von der Chaussee entfernt auf der Saat einen mächtigen Raubvogel, umgeben von einer größeren Anzahl Nebelkrähen. Mein scharfes Glas zauberte mir das Bild sofort in greifbare Nähe. Ein starker Steinadler, dessen weißer, schwarz gesäumter Stoß und dessen hellrostgelbes Genick in der Morgensonne leuchteten, kröpfte einen Hasen, während die Krähengesellschaft etwa 1 Meter entfernt im Kreise herum Aufstellung genommen hatte. Sehr spaßig sah es aus, wenn die Krähen, von unwiderstehlicher Gier getrieben, versuchten, auch etwas von dem leckeren Mahl zu erhaschen. Schrittweise stets zurückzuckend, näherten sie sich vornübergebeugt dem Fraße, um aber bei jeder heftigen Bewegung des am Raube reißenden Adlers in komischer Hast ängstlich zurückzuspringen. Der Adler nahm von den Krähen keine Notiz. Als er sich nach etwa einer Viertelstunde vollgekröpft hatte, entfernte er sich mit einigen unbeholfenen Schritten auf nur 1 Meter Entfernung von den Resten des Fraßes, worauf die Krähen sofort darüber herfielen und sich mit Zerren und Flügelschlagen um die Beute stritten. Der Adler kümmerte sich um die Schmarotzer nicht und behielt nur die Umgegend unter fortwährendem Drehen des Kopfes scharf im Auge. Nach zehn Minuten entfernte sich der Adler schreitend um etwa 30 bis 40 Meter, wo er wieder in ruhiger, beobachtender Stellung verharrte. Er war etwa 30 bis 40 Meter von einer Feldremise entfernt und da ich mich von dem Bilde nicht trennen konnte, beobachtete ich weiter. Plötzlich trat aus der Remise ein Fasanenhahn aus, erblickte den in kurzer Entfernung sitzenden Adler und verhoffte mit hochgestrecktem Halse regungslos. Der Adler beachtete ihn nicht. Wenige Augenblicke später trat der Fasan weiter auf die Saat und äste in kurzer Schrotschußentfernung vom Adler. Noch fünf weitere Fasanen folgten dem Beispiel des ersten. Ohne daß ich den Grund der Störung wahrnehmen konnte, wirbelte auf einmal die an den Hasenresten sich zankende Krähenschar auf, worauf der Adler abstrich und wenige hundert Schritt weiter am Waldrande aufblockte. Interessant ist das Verhalten der Krähen und besonders der Fasanen, welch letztere in der Regel schon beim Herannahen eines Raubfußbussards schleunigst die Deckung aufsuchen. Diese Beobachtung veranlaßte mich auch, das Gesehene zu berichten. Der Steinadler ist in unseren oberschlesischen Feld- und Waldrevieren eine zwar seltene, aber im Spätherbst und Winter regelmäßig wiederkehrende Erscheinung. In den letzten zwei Jahrzehnten wurde in hiesigem Kreise eine ganze Anzahl geschossen. Meist wurden die Adler beim Kröpfen von Hasen und Fasanen überrascht und erlegt. Ein ausgestopft vor mir hängendes starkes Exemplar wurde am 4. Februar 1908 auf der Krähenhütte geschossen.

Anmerkung: Wir freuen uns, daß es hier bei einer Naturbeobachtung geblieben ist.

Raubwild und Hasenseuchen. Die Statistik der Herren Berndt, Dunken und Ströse (in Nr. 28 und 29) über die Wildabnahme ist sehr lehrreich und zeigt uns die erschreckende Tatsache, daß unser Wildstand stellenweise fast ganz aufgerieben ist. Hier

tröfteten wir uns nun mit der Annahme, daß auch die kranken Hasen und Kaninchen durch den von der Besatzung fast zu jeder Jahreszeit ausgeübten Abschuß erlegt worden seien, und ich fing und schoß deshalb das vorher geschonte Raubwild. Die ersten in diesem Jahre erlegten Kaninchen erwiesen sich denn auch als frei von Krankheitserscheinungen. Aber allmählich kamen doch wieder solche mit Leberkrankheiten zum Abschuß. Und jetzt, wo die Ernte begonnen hat, finden wir, daß ganze Felder, auf denen bis vor zwei Monaten viele Kaninchen umherhoppelten, fast nur noch eingegangene Stücke aufweisen. Da es nun einwandfrei erwiesen ist, daß die Kaninchen ihre Krankheiten auf die Hasen übertragen, so bin ich gezwungen, das Raubwild wieder zu schonen. Erfolg mit diesem Schonen haben wir ganz bestimmt gehabt. Während in frühern Jahren die Seuchen, bei der gründlichen Vertilgung des Raubwildes, unsern Hasen- und Kaninchenbesatz fast restlos aufgerieben hatten, hatte sich dieser in den letzten Jahren, besonders was die Kaninchen anbetraf, sehr gehoben, so daß wir hier wieder viele Kaninchen erlegen konnten. Nebenbei schossen meine Verwandten auch mal eine der von mir geschonten Katzen, worauf einige ganz stolz waren. Daß ich sie schonte und es duldete, daß Hinz an einer Ecke der Remise auf Kaninchen lauerte, während ich an einer andern ansaß verschwieg ich ihnen, denn dafür hatten sie ebensowenig Verständnis, wie es trotz aller schlimmen Erfahrungen heute leider noch der größte Teil unserer Jagdbesitzer hat, denn das Raubwild fängt doch auch, wie sie sagen, gesundes Wild! Diese Herren müßten mal nach Afrika gehen und sehen, was es dort für Wildherden bei einem starken Raubwildstand gibt, der keine Seuchen aufkommen läßt.

H. Lauffs in der „Deutschen Jäger-Zeitung".

Eine Heldentat. Durch die Tagespresse geht nachfolgende Notiz: „Kandern, 13. Juli. In Kandern wurde ein Siebenschläfer, ein Tier, das meist bloß in den Alpenländern heimisch ist, als Kirschendieb gefangen und laut Zeitungsmeldung nach mutiger Gegenwehr überwältigt und kurzerhand aufgehängt."

Es gehört allerdings schon ein gehöriger Mannesmut dazu, das handlange Tierchen zu „überwältigen". Auf eine besondere Gemütstiefe der Weidmänner läßt der Hinweis schließen, daß der Bilch „kurzerhand aufgehängt" wurde. Die Nachricht ist überhaupt in mancher Hinsicht sehr lehrreich: man betont ausdrücklich, daß der Siebenschläfer (Myoxus glis) meist nur in den Alpenländern einheimisch, also an dem fraglichen Ort eine Seltenheit ist. Nichtsdestoweniger mußte er totgeschlagen werden, denn er hat sich ja an ein paar Kirschen vergriffen und war deshalb „schädlich". Leider ist nicht angegeben, auf wieviel Pfennige sich der Schaden belief.

H.

Künstler Herbst.

Ein Künstler geht durch Flur und Hain,
Des Sterbens Bild zu malen,
Geht still so ganz für sich allein,
Die Augen leuchtend strahlen.

Wollt ihr ihn bei der Arbeit sehn,
Schaut hin mit offnen Blicken,
Und vor euch wird das Bild erstehn
Zum Staunen und Entzücken.

Zwei Farben hat er nur zur Hand,
Die recht zur Stimmung passen,
Womit er nun das ganze Land
Will schön erscheinen lassen.

Das Alter golden, rot das Herz,
Lichtfünkchen rings verstreuet,
So mildert er des Abschieds Schmerz,
Daß Sterben nicht gereuet.

Wohl dem, der sich das Bild erwirbt
Vom Künstler Herbst mit Freuden,
Und daran denkt, daß, wenn er stirbt,
So schön auch möchte scheiden.

H. K—e.

Raubvögel und Rebhühner.

Im Septemberheft des „Heger" verbreitet sich Herr Major a. D. v. Schwichow über die Ursachen des Rückganges der Rebhühnerbestände. So richtig seine Ausführungen in mancher Beziehung sein mögen, so muß ihnen doch in bestimmten Punkten vom Standpunkt des vernünftigen Naturfreundes nachdrücklich entgegengetreten werden. So schreibt Herr v. S. beispielsweise bei den Gründen über den Rückgang der Hühnervölker: „Da möchte ich zunächst die Räuber der Lüfte anführen, die unseren Rebhühnerbestand gezehntet haben. Während des Krieges haben Hühnerhabicht, Wanderfalke, Sperber in geradezu fabelhafter Weise zugenommen... Beide (Hühnerhabicht und Wanderfalke. Verf.) sind die Tiger der Lüfte, sie schlagen nicht nur aus Hunger, sondern aus reiner Mordgier; ich rechne, daß der Hühnerhabicht sich mit einem Huhn täglich nicht begnügt, wenn er mehr bekommen kann; lange dauert es daher nicht, bis dieser Räuber das letzte Huhn im Revier vernichtet hat. Rede mir Niemand, der ein Niederwildrevier zur Verfügung hat, von den „herrlichen Naturschauspielen und Naturdenkmälern", die Hühnerhabicht und Wanderfalke zeigen! Beide müssen vernichtet werden, wo und wie man kann, sonst wird der Jäger und Heger immer der Betrogene sein."

Nun, über die fabelhafte Zunahme der Raubvögel während des Krieges wird man recht verschiedener Meinung sein können. Im allgemeinen versichern zuverlässige Beobachter daß nicht nur keine Zunahme, sondern sogar vielfach eine Abnahme stattgefunden hat. Ja, dem Verfasser ist aus eigener Anschauung bekannt, wie gewisse Reviere durch reichgewordene Schießer ihres Raubvogelbestandes völlig beraubt wurden. Und dann: gefiedertes Raubwild gibt es in Deutschland doch seit Jahrhunderten. Müßten die Jagden denn nicht längst völlig vernichtet sein, wenn der Schaden, den die Raubvögel anrichten, wirklich so groß ist, wie Herr v. S. will?! Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß sich „Raubzeug" nur da sehen läßt, wo tatsächlich Beutetiere in großer Menge vorhanden sind, so daß also der Abgang kaum zu spüren ist. Warum hat man denn den in England ausgerotteten Fuchs dort wieder eingeführt? Doch nur, weil der Hühnerbestand so rasch degenerierte, daß ein völliger Untergang zu befürchten war. Der Fuchs mußte wieder herbei, um Gesundheitspolizei zu üben und die kranken Stücke zu beseitigen.

Es scheint auch, als ob Herr v. S. seinen Argumenten selbst nicht so ganz traut, denn gleich hinterher führt er zwei Gründe an, die er für den Niedergang der Hühnerjagd verantwortlich macht und denen der Jäger machtlos gegenübersteht: die künstliche Düngung und die Witterung. Er gibt selbst zu, daß binnen kürzester Frist auf einem Gutshofe 17 Hühner infolge von Aufnahme von Kalkstickstoff verendeten. Und von der Junikälte sagte er, daß sie für das Wildgeflügel so verhängnisvoll gewesen sei, daß ihr selbst wilde Enten und Wasserhühner zum Opfer fielen. („Wenn schon die harte wilde Ente und das zähe Wasserhuhn der Kälte nicht widerstehen konnten, wieviel mehr erliegt ihr das kleine Rebhuhn!") Das ist ehrlich und wahr. Sapienti sat!

In der ganzen Welt gibt es kein Gebiet, in dem die eine Tierart die andere ausgerottet hätte. Das ist noch stets dem Menschen mit seinen „kulturellen" Errungenschaften der verschiedensten Art vorbehalten geblieben. Die Natur ist nicht im geringsten darauf angewiesen, sich vom Menschen im Gleichgewicht erhalten zu lassen; sie besorgt das mit ihren eigenen Mitteln. Bedauerlich in höchstem Maße aber ist es, wenn immer wieder bestimmte Tiere für den Rückgang einer Jagdwildart verantwortlich gemacht werden. Solche Dinge werden nur zu gern von der Tagespresse übernommen. Es setzt dann gewöhnlich eine lustige Knallerei der unterschiedlichsten „Weidmänner" ein und die Folge davon ist, daß wieder die eine oder andere Tierart dem Aussterben nähergebracht ist. Wer die Verwüstungen kennt, die die Neureichen und die Pelz- und Federschieber aus Raffgier in unseren heimischen Wäldern und Fluren in den letzten paar Jahren angerichtet haben, der muß sich mit allen Mitteln dagegen verwahren, daß der Schießerei in irgendeiner Form

auch noch das Wort geredet wird. So groß kann der Schaden einer Raubvogelart niemals sein, daß er ihr wahlloses Abknallen rechtfertigte. Man möge also mit solchen Hinweisen recht vorsichtig sein und Einzelfälle nicht verallgemeinern, zumal, wenn man zugeben muß, daß sie nur bedingt richtig sind.

Über Nymphaeen und deren Kultur.

Von allen Wassergewächsen sind Nymphaeen oder Seerosen, früher nannte man sie Wasserlilien, die imposantesten und schönsten. Schon unsere hiesigen, unsere Nymphaea alba und unsere gelbe Seerose, Nuphar luteum, oder Mummel genannt, bieten im Hochsommer auf stillen Gewässern einen malerischen Anblick, und jedem Menschen, der nicht ganz abgestumpft ist, wird das Herz aufgehen von allem Schönen, was die Natur bietet, wenn er sieht, wie in der Morgenfrühe sich die Blüten dieser Pflanzen über den Wasserspiegel erheben und ihre Kelche dem Sonnenlichte entgegenstrecken. Am Abend falten sich die Blütenblätter zusammen, die Blüte schließt sich und verschwindet langsam unter dem Wasserspiegel.

Viel schöner und imposanter sind nun die Seerosen-Gewächse in den Tropen; man kennt dort tag- und nachtblühende, einige blühen sogar nur einige Stunden am Tage oder auch in der Nacht. Dieses geheimnisvolle Blühen und Verschwinden der Blüte übte schon seit Jahrtausenden auf die Kulturmenschheit aller Länder einen geheimnisvollen Zauber aus, ich erinnere an die heilige Lotusblume der alten Ägypter. Die Seerosen sind ein sehr altes Pflanzengeschlecht, wie Kreideablagerungen beweisen, waren sie bereits Zeitgenossen der Saurier. In jener Erdperiode, die der Eiszeit voranging, als unser Vaterland noch mit tropischen Pflanzen bewachsen, als in den Wäldern statt des dunklen Grüns der Tannen das hell leuchtende Grün der Zimt- und Kampferbäume vorherrschte, da blühten bereits auf stillen Gewässern Seerosen in wunderbarer Schönheit mit Blüten so groß, wie wir sie selbst heute in den tropischen Ländern nicht kennen. Ursprünglich an den Polen heimisch, zogen sie sich mit zunehmender Abkühlung der Erdrinde immer weiter zurück, um heute nur noch in den tropischen und subtropischen Ländern in wunderbaren Formen und Arten, in allen Farben schillernd, vorzukommen, mit Ausnahme einiger Arten, die den nordischen Ländern verblieben sind. Wie ich bereits ausführte, beschäftigt sich die Menschheit schon seit Jahrtausenden mit diesen Pflanzen, und zwar aus verschiedenen Gründen: die mehlreichen Knollen lieferten Nahrungs- und Heilmittel, die schönen Blüten wurden verehrt, den Göttern geweiht, den Toten gab man Seerosenblüten mit ins Grab usw.

Bei den nordischen Göttern dagegen wurden sie als Sinnbild der Reinheit verehrt, ein Trunk von Seerosenblüten machte keusch und wehrte den bösen Träumen; man hat selbst Reste in den Pfahlbauten der Schweiz gefunden. Das an wissenschaftlicher Forschung arme Mittelalter hat sich, wie mit allen Dingen, auch mit den Seerosen wenig beschäftigt. Das einzige, was uns bekannt ist, ist das Buch des gelehrten Tübinger Professors Dr. Fuchs vom Jahre 1543, im Kapitel 203 schreibt er über die weiße und gelbe Seerose etwa folgendes: „Seeblumen werden von etlichen Wassermaen geheißen, auf griechisch und lateinisch nennt man sie Nymphaeen, in den Apotheken heißen sie Neuphar". In diesem Buche sind auf zwei prächtigen Kupfertafeln beide Seerosen abgebildet, dieses Buch ist leider nur noch wenigen Sterblichen zugänglich. Die neuere Forschung beschäftigte sich nun eingehender mit dieser Pflanzenfamilie, Linne beschrieb bereits vier Arten, aber erst mit der Einführung der Viktoria regia im Anfang der 50er Jahre erwachte das Interesse für die tropischen Nymphaeen auch in der Laienwelt. Über die Viktoria regia, die inzwischen weltberühmt geworden ist, werde ich mir erlauben, in kurzen Umrissen einiges mitzuteilen, was hier jedenfalls interessieren wird. Den Spaniern war diese Pflanze seit Besitzergreifung des südamerikanischen Kontinents bekannt, die spanischen Ansiedler und auch die Indianer dortselbst bezeichneten sie mit dem zutreffenden Namen „Wasserschüssel". Ihr erster Ent-

decker war der deutsche Botaniker Hencke, welcher sie im Jahre 1800 im Flusse Mameré in Bolivia fand. Hencke starb auf dieser Reise, und seine Aufzeichnungen und Arbeiten gingen größtenteils verloren. Bonpland, ihr zweiter Entdecker, war der Reisebegleiter Alexander von Humboldts, er ist der zweite Botaniker, dem wir nähere Nachrichten über die Viktoria regia verdanken. Er fand sie im Jahre 1819 im Rio Chuelo im südlichen Südamerika. Eine genaue Schilderung gab jedoch erst ihr dritter Entdecker d'Orbigny. Er fand die Viktoria regia im Jahr 1827 im Parana bei dem Orte Arrayo de San José wo durch die ungeheuren Sümpfe die Breite des majestätischen Stromes noch vermehrt wird. Als nächster, vierter Entdecker ist der Leipziger Professor Eduard Pöpping zu nennen. Er fand sie in einem Nebenflusse des Amozonenstromes und bestimmte ihren ersten wissenschaftlichen Namen Euryale amazonica. Von weiteren Entdeckern ist noch Robert Schomburgk 1836 und der englische Reisende Bridges zu nennen. Letzterer fand sie im Jahre 1845 in Britisch-Guiana. Später wurde sie zu Ehren der englischen Königin Viktoria regia genannt. Ihre Einführung machte nun sehr große Schwierigkeiten, schon Bonpland hatte im Jahre 1819 Samen nach Europa gesandt, der leider verdorben ankam. Von der Schomburgkschen Expedition kam 1842 eine Sendung von Samen wie auch Pflanzen lebend nach Europa, und zwar nach dem Botanischen Garten Kew bei London. Diese Samen gingen wohl auf, kamen aber wegen der mangelhaften Einrichtung der dortigen Gewächshäuser nicht zur Blüte. Die ersten von Erfolg gekrönten Bemühungen waren die der beiden Engländer Rodi und Luckt, welche eine Anzahl Samen in einer Flasche mit klarem Wasser nach Europa brachten. Die erste Blüte in Europa war die im Hause des Herzogs von Devonshire. Sie blühte dort im Herbst 1849. Alle Welt beschäftigte sich nun mit der Kultur dieser majestätischen Pflanze. Man baute ihr eigene Gewächshäuser, das erste in Herrenhausen in Hannover, später bei Borsig in Berlin usw.

Uber die Kultur der Nymphaeen im allgemeinen und die für unsere Aquarien in Betracht kommenden werde ich nur das Wichtigste sagen. Für uns kommen hauptsächlich 5 Sorten in Frage, und zwar Nymphaea coerulea, zansibariensis, rubra, Daubeniana und die kleine reizende Baumiie, die leider zurzeit im Handel nicht zu haben ist. Nebenbei bemerkt, die kleinste aller jetzt bekannten Nymphaeen. Alle diese fünf Sorten sind tropische Nymphaeen, zum Unterschied von winterharten. Man ist nämlich durch Hybridisieren, d. h. Kreuzen mit tropischen und hiesigen Arten, dazu gekommen, auch Pflanzen zu erzielen, welche unseren Winter überdauern. Leider kommen diese Arten für unsere Zwecke nicht in Frage, da die Ausdehnung ihres Wurzelstockes oder ihrer Rhizomen so umfangreich ist, daß sie nur in Teichen oder großen Bassins gezogen werden können. Im allgemeinen haben aber die Nymphaeen die Eigenschaft, wie auch alle anderen Lebewesen, sich nach der Decke zu strecken, oder wie man sich wissenschaftlich ausdrückt, sich ihrer Umgebung anzupassen. Hauptbedingung ist natürlich genügende Nahrung, Wärme und Licht. Zuerst komme ich nun dazu, mitzuteilen, wie man die für uns brauchbaren fünf Arten kultiviert. In Frage kommt zuerst die Nachzucht aus Samen. Dafür wäre im Monat Februar die geeignetste Zeit. Der Samen wird einfach in weißem Sand mit ungefähr einem halben bis ganzen Zentimeter Wasserstand in flachen Gefäßen, Gläsern oder Schalen ausgesät und leicht mit Sand überdeckt, damit er nicht fortgeschwemmt wird. Diese Samengefäße hängt man am besten unmittelbar unter die Deckscheibe eines geheizten Aquariums, und was von großer Wichtigkeit, die aufgehenden Pflänzchen müssen möglichst dem direkten Sonnenlicht ausgesetzt werden. Sämlinge, die in frühester Jugend Sonnenlicht bekommen haben, haben sich später viel, viel besser entwickelt als solche, bei denen dieses nicht der Fall war. Unzählige Versuche haben den Beweis dafür erbracht. Ist nun die kleine Pflanze nach etwa 14 Tagen bis 3 Wochen aufgegangen und 1 cm groß geworden, so wird sie pikiert, d. h. man nimmt sie mit einer Pinzette von ihrem bisherigen Standort weg und setzt sie in gleiche Gefäße mit demselben Wasserstand, nur verwendet man statt weißen Sand eine leichte, etwas lehmhaltige Rasenerde, bedeckt diese natürlich

wieder mit Sand, damit das Wasser klar bleibt. Nach weiteren drei bis vier Wochen sind die Pflanzen bei genügender Wärme und Licht — erstere soll mindestens 25—30 Grad Celsius dauernd betragen — soweit, daß sie auf ihren richtigen Standort überführt werden können. Nun muß man bei der Kultur im Aquarium sehr vorsichtig zu Werke gehen. Es empfiehlt sich, wenn man einen Blumentopf nimmt, am besten einen durchlöcherten; wenn man solchen nicht zur Hand hat, kann man sich auch einen kleinen Kasten aus Holzgitter bauen in ungefährer Größe von 20 cm im Quadrat, Höhe ungefähr 15 cm. Zu allerunterst kommt eine ganz feine, höchstens 1 mm starke Taubendungschicht, dann verwendet man am besten gedüngte lehmhaltige Rasenerde. Die Erde wird nun oberhalb des Kastens zu einem kleinen Kegel angehäufelt und oben auf den Kegel kommt die kleine Nymphaea. Das Wachstum der Nymphaea ist ein ganz enormes. Wer in seiner Wohnung über genügend Sonne verfügt, d. h. wer Morgen- oder Mittagsonne hat, bekommt die Nymphaea im selben Jahre noch zum Blühen. Das Aquarium muß aber mindestens 50×70 cm, wenn möglich noch größer sein. Der Wasserstand, der beim Einsetzen der kleinen Pflanze höchstens 7—10 cm betragen darf, kann bei fortlaufendem Wachstum erhöht werden, höher als 20 cm empfiehlt sich nicht, da sonst die Pflanzen zur Entwicklung der langen Stengel zu viel Kraft verbrauchen. Weitaus praktischer ist ja die Nachzucht aus Knollen, welche man durch die geeigneten Firmen beziehen kann. Ein eigenartiger Zustand ist nämlich der, daß die tropischen Nymphaeen Knollen entwickeln, was die winterharten Arten nicht tun. Diese Knollen, die sich am Wurzelstock entwickeln, kann man gleich, wie vorhin ausgeführt, in den geeigneten Kulturkasten auspflanzen. Im Laufe des Wachstums muß man allerdings, wenn man die Pflanze der Blüte wegen ziehen will, die Knollenbindung verhindern, indem man diese unmittelbar am Wurzelstock bei der Bildung einfach abschneidet. Pflanzen, die viel Knollen entwickeln, tun das auf Kosten der Blühbarkeit. Wer also die obengenannten Bedingungen erfüllen kann, soll es getrost mit der Kultur der Nymphaeen versuchen. Es gibt wohl keine Pflanze, welche sich im Aquarium so hübsch und malerisch ausnimmt, wie eine schönentwickelte Seerose. Die Kultur ist auf jeden Fall sehr interessant. Ich will noch bemerken, daß sich ein mehrmaliges Überbrausen am Tage, speziell an heißen Tagen, mit abgestandenem Wasser sehr empfiehlt. Zum Schluß meiner Ausführungen möchte ich noch kurz mitteilen, daß sich in neuerer Zeit auch die Schnittblumengärtnerei der Seerosenblüten bemächtigt hat; man hat dabei aber nicht damit gerechnet, daß sich die Seerosenblüten, trotzdem sie abgeschnitten zu den festgesetzten Zeiten öffneten und schlossen. Um dieses nun zu verhindern, hat man alles Mögliche und Unmögliche versucht. Man ist den Blüten mit Alaun, Borax, Alkohol usw. zu Leibe gegangen, bei manchen Arten hat es gewirkt, bei anderen wieder nicht. Das beste Verfahren, welches man allerdings mit Vorsicht anwenden muß, ist das mit warmem Wasser. Man legt die vollständige Blüte einfach einige Zeit ins Wasser, welches zwischen 52—59 Grad Celsius Wärme haben muß, wodurch die Blüte eine sogenannte Wärmestarre erhält, welche etwa sechs Tage andauert. Sie bleibt in dieser Zeit in ihrer Schönheit Tag und Nacht geöffnet. Nach sechs Tagen tritt die Blüte in ihren normalen Zustand zurück und verwelkt dann auch sofort. Hat das Wasser aber nicht die richtige Temperatur, hat das Verfahren keinen Zweck. Bei zu niedriger Temperatur ist es wirkungslos und bei zu hoher zerstört man das Zellgewebe.

* * *

Die Gesellschaft für Aquarien- und Terrarienkunde zu Berlin bezweckt Ausbreitung und Förderung der Aquarien- und Terrarien-Liebhaberei. Sie bietet ihren hiesigen und auswärtigen Mitgliedern folgende Vorteile: Kostenlose fachwissenschaftliche Beratung in allen Angelegenheiten der Aquarien- und Terrarien-Liebhaberei. Nachweis von Bezugsquellen, sowie Lieferung aus Vereinsbeständen. Kostenlose Lieferung von zwei Fachzeitschriften. Veranstaltung von Vorträgen usw. usw. Briefadresse: Carl Schmidt, Berlin NO. 55, Prenzlauer Allee 187.

Pinus peuce.

In den herrlich-schönen Urwäldern der Rhodope, welche ihre urwüchsige Erhaltung in erster Linie der warmherzigen Naturliebe Seiner Majestät, des Königs Ferdinand, Coburg, verdanken, findet sich ein kostbares Juwel, das dem forschenden Botaniker wie dem schützenden Naturfreund ob seiner Seltenheit gleich wertvoll ist: die Peuce-Kiefer, Pinus peuce.*)

Die Peuce-Kiefer hat ein sehr beschränktes Verbreitungsgebiet, denn sie kommt nur an einigen Stellen auf der Balkan-Halbinsel vor, so auch besonders in der Rhodope. Die in Asien an einigen Stellen in höheren Gebirgen vorkommenden Pflanzen werden wohl mit Recht vom Systematiker von der echten Peuce getrennt, so daß diese, wie gesagt, nur wenig verbreitet erscheint.

Und wenn auch der Baum sich hier und dort zu etwas größeren Beständen zusammenschließt, so kann doch niemals von einem massenhaften Auftreten dieser Pflanze gesprochen werden! —

In der Wuchsform ist die Peuce eine der schönsten Pinusarten, der Stamm ist in der Jugend glatt, lichtgrau, die Nadeln, zu je 5 zusammenstehend, lang, weich und von schöner Färbung. Im großen und ganzen hat der Baum eine gewisse Ähnlichkeit mit der Weimuthskiefer, mit der er auch verwandt ist.

Sie wächst, wenigstens in der westlichen Rhodope, hauptsächlich in der voralpinen Stufe (1600—2000 m Seehöhe), kommt aber auch vereinzelt schon in der montanen Stufe (1100—1600 m) vor und geht an einzelnen Stellen auch in die subalpine Stufe (2000 bis 2300 m) hinauf.

Diese schöne und wenig verbreitete Pflanze fordert als ein hervorragendes Naturdenkmal in einem ganz besonderen Maße unsere Aufmerksamkeit.

Zwar ist die für die Wälder und für die Bäume überhaupt so verhängnisvoll gewesene türkische Herrschaft in den Landen ihrer Verbreitung vorbei, aber bei der Verständnislosigkeit der bulgarischen Landbevölkerung forstlichen oder gar naturschützlerischen Begriffen gegenüber, ist der Baum dort, wo er nicht gerade den Schutz des naturliebenden Königs genoß, doch nicht ungefährdet.

Hoffen wir, daß mit der Zeit recht viele Bulgaren dem edlen Beispiel ihres früheren Königs folgen und der schönen Naturschutzbewegung sich mit ganzem Herzen anschließen werden, auf daß die Schönheiten und Seltenheiten aus der Natur ihres Landes vor dem Untergang bewahrt und erhalten werden! So auch die Peuce-Kiefer! Pelikan.



Ausstellung von Stubenvögeln des Vereins für Vogelkunde, -Schutz und -Liebhaberei zu Leipzig. Am 11. und 12. Dezember veranstaltet obengenannter Verein im Krystallpalast seine zweite Ausstellung von Stubenvögeln, deren Nestern und Eiern, sowie Gegenständen des Vogelschutzes. Natur- und Vogelfreunde werden auf diese interessante, belehrende Ausstellung besonders aufmerksam gemacht und zum Besuch derselben eingeladen.

*) In meinem Aufsatz „Bulgarien und der Naturschutz" (Juni, 1916) hatte der Druckfehlerteufel daraus leider pence gemacht!

Tier- und Pflanzenpflege.

So mancher Tierhalter und Blumenfreund wird zu seinem Verdruß bemerkt haben, daß seine Lieblinge trotz mühevoller Pflege sich nicht gut entwickeln, da er der ihnen anhaftenden Parasiten und Schmarotzer nicht Herr werden kann. Trotz häufiger Reinigung der Käfige wird das Gefieder der Stubenvögel und sonstigen Geflügels unansehnlich, da die Tiere — von Hautjucken geplagt — sich mit dem Schnabel die Federn ausreißen oder verstümmeln, während Blüten und Laub der Blumen und Zierpflanzen von den Schädlingen zerfressen und vernichtet werden. Hunde und andere Haartiere werden infolge der Parasitenplage von allerlei Krankheiten heimgesucht; nur durch häufige Waschung resp. Abspritzung kann man dem Übel beikommen. Die hierzu nötige Zeit steht jedoch nur selten zur Verfügung, und mit Bedauern und Verdruß sieht der Tier- und Pflanzenfreund seine Lieblinge verkümmern.

Ein Radikalmittel, welches ziemlich mühelos anwendbar ist, bietet die unter dem Namen „Schädlingstod" in den Handel gebrachte flüssige Seife. Dieselbe hat sich seit Jahren als erstklassiges Vorbeugungs- und Bekämpfungsmittel gegen die Schädlinge an Tieren und Pflanzen bewährt, ihre Verwendungsmöglichkeit ist jedoch so vielseitig, daß sie im Rahmen dieser Mitteilung nicht ausgiebig erörtert werden kann. — Nähere Auskunft erhalten jedoch Interessenten durch den uns befreundeten Herrn Direktor Felix Pfeiffer, Hamburg 23, Hasselbrookstr. 51.

Bücherschau

Ornithologisch-photographische Naturstudien Neue Bilder und Beobachtungen aus dem Vogelleben unserer Heimat nebst Anleitung für die Natur- und Tierphotographie. Mit 78 Abb. Von P. F. Weckmann-Wittenburg. Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Ein neuartiges Buch überrascht uns! Nicht nur für Vogelfreunde und Liebhaber der Lichtbildkunst, sondern für alle Naturfreunde und nicht zuletzt Schützer der Natur interessant und jedem zur Lektüre empfohlen. Ganz im Sinne unserer Bestrebungen: Für Natur- und Heimatschutz! An Hand von ca. 80 wohlgelungenen photographischen Aufnahmen führt uns der Verfasser, welcher als großer Naturliebhaber, Tierfreund und und Photograph auch den Lesern unserer Zeitschrift nicht ganz unbekannt ist, in einzelne Gebiete der Vogelwelt. Das Leben und Treiben in den Seevogelfreistätten und Schutzreservaten sowie vieles andere lernen wir kennen: in leichtem Plauderton geschrieben, nicht dozierend — trotzdem lehrreich und unterhaltend zugleich. Das Buch spricht für sich selbst und sollte in keiner Bücherei fehlen! Aus dem reichen Inhalt mögen folgende Kapitel genannt sein: Photographie, Naturdenkmalpflege und Heimatschutz. Über die Aufnahme photographischer Natururkunden. Die Möweninsel Langenwerder bei Poel als Vogelfreistätte. Der weiße Storch — ein Naturdenkmal. Typen aus dem Dohnenstieg. Photographische Studien und Beobachtungen in den Vogelschutzgebieten der Insel Hiddensoe. Mitteilungen über die Raubseeschwalbe. Das Dornbuschhochland und die Steilküste von Hiddensoe bei Rügen. Der „Lummenfelsen" auf Helgoland. Usw. Für die photographischen Naturfreunde und solche, die es werden wollen, enthält das Buch im Text und einigen besonderen Kapiteln am Schluß sehr wertvolle Winke zur weiteren Ausbildung auf dem interessanten Gebiete der Naturphotographie. Druck und Ausstattung wieder in Friedensausführung, besonders die Schärfe und Brillanz der zahlreichen Abbildungen kommt voll zur Geltung, wie wir es bei anderen Werken der rühmlichst bekannten Verlagsanstalt Velhagen & Klasing, Leipzig und Bielefeld aus der Vorkriegszeit gewohnt sind.

Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur: Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehniner Str. 7 II. Druck von Carl Ringer & Sohn, Berlin S. 59, Hasenheide 54. Kommissionsverlag C.-R. Lang, Berlin SW. 61, Teltower Str. 59.

Billiges Weihnachtsangebot!

Versäumen Sie nicht, sich von dem bedeutendsten ornithologischen Werke

Naumann, Naturgeschichte d. Vögel Mitteleuropas

die einzig noch vorhandenen Bände zu diesen **billigen** Preisen anzuschaffen!

Ich biete an	Band	II	III	IV	V	VII	X	XII
	broschiert	M. 38.—	48.—	55.—	65.—	28.—	36.—	30.—
	gebunden	„ 60.—	70.—	77.—	87.—	50.—	58.—	52.—

ab Gera-R., ausschließlich Verpackung. — Alle 7 Bände M. 275.— bezw. M. 429.—. **Nur direkter Versand!**

Inhaltsübersicht der Bände: *Bd. 2*: Grasmücken, Timalien, Meisen u. Baumläufer. *Bd. 3*: Lerchen, Stelzen und Finkenvögel. *Bd. 4*: Starvögel, Pirole, Rabenvögel, Würger, Fliegenschnäpper, Schwalben, Segler, Nachtschwalben, Spechte, Bienenfresser, Eisvögel, Racken, Kuckucke, Hopfe. *Bd. 5*: Raubvögel. *Bd. 7*: Ibisse, Flughühner, Trappen, Kraniche und Rallen. *Bd. 10*: Entenvögel II. *Bd. 12*: Sturmvögel, Lappentaucher, Seetaucher, Alken.

A. E. FISCHER VERLAG, GERA-R



Schädlings-Bekämpfg. d. Vogelschutz!

Fabrik v. Berlepsch'scher

Nisthöhlen

Herm. Scheid

Büren i. Westf.

Einzige unt. pers. Kontr. d. Frhrn. v. Berlepsch arbeitende Firma.

Preisl. u. Drucks. über Vogelschutz **kostenlos.**

Vorher! Schlechtes Aussehen, schlechtes Haar u. Gefieder, Unlust, krankhaft!

Der Schatz im Hause

für jeden Tierhalter!

Die flüssige Tier-Wasch-Seife

„Schädlingstod"

Nachher! Gutes Aussehen, gutes Haar und Gefieder, Lebensfreudigkeit!

beseitigt radikal alle Tierschmarotzer mit Brut. Einmalige Waschung genügt. Vorbeugung und garantierte Heilung von räudeartigen Erkrankungen bei allen Haustieren. Bei Geflügel genügt einmalige Aussprützung der Stallungen nach Gebrauchsanweisung. Sofortiges Beseitigen der Kalkbeine. **Doppelter Eierertrag.** Hunderte von freiwilligen Dankschreiben. 250 g M. **12,—**, 500 g M. **18,—**. Versand gegen Nachnahme unter Berechnung von Po to u. Verpackung.

Direkt. **Felix Pfeiffer, Hamburg 23 A. S.**, Hasselbrookstr. 51

Libidol

kein chemisches Produkt, sondern natürlicher Auszug aus d. Yehimborinde und ähnlicher Pflanzen. —

Hervorragend geeignet bei Erschöpfungszuständen des Nervensystems, Sexual-Neurasthenie, sowie beim Nachlassen der Energie und der körperlichen Leistungsfähigkeit.

Aerztlich glänzend begutachtet.

Präparatengesellschaft m. b. H.

Berlin-Schöneberg 21.

Sämtliche Forstgeräte

Werkzeuge und Bedarfsartikel

liefert preiswert

E. E. Neumann, Düsseldorf, *Bunsenstrasse 1.*

Verlangen Sie bitte Preisliste und Katalog

Gelegenheitskäufe aller Art

finden durch unsere Zeitschrift grosse Verbreitung und haben meist guten Erfolg. Aufträge und Anfragen bitten wir an den Verlag Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehniner Strasse 7 zu richten.

Strümpfe, Unterwäsche

Strickwolle

versendet auch an Private

Proben und Preisliste postfrei

Erfurter Garnfabrik

Hoflieferant in Erfurt W. 351.

Apoth. Walters **Haarwachs-Salbe** gesetzl. gesch. ist das vielf. anerk. wirks. Mittel geg. Haarausfall, Schuppenbild., Haarwurzelkrankh. Selbst bei ganz. Kahlheit erhält man, wenn alle Mittel erfolgl. blieb., in ganz kurz. Zeit m. dies. Wundersalbe wieder schöne, volle u. gesunde Haare. Die viel. Anerk. u. freiw. Dankschrb. bürg. f. die Güte u. sich. Wirkg. Gar unschädl. Preis 14 M. fr. Alleinvertr. für Deutschland **Ferd. Reitz,** Gross., Neu-Isenburg W. 114.

Für Flechtenkranke!

Knoten-, Ring-, Eiter- u. Bartflechte, auch veraltete Leid. heile ich unt. Garantie m. meinem vielbewährt. **Flechtenheil** in 8-14 Tagen. Zahlreiche Dankschreiben. Eine Flasche genügt. Preis 25 Mark.

F. Müller, *Heilkundiger,* **Bremen, Gr. Krummenstr. 23.**

Sprechstunden: 9—10 und 3—4 Uhr.

Inhaltsverzeichnis des 7. Jahrgangs. 1921.

Heft Seite

Hauptartikel und Allgemeines.

Ameisenhaufen, Am . . . . . 1—2 23

Bedeutung, Die, des deutschen Naturschutzparkes in der Lüneburger Heide . . . . . 3—4 10

Canis familiaris . . . . . 3—4 15

Falz-Fein, Friedrich von † . . . 5—6 16
Feinde des Naturschutzes . . . 3—4 5
Fischerei, Die, und die Pflege der Naturdenkmäler . . . . . 11—12 4
Fledermäuse und andere . . . 9—10 19
Freunde, werbt Leser. . . . . 1—2 5
Frosch, Vom . . . . . 5—6 21
Fuchs, Ein großes Wort für den 5—6 18

Gartenecke, Die stille und ihre gefiederten Freunde. Von B. Quantz 7—8 5
Gebirgstal, Die Natur in einem. Von R. G. Berg . . . . . 9—10 17
Gleichgewicht, Das, in der Natur. Von H. v. Boetticher . . . 7—8 7
Goethe und die Natur . . . . 3—4 19
Guteborn, In. Von A. Klengel 1—2 18

Kieshofer Moor, Das, bei Greifswald — ein neuer Erfolg unserer Bewegung. Von Kurd v. Bülow 7—8 18
Kultur und Tierwelt. Von B. Haldy 11—12 1

Lachmöwe, Die, als Streitobjekt zwischen Naturschutz und Privatwirtschaft. Von Dr. Leo v. Boxberger . . . . . 1—2 3
Lore, unsere Sumpfohreule. Von Helene Zimmermann . . . . 11—12 9

Mitglieder, An unsere . . . . 7—8 1

Naturschutzes, Die Anfänge des. Von A. Bütow . . . . . 7—8 2
Naturschutzparadies, Ein. Von Walter Benecke . . . . . 5—6 1
Nistkästen, Die, in den Zofinger Waldungen. Von Dr. H. Fischer-Sigwart . . . . . 3—4 3
Nymphaeen, Über, und deren Kultur . . . . . 11—12 20

Pflanzenschutz, Über . . . . . 5—6 4
Pinus peuce . . . . . 11—12 23
Programm, Unser . . . . . 1—2 1

Raubvögel, Die Abnahme der und ihre Verhinderung . . . . . 9—10 1
Raubvögel und Rebhühner . . 11—12 19

Schillings, C. G. † . . . . . 3—4 7
Schonprämien, Unsere . . . . 1—2 6
Speisekarte unserer Raubvögel . 3—4 17
Standortsangaben, Die, von Naturdenkmälern. Von B. Haldy 9—10 4
Strandpflanzen, Die Bedeutung der, und ihr Kampf ums Dasein 9—10 15
Strünker, Dr. med. J. † . . . 3—4 9

Tier- und Pflanzenpflege . . . 11—12 24

Vogelleben, Aus dem, um den längsten Tag herum. Von H. Fischer-Sigwart . . . . . 7—8 16
Vogelleben, Das, der Donauauen bei Wien einst und jetzt. Von Dr. Otto Wettstein . . . . 9—10 7
Vogelleben und Vogelgewohnheiten. Von Dr. Fischer-Sigwart 7—8 9

Wald, Schonet den deutschen. Von W. Ahlert . . . . . 7—8 21
Waldschutz. Von Wilh. Thimm 5—6 17
Wasserstar. Achtung! Schonet den an den Mühlen. Von B. Quantz . . . . . 7—8 20

Unsere Arbeit.

	Heft	Seite
Adebars, Verschwinden	1—2	13
Adler und Aal	7—8	13
Armutszeugnis, Ein, für unsere Jägerschaft	9—10	13
Beinamen, Über hochtrabende	1—2	11
Bussard, Warum der schädlich ist	5—6	10
Dachs, Der aussterbende	5—6	10
erdbeeren, Schädlinge der	5—6	13
Erfolg, Ein besonders schöner, unserer Bestrebungen	11—12	11
Fischreichtum der Wolga	7—8	12
Fischreiher, Über die Schädlichkeit des	5—6	12
Freunde, werbt Leser	5—6	7
Frevel	3—4	11
Geld gab ich für Eisen	7—8	13
Heldentat, Eine	11—12	18
Jagdglück, seltenes	1—2	13
" "	5—6	7
Jäger, Ein tüchtiger	5—6	20
Jahresbeiträge, Betr. Einsendung der	1—2	7
Jahresbeiträge für 1921	5—6	6
" " 1922	9—10	10
Landesverein Sächsischer Heimatschutz	5—6	12
Lücke in der Wissenschaft, Lieber eine als eine in der Natur	7—8	14
Lummensterben, Großes	1—2	14
Maulwurf, Um den	3—4	14
Mäusebussard, Schutz dem	9—10	14
" "	11—12	16
Moore, Naturschutz der deutschen	9—10	13
Moorhuhns, Einbürgerung des	7—8	12
Möwen, Rückgang der, im Küstengebiet	1—2	14
Naturschutz und Raubzeugprämien	5—6	8
Naturschutzhefte, Alte	1—2	8
Preisausschreiben der „Blätter für Naturschutz und Heimatpflege"	9—10	11
Raubvögel, Über die Nahrung unserer	1—2	11
Raubwild und Hasenseuchen	11—12	17
Raubzeugprämien, Naturschutz und Reichsbund Heimatschule	5—6	8
Rohrweihenpärchen, Seltenes Vorkommnis	1—2	8
Schäff, Dr. Ernst †	9—10	14
Schonprämien	1—2	7
Schußliste unseres jüngsten Mitarbeiters	5—6	14
Schutz den Schutzlosen	3—4	13
Steinadler, Vom	11—12	17
Storches, Ausrottung des weißen	7—8	15
Störche, Das Wiederauftauchen des schwarzen, in Deutschland	5—6	8
Südpol, Tierschutz am	7—8	11
Teeröl als Vernichter der Vogelwelt	3—4	10
Tessin, Naturschutzpark	1—2	17
Tierschutz am Südpol	7—8	11
Trappen, Eine außergewöhnlich große Anzahl von	5—6	14
Trappen, Nochmals eine außergewöhnliche Anzahl von	7—8	11
Vogelbruten, Schutz den	3—4	12
Vogelmord, Italienischer	7—8	14
" " in Südtirol	7—8	15
" Zum, in Mecklenburg	9—10	12
Was blieb uns noch?	5—6	12
Weltkriegs, Der Fluch des	9—10	14
Wiesel, Großes, auf der Wasserrattenjagd	1—2	11
Wild, Forderungen der Entente an lebendem	5—6	11
Desgleichen	7—8	11

Rundschau.

	Heft	Seite
Ameisenhaufen, Am	7—8	27
Ausstellung von Stubenvögeln des Vereins für Vogelkunde, -Schutz und -Liebhaberei zu Leipzig	11—12	23
Bären, Vom braunen	1—2	19
Bären in Schweden, Zum Schutze der	9—10	20
Buchenzauber, Im	5—6	27
Erdbeeren gegen Gicht	5—6	24
Feistbirschen, Eigenartiges Benehmen von, nach dem Schuß	3—4	21
Fettgehalt der Fische	3—4	22
Fischreiher — Fischotter	3—4	23
Harzes, Die Schönheit des, in Gefahr	7—8	23

	Heft	Seite
Haustiere, Die, und der Kraftwagen	7—8	24
Hirsch. Der wildgewordene	3—4	21
Höhlendünger	3—4	26
Jagd vom Flugzeug aus	7—8	24
Jäger und Hirsch, Kampf zwischen	9—10	22
Landschaft, Ein naturvernichtender Eingriff in die schlesische	5—6	23
Meister Petz' unrühmliches Ende	9—10	20
Naturschutz	9—10	21
Pappeln, Die hohen	3—4	26
Raubzeug, Etwas vom	3—4	22
Reichsfliegenamt, Ein	7—8	24
Rohkost, Wie sie wirkt	3—4	20
Schießer-Prämie, Eine	1—2	20
Schlinge, In der eigenen, gefangen	3—4	24
Schwanenkampf am Schloßteich	5—6	23
Spatz, Unser, als Weltbürger	5—6	25
Star, Ein Magdeburger, in Spanien	3—4	24
Steinzeitalter, Ein Überlebender aus dem	9—10	22
Streife, Eine	3—4	25
Stubenreinheit der Tiere, Das Geheimnis der	5—6	24
Swinegels Fru mit ihren lüttjen Kinners	9—10	21
Treibjagd, Die größte	1—2	28
Uhutragödie, Über eine	5—6	25
Uferwegen, Freihaltung von	1—2	18
Versaille und Naturschutz	1—2	20
Vögel, Neue sprechende	1—2	20
„ Warum singen die	9—10	19
„ die abfärben	9—10	24
Vogelschutz, Die Katze und der	5—6	26
Vogelstimmen in der Nacht	9—10	23
Vogelwelt, Aus dem Kriegsleben der	3—4	20
Wasserratte, Die, als Fischfeind	3—4	23
Weiheranlage, Eine	3—4	25
Wildente, Ist die, der Fischerei schädlich?	1—2	19
Wisent-Herden, Neuaufgefundene	3—4	20

Gedichte.

	Heft	Seite
Frühlingswunder. Von E.-R. Lang	5—6	15
Mußt sie immer lieben. Von K—e	9—10	15
Pfingsten. Von Viktor Band	5—6	6
Verlust. Von H. K.	7—8	20
Wenn aufgewacht. Von H. K—e	1—2	5
Willkommen, Vorfrühling. Von H. K—e	3—4	6
Künstler Herbst	11—12	18

Abbildungen.

	Heft	Seite
Ein Januartag	1—2	9
Eine seltene Naturaufnahme	1—2	10
Eibe in Alt-Schwarmstedt	1—2	19
Partie mit epheuumrankten Bäumen im v. Lenthe'schen Park in Alt-Schwarmstedt	1—2	20

Bücherschau.

	Heft	Seite
Deutsche Feste und Volkskunst. Von Prof. Dr. Eugen Fehrle	1—2	31
Dorf, Das deutsche. Von Dr. R. Mielke	3—4	28
Heimatpflege	1—2	31
Jäger. Der. Von Dr. Kurt Floericke	3—4	28
Koffer, Der fliegende. Von Dr. Max Ortmann	3—4	27
Lebensbilder aus der Tierwelt Europas. Von Dr. Ernst Schäff	3—4	37
Mitteilungen der Märkischen Mikrobiologischen Versuchsstation	3—4	28
Ornithologisch-photographische Naturstudien	11—12	24
Versuchs- und Unterstation für Vogelschutz. Von Fr. Schwabe	1—2	21
Wildlebenden Säugetiere Deutschlands, Die	3—4	27

Blätter für Naturschutz
und Heimatpflege.

Herausgegeben, verlegt u. redigiert von Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehniner Str. 7

Die Blätter für Naturschutz und Heimatpflege erscheinen jetzt alle 2 Monate.
Bezugspreis jährlich 20 Mk. — Einzel-Nummer 4.— Mk.

Bestellungen, Manuskriptsendungen und Anfragen nur an
Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7.

Nachdruck der Artikel ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

— Die Verfasser der einzelnen Artikel und Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten. —

Anzeigen-Annahme:
Durch den Verlag Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehniner Straße 7.

8. Jahrgang. Berlin, am 1. Februar 1922. Nummer 1 u. 2

Wie ich Naturschützer wurde.

Von Walter Benecke †.

An einem schönen Abend im September war es; wir lustwandelten im Garten eines Freundes, der weit vor den Toren der Stadt ein schmuckes Heim sein eigen nennt. Im Tale vor uns braute der Nebel und im Dämmerlichte schwanden allmählich alle festen Linien. Da — gleich einem dumpfen Grollen — schallte machtvoll das Orgeln eines Hirsches zu uns herüber; entzückt lauschte ich der Stimme des Alten vom Walde. Lächelnd schaute mich meine schöne Begleiterin an und meinte: „Sie sind gewiß auch ein eifriger Jäger?" „O nein, gnädige Frau, ich habe nie ein Gewehr in der Hand gehabt, außer da ich mein Jahr diente und meine Vorgesetzten mir die königliche Waffe anvertrauten. Ich entsinne mich derselben noch gut, es hatte die Nummer 97 und schoß „Fleck", das weiß ich noch heut, und das letzte Mal hatte ich ein solches Instrument am 30. September 1902 in der Hand; seitdem habe ich keine Waffe mehr berührt, obwohl ich ein leidlicher Schütze war".

„Aber nun sagen Sie mir bitte, wie sind Sie denn eigentlich ein so begeisterter Naturschützer geworden?"

„Gerne will ich Ihren Wunsch erfüllen, Gnädigste. Wie ich Naturschützer wurde? Nun, das war eigentlich eine ganz einfache Sache. Liebe zur Natur steckt mir wohl schon vom Vater her im Blut. Immer schon sah ich mit Freuden einen leuchtenden Frühlingstag, wie manches Mal habe ich der Sonne Pracht beim Auf- und Untergang bewundert, und meine liebsten

Spaziergänge führten mich in die herrlichen Wälder meiner schlesischen Heimat, die Eichendorff so schön besungen hat. Aber so groß auch die Freude war an der köstlichen Frische dieser Wälder, so groß war bald, je mehr ich aufmerksam zu beobachten lernte, meine Trauer über das viele Unschöne. Wo ich auch hinschaute, stets fand ich, daß gerade der Mensch der Störenfried und Vernichter ist, der nach kleinlichen egoistischen Zwecken das Gleichgewicht in dem Haushalt der Natur stört. Wo sind sie geblieben, die kleinen gefiederten Sänger, die in früheren Jahrzehnten mit hundertstimmigem Sang und Jubel den Wanderer begrüßten! Heute heißt es: es war einmal .... Und nun, einmal aufmerksam geworden, schaute ich mich in unserer Literatur und unseren Zeitungen um. Von allen Seiten erschallt die Klage von der ungeheuren Abnahme der Tierwelt, damit verglich ich dann die Schießberichte der Jäger, die sich nicht genug tun können des Rühmens, wieviel Raubzeug sie zusammengeknallt hatten. Da fand ich in den Zeitungen die Anpreisungen der Raubtierfallenfabrikanten, der Chemischen Fabriken, Apotheken und sonstiger Erfinder, die alle ein unfehlbar sicher wirkendes Mittel gegen das „Raubzeug" empfahlen, und kein einziger, der für die Erhaltung der Natur unter Ausschluß aller Nützlichkeitsbestrebungen eintrat. Und traurig, aber wahr, gegenüber all diesen ungezählten Vernichtern unseres Raubwildes fand ich nur einen wackeren Kämpen, der allezeit unerschrocken seine Stimme zum Schutze der argbedrängten Tierwelt erhob, Hermann Löns in Hannover-List. Das soll ihm unvergessen sein!

Auf Grund solcher Beobachtungen zog ich nun immer wieder hinaus, sobald ich ein paar freie Stunden erübrigen konnte, freilich nicht mit der Donnerbüchse, mir genügt ein handfester Regenschirm. Auf Grund meiner Beobachtungen kam ich zu dem Ergebnis, daß eine vernichtende Katastrophe bevorstehe, der letzte Akt eines grausigen Schauspiels hereinbreche, daß wir in 30 Jahren, wenn die Naturverwüstung, infolge der Arbeit der Nützlichkeitsfanatiker, so fortschreitet, nur noch Haushühner, Gänse, Enten, Pferde, Schweine und Rinder haben werden, alles andere ist dann bereits der Falle, dem Gift, der Schrotspritze, überhaupt der Nützlichkeitsfanatismus oder dem Handel und der Mode zum Opfer gefallen. Schlimmer aber noch als bei uns haust man in fremden Ländern!"

„Aber da übertreiben Sie gewiß! Das wäre ja schrecklich!"

„Ja, wäre es doch übertrieben! Aber lesen Sie bitte nur einmal die Berichte über den Pariser und Londoner Pelzmarkt, nicht tausende und zehntausende, nein hunderttausende von Fellen werden da jahraus, jahrein umgesetzt. Man ist eben diesem „Raubzeug" nicht wegen seiner Schädlichkeit, denn die empfindet Gott sei Dank in Sibirien und Alaska noch kein Mensch, sondern nur wegen seines Pelzes in unbarmherzigster Weise zu Leibe gegangen; wo man diese Tiere antraf, wurden sie erschlagen, selbst die säugenden Muttertiere schonte man nicht. Was ist die Folge? Da niemand für Schonung dieser Tiere eintritt, selbst die nicht, die ihren Vorteil aus diesen

Kreaturen ziehen, die Händler, so gehe ich jede Wette ein, daß nach 15 Jahren das letzte Hermelin, der letzte Nerz, der letzte Skunk, Blaufuchs, Biber, Chinchilla, und wie sie sonst noch heißen, in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt sind!"

Meine aufmerksame Zuhörerin wird um eine Nüance blässer und sagt: „Aber Sie scherzen gewiß, so schlimm kann es doch mit der Tierwelt nicht stehen, Sie scherzen sicherlich, so weit kann sich der Mensch an der Tierwelt doch wohl nicht versündigen?"

„Leider ja, doch es kommt noch viel schlimmer. Ich möchte darauf hinweisen, wie gerade das zarte Geschlecht schuld ist an dem Hinmorden von tausenden von Vögeln. Schreibt einmal die Mode vor, diese Feder und jener Vogel wird getragen, dann ade alle guten Vorsätze. Es geht in den altvertrauten Hutladen, das „Modernste" wird verlangt, gezeigt, aufprobiert, gekauft und mit Stolz getragen, auch wenn es nicht so besonders zu Gesicht steht wie der schöne Hut mit Band und Blumen vom vorigen Jahre und wenn es auch viel teurer ist; es ist eben jetzt „modern", man kann nicht anders".

„Nein, bester Herr Benecke, nun wirds denn doch zu arg. Gönnen Sie uns armen Frauen nicht einmal die Reiher, die gerade mir so hübsch stehen, und die Paradiesvögel? Das ist wirklich nicht nett von Ihnen".

Ich erwiderte: „Ja, wie Sie richtig sagten, handelt es sich vor allem um die Reiher, namentlich Silberreiher und um den Paradiesvogel! Ebenso unbarmherzig und unvernünftig wie gegen die Pelztiere wird gegenüber diesen Vögeln Raubbau schlimmster Art getrieben. Ohne Erbarmen werden sie zusammengeknallt, den Reihern wird nur das bekannte Federbüschel, „der Reiher" genannt, genommen, den Kadaver läßt man verludern, ähnlich, wie es die Froschjäger vielfach machen; sie schneiden den Fröschen bei lebendigem Leibe die Hinterbeine weg und lassen den zuckenden Körper liegen. Daß diese soeben erwähnten Vögel in Schwärmen von Millionen und Abermillionen vorkommen sollen, wie ein Federhändler vor einigen Wochen in der „Frankfurter Zeitung" schrieb, ist entweder eine dreiste, bewußte Entstellung der wahren Tatsachen, oder der betreffende Herr ist tatsächlich so naiv, das selbst zu glauben. Das ist es ja eben. Die Natur wird als eine unerschöpfliche Vorratskammer betrachtet. Das mag sie einmal früher gewesen sein, aber seit vielen Jahren ist sie es sicher nicht mehr. Wohl vermag die Natur in ihrer Fruchtbarkeit die Lücken, die sie sich selbst, oder eine maßvoll betriebene Jagd ihr schlägt, auszufüllen, aber gegenüber dieser maß- und gewissenlosen Vernichtung mit unseren modernen Mordwaffen versagen ihre Kräfte. Jede Dame sollte sofort das Wort geben, keine Feder und keinen Pelz obengenannter Tiere innerhalb der nächsten 10 Jahre zu tragen, aber auch jeder Mann sollte sich versprechen, sein Gewehr auf solche Tiere während dieser Zeit nicht in Anschlag zu bringen, damit sich die Natur erst einmal wieder erholen kann. Man sollte auch kein Klavier mehr kaufen, dessen Tasten aus „echt Elfenbein" bestehen, und kein Herr sollte mehr das Queue gegen

einen Ball ergreifen, der aus Elfenbein hergestellt ist. „The Germans to the front!" so sollte es auch hier heißen! Machen wir Deutschen damit den Anfang! Man sollte es auch schließlich nicht mehr als Ehrensache betrachten, wenn man in Afrika war, mindestens einen Elefanten, ein Nashorn und einige Stücke von Antilopenarten geschossen zu haben, die nunmehr auch schon selten geworden sind, ausgenommen, es geschähe zu einem ernsten, wissenschaftlichen Zweck, und auch dann sollte man es sich dreimal überlegen! Man sollte stolz darauf sein, sagen zu können: Ich war in Afrika und erfreute mich in den Tropen an dem blauen Himmel, der üppigen Vegetation und der mannigfaltigen Tierwelt, aber mir ist es nicht im Traume eingefallen, da irgendwie zu decimiren. Es will ja jedes Geschöpf leben und ein jedes freut sich seines Daseins auf seine Art".

„Das ist allerdings ein sehr trauriges Bild, das Sie mir da malen", sagt meine Begleiterin. Seien Sie versichert, diese Lektion hat mich von meiner Schwärmerei für Reiher gründlich geheilt. Nun sprachen Sie vorhin von 'Nützlichkeitsfanatikern', was sind denn das für Leute?"

„Nützlichkeitsfanatiker" sind Leute, die man ebensogut auch Schädlichkeitsfanatiker nennen könnte. Es sind dies Personen, welche alles nur vom Nützlichkeits- oder man kann mit derselben Berechtigung sagen Schädlichkeitsstandpunkte aus betrachten. Andere Gesichtspunkte gibt es für sie nicht, weder Schönheit, noch Alter, noch Ehrwürdigkeit, noch Jugend. Solche Leute fragen nur: Wieviel bringt mir das ein? Wieviel verdiene ich damit? Nun brauchen Sie aber nicht etwa zu denken, das wären nur arme Leute, die so handeln. Nein, ich möchte sagen, gerade im Gegenteil, recht vermögende Leute denken leider oft so. Leute, denen es garnicht „drauf ankommt", die nicht danach fragen, ob die Flasche Sekt 100 oder 150 Mark kostet, aber die jeden Eisvogel, diesen farbenprächtigsten unter unseren deutschen Vögeln, sofort vom blühenden Busch am Bache wegknallen, weil er ihnen im ganzen Jahre vielleicht für 3 Mark „Schaden" zufügen kann. Das sind solche Leute, die am Rande des Feldes keinen Strauch stehen sehen können, weil auf diesem Fleckchen Erde vielleicht für 50 Pfennige Getreide wachsen könnte, außerdem sieht das nach modernen Begriffen „unordentlich" aus. Daß in diesem Busche aber Dorngrasmücken und auch ein Zaunkönig ihr Nest haben und manch junger Vogel diesen Strauch als seine Wiege kennt, immer wieder zu ihm zurückkehrt, das rührt einen solchen Menschen nicht, auch nicht das herzige Lied des Vogels, das er unermüdlich zum Preise des Schöpfers und seiner wunderbaren Natur vorträgt: Es sind dies dieselben Personen, die auch keinen Mäusebussard fliegen sehen können, ohne der Junghasen zu gedenken, die er in seinem Leben vielleicht vertilgt hat. Zur Beruhigung kann ich aber sagen, daß es nicht viele sind, da laut wissenschaftlicher Untersuchung die Nahrung der Mäusebussards zu 95 %, wie schon sein Name so richtig sagt, aus Mäusen besteht. Der Mäusebussard ist also der beste Freund des Landwirts und des Forstmanns. Viel versündigte sich auch die Schule,

wenigstens zu meiner Zeit, vor 20 Jahren, wurde bei jedem Tier peinlich erwähnt, ob es „nützlich“ oder „schädlich“ sei. Kein Wunder, wenn dann die Kinder als vollkommene Nützlichkeitsfanatiker in die Welt traten, ohne große Liebe zur Natur und ihrer Wesen. Gerade aber hier müßte man den Hebel der Besserung ansetzen. Und schließlich, soll uns nicht auch die Erwägung leiten, daß unser Geschlecht es weder unseren Vorfahren, noch unseren Nachkommen gegenüber verantworten kann, einzelne Tierarten vollständig ausgerottet, andere an den Rand der Vernichtung gebracht zu haben? Würden unsere Enkel nicht einmal mit Fingern auf uns zeigen und von uns sagen, daß wir zwar stark an Humanitätsduselei den Verbrechern gegenüber litten, daß wir aber der unschuldigen Tierwelt gegenüber die reinsten Barbaren waren? Alles geht zu kaufen. Aber alle Schätze der Erde reichen nicht aus, um eine ausgestorbene Tierart wieder ins Leben zu rufen. Hierbei zeigt sich so richtig die Ohnmacht der Menschen, wenn sie sich sonst auch noch so viel dünken!“

„Ja, aber es gab doch sicher schon Vereine, die das ausführten, was Sie mit der von Ihnen gegründeten Naturschutz-Vereinigung anstreben, z. B. die Tierschutzvereine?“

„Dem muß ich leider widersprechen. In der Weise, wie wir arbeiten, arbeitet leider kein Verein. Bisher hat sich doch noch Niemand getraut, für das „Raubzeug“ einzutreten, hat es noch keiner gewagt, für diese vogelfreien Tiere eine Lanze zu brechen. Die Tierschutzvereine beschränken sich mit wenigen Ausnahmen auf den Schutz der domestizierten Tiere; sie sollten aber ihr Arbeitsfeld auch auf die freilebenden Tiere ausdehnen, namentlich dem Fallenunwesen energisch zu Leibe gehen, denn es ist doch wohl die ärgste Tierquälerei, wenn ein Fuchs viele Stunden lang im „Eisen hängt“, oder ein Raubvogel mit den Ständern im Habichtskorbe grausam festgeklemmt, stundenlang hilflos flattert! Es ist auch noch kein Verein außer uns da, der so gegen die Nützlichkeitsbestrebungen zu Felde zieht, wie wir. Bisher hat noch kein Verein Prämien für das Aufbringen seltener Vögel ausgesetzt.“

„Sehr richtig, aber ich glaube doch, daß an und für sich schon viel für die Natur getan wird?“

„Mit nichten, die meisten Leute jammern und stöhnen nur über die Verwüstungen in der Natur, aber sonst tun sie nicht das geringste. Ich erlebe es fast täglich. Frohen Herzens schrieb ich manch einem in der ersten Zeit: Ihnen kann geholfen werden, hier ist ein Verein, der sich redlich bemüht, Abhilfe zu schaffen, bitte, treten Sie getrost bei. Jährlicher Beitrag nur 20 Mark. Aber — ich wartete meist vergeblich. Es muß wohl häufig an den 20 Mark liegen, also, selbst dieser Betrag ist solchen Herrschaften noch zu viel Geld. Und so etwas geschieht in dem „Lande der Dichter und Denker“! Und dann noch eins, was ich nie werde verstehen können: Die Vogelliebhaberei, also für Viele, namentlich die Städter, die einzige Möglichkeit,

durch sie die Natur kennen und lieben zu lernen, Verständnis für sie zu bekommen, die Vogelhaltung, die es uns Städtern nur ermöglicht, sich ein Stück Frühling in die Wohnung zu zaubern, für viele stark beschäftigte Personen, auch für Kranke und alte Leute die einzige Freude, sie ist auf Betreiben der Tierschutzvereine nahezu völlig unterbunden worden mit der ganz falschen Motivierung, dadurch die Abnahme unserer Kleinvogelwelt zu beseitigen. Nichts ist falscher als das! Die vielen wildernden Katzen, diese Lieblinge der Tierschutzvereine, die sind es, die alljährlich viele Millionen unserer schönsten Singvögel ganz nutzlos dahinmorden, denn zu Hause haben sie ihr reichliches Futter. Aber gegen die wildernden Katzen einzuschreiten, wehren sich die Tierschutzvereine mit Händen und Füßen, wie man das auf dem ersten Deutschen Vogelschutztage in Charlottenburg gewahr wurde".

Meine schöne Begleiterin war recht nachdenklich geworden. Dann aber streckte sie mir impulsiv ihre beiden Hände entgegen und sagte: „Nun danke ich Ihnen aber recht herzlich für Ihre freundlichen, ausführlichen Aufklärungen!" Aber schon wieder scherzend fragte sie lächelnd: „oder kostet das etwas?" „Das kostet 50 Mark", sagte ich mit verbindlicher Verbeugung, „ich meine, Sie müssen unbedingt unser Mitglied werden, und ich hoffe, da Sie die Güte hatten, mir solange zuzuhören, Sie werden ein recht eifriges Mitglied werden."

„Ach ja, sehr gern, das hätte ich bald vergessen. Also, schreiben Sie mich, bitte, als Mitglied ein. Doch Sie sprachen vorhin von 20 Mark. Dies ist doch wohl der jährliche Beitrag?" „Gewiß, aber da ich weiß, daß Sie es „dazu haben", so darf ich wohl in Vorschlag bringen, daß Sie der Vereinigung mit dem „freiwillig erhöhten" Beitrage von 50 Mark pro Jahr angehören?!"

„Sie sind ja ein ordentlicher Schwerenöter, aber gern sei Ihnen diese Bitte gewährt, und, wissen Sie was? Ich werbe und arbeite sonst immer für alle möglichen Wohltätigkeitsveranstaltungen. Nun will ich auch einmal etwas für radikalen Naturschutz, also speziell für Ihre, nunmehr also unsere Vereinigung tun, und ich gebe Ihnen hiermit das feierliche Versprechen, daß ich Ihnen innerhalb der nächsten 4 Monate 10 Damen meiner Bekanntschaft als Mitglieder bringe! Einverstanden?"

„Aber ja, mit tausend Freuden! Und mein erstes Glas gelte unserem jüngsten Mitgliede!"

* * *

Ob sie Wort halten wird? Ich glaube es bestimmt. Soviel Liebenswürdigkeit und dabei wortbrüchig? Nein, in bezug auf unsere Vereinigung bin ich immer Optimist! Und warum kann es schließlich nicht auch heißen: „Eine Frau, ein Wort?"

Da in diesem Augenblicke mir unsere sämtlichen 60 Damen, die wir als Mitglieder in unserer Vereinigung haben, sicher dasselbe Versprechen geben . . . Himmel, Herrgott . . . . das wäre ja gar nicht auszudenken, gar nicht auszurechnen, . . . aber Ruhe? Also: 60 Damen mal 10 Mitglieder innerhalb

von 4 Monaten ergibt 600 neue Mitglieder (natürlich alles Damen, die keine „Reiher" und keine „Paradiesvögel" mehr auf den Hüten tragen werden), jedes à 20 Mark macht 12 000 Mark. Das wäre selbst bei dem heutigen Tiefstand unseres Geldes eine Summe, die mir manche Sorge um den weiteren Ausbau unserer Vereinigung ersparen würde.

* * *

Nachschrift. Vorstehenden Aufsatz übergab mir der Verfasser längere Zeit vor seinem Tode zur Durchsicht und Begutachtung. Andere Arbeiten und Vorkommnisse hinderten mich jedoch hieran. Jetzt aber glaube ich dem Verewigten eine letzte Ehre zu erweisen, wenn seine Arbeit (ziemlich unverändert) zur allgemeinen Kenntnis gebracht wird, denn dieselbe kennzeichnet ihn als eifrigen Werber für unsere Bestrebungen und warmherzigen, tierfreundlichen Menschen. F. M—l.

Die Reiherplage.

Im Preußischen Landtag ist unter dem 30. September 1921 folgende kleine Anfrage von den Abgeordneten Prelle, Biester, Meyer-Bülkau und Mohrbotter eingebracht worden:

Die Binnenfischerei, die durch ihre Erträge wesentlich zur Durchführung der Volksernährung beiträgt, hat so unter der Reiherplage zu leiden, daß etwa die Hälfte des gesamten Fischereiertrages, wie es durch Fachleute nachgewiesen ist, verloren geht. Wir haben uns in der Lüneburger Heide selbst durch Augenschein von dieser Tatsache überzeugt. Durch diese Schädigung des Fischereibestandes wird z. T. die Rentabilität der Fischerei in Frage gestellt, und die Fische werden in unverhältnismäßiger Weise für die allgemeine Ernährung verteuert. Die Ursache ist hauptsächlich in der Aufrechterhaltung großer Reiherreservate zu suchen. Sofortige durchgreifende Maßnahmen sind erforderlich.

Was denkt das Staatsministerium zu tun, um der Binnenfischerei zum Besten der Volksernährung gegen die Reiherplage zu Hilfe zu kommen?

Darauf ist vom Landwirtschaftsministerium unter dem 12. Oktober 1921 folgende Antwort erteilt worden:

Unzweifelhaft ist der Fischreiher (Ardea cinerea L.) der Fischerei außerordentlich schädlich. Deshalb ist er auch weder durch das Jagdrecht noch durch das Reichsvogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 (Reichsgesetzblatt Seite 314) geschützt. Jeder kann ihn auf beliebige Weise fangen oder erlegen; nur ist der Gebrauch von Schußwaffen nach § 105 des Preußischen Fischereigesetzes vom 11. Mai 1916 (Gesetzsammlung Seite 55) dem Jagdberechtigten vorbehalten.

Für die Behandlung des Fischreihers in den Staatsforsten ist der Runderlaß vom 28. Februar 1907 Nr. III 6686/I A a 547 maßgebend, der an der einschlägigen Stelle lautet: „Dagegen werden seltene, aber die wirtschaftlichen Interessen Einzelner stellenweise gefährdende Tiere wie z. B. der Wanderfalk, manche Adlerarten, der Eisvogel und der vielerorts schon stark in der Abnahme begriffene Fischreiher nur an Örtlichkeiten, wo sie nennenswerten Schaden nicht anrichten, geschont werden dürfen; hier werden sie dann aber auch nach Möglichkeit in angemessener Zahl zu erhalten sein". Mit Rücksicht auf die Abnahme der Fischreiher und auf die Vorstellungen der Vertreter des Naturschutzes ist die früher erfolgte Gewährung von Schußprämien eingestellt.

Es sind Ermittelungen eingeleitet, ob über die gegebene Anweisung hinaus eine Schonung der Fischreiher erfolgt ist (vom Verf. gesperrt),

Danach werden gegebenenfalls geeignete Maßnahmen getroffen werden. Auch für die nicht im Staatsbesitz befindlichen Forsten wird ein entsprechendes Vorgehen erforderlich werden. Erwünscht wären nähere Angaben über die in der kleinen Anfrage bezeichneten „großen Reiherreservate".

Es ist nichts Neues mehr, daß in dieser Weise wieder einmal ein Vorstoß gegen den Reiher versucht wird. Obwohl der weitaus größte Teil der deutschen Bevölkerung bisher noch keinen wildlebenden Reiher gesehen hat, wird ihm doch immer wieder auf solche Weise klar gemacht, ein wie großer Schädling „für das Volksvermögen" der aussterbende Vogel ist.

Angenehm wirkt einesteils die zurückhaltende Antwort des Ministeriums, das sich nicht zu den „sofortigen durchgreifenden Maßnahmen" verstehen kann und zunächst einmal wissen will, wo denn die großen Reiherreservate eigentlich liegen. Gemeint sind zweifellos die kleinen Schonbezirke, die in Privathand sind. Daß der Reiher stellenweise, jedoch immer nur auf engbegrenztem Bezirk, fischereischädlich werden kann, soll garnicht bestritten werden. Dieser Schaden ist aber im Hinblick auf den durch den Abschuß bedingten Schaden an ideellen Werten derart verschwindend gering, daß er garnicht in Betracht kommt. Die Behauptung, daß durch den Reiher die Hälfte des gesamten Fischereiertrages verloren ginge, ist so ungeheuerlich, daß sich eine Erörterung erübrigt.

Wenn sich das Ministerium auf den Standpunkt stellt, daß die Schußprämie für die Reiher infolge der Abnahme der Vögel hat eingestellt werden müssen, so ist das nur dankbar anzuerkennen. Vielleicht ist es auch den Behörden nicht ganz unbekannt geblieben, woher der Fischmangel der Bevölkerung kommt, wenn es sich dabei auch nicht immer um Binnenfische handelte. In guter oder auch böser Erinnerung sind ja noch die skandalösen Mitteilungen der Tagespresse über die Vorgänge in der Kriegs-Fisch-Gesellschaft, durch die der Volksernährung tausende von Tonnen Fischen entzogen wurden — freilich nicht durch Reiher, sondern durch tüchtige Zeitgenossen. Und ehe man Erhebungen über die Schädlichkeit des Reihers anstellt, sollte man zunächst einmal untersuchen, wieviel Zentner Binnenfische gerade jetzt in das Ausland verschoben werden. Wir müssen nachdrücklichst dagegen Verwahrung einlegen, daß nunmehr um der Interessen einer kleinen Gruppe willen Eingriffe in ein Naturdenkmal gemacht werden, das zu den wertvollsten unserer deutschen Heimat gehört. H.

Der Fischotter.

Seitdem die engherzige und kurzsichtige Profitgier des Menschen den Biber bis auf einige wenige, jetzt unter staatlichem Schutze stehende traurige Reste, in Deutschlands Gauen völlig ausgerottet hat, muß der Fischotter als unser wertvollstes Pelztier angesprochen werden. Sein schönes Fell wird, wie u. a. auch Herr Benecke in seinem Aufsatz „zur Ehrenrettung des 'Raubzeuges'" (Heft 3, 1917) anführt, mit 750 Mark bezahlt! Das ist eine schöne Summe, zumal man bedenken muß, daß der glückliche Besitzer eines Revieres, in dem der Otter vorkommt, mit diesem Tier weiter keinerlei Arbeiten noch Unkosten hat. —

Wir hätten da in Deutschland einen schönen Schatz, der schönes Geld einbringen und somit einen wertvollen Bestandteil des Nationalvermögens darstellen würde, wenn — ja: wenn er nicht so überaus selten wäre!

Und warum ist er so überaus selten? Weil er ebenso unvernünftig verfolgt wurde und wird, wie es seiner Zeit mit dem Biber geschah. Und wenn es so weiter geht, so wird er in nicht allzu ferner Zeit a u c h ausgerottet sein.

In erster Linie ist natürlich sein schöner Pelz daran schuld, daß er so verfolgt wird, dann aber auch seine Nahrung, die aus Fischen besteht und ihn dem Fischer höchst verhaßt macht. Man kann nicht bestreiten, daß er der Fischerei Schaden zufügt, und bei Fischteichen

und Fischzüchtereien kann man ihn nicht dulden. Aber man soll doch bedenken, daß er als Lieferer des kostbaren Pelzes den Schaden, den er durch Fischfraß anrichtet, wieder gut macht oder sogar weit übertrifft. Ganz abgesehen von ethischen und ästhetischen Momenten, die ja auch nicht unterschätzt werden dürfen, darf der Otter schon aus diesen Gründen nicht in dem Maße verfolgt werden, daß er in seinem Bestand gefährdet, mit gänzlicher Ausrottung bedroht wird.

Ein so kostbares Wild muß, auch wenn es durch Fischfraß Schaden anrichtet, uns erhalten bleiben. Das liegt im wohlverstandenen Interesse unserer deutschen Jagd nicht minder als in dem des Naturschutzes!

Der Otter ist ein wichtiges, kostbares Wild, infolge sinnloser Nachstellungen ein seltenes, wertvolles „Naturdenkmal". —

Es ist unsere, der Jagd und des Naturschutzes Pflicht, ihn vor gänzlicher Ausrottung, ja vor noch verstärktem Abnehmen zu schützen. Der Otter darf nicht aus der Tierwelt Deutschlands verschwinden! — Pelikan.

Zum Ableben Walter Beneckes

gingen mir aus dem Leserkreis so zahlreiche Beileidschreiben zu, daß deren persönliche Beantwortung nicht möglich war, und spreche ich allen, die des Verblichenen in so liebevoller Weise gedachten, an dieser Stelle meinen innigsten Dank aus.

* * *

Zum Benecke-Fonds

wurden von hochherzigen Spendern nachstehende Beträge gestiftet:

Prinz Schönburg-Waldenburg auf Guteborn	M.	1000.—
Herr Hassau, Berlin-Lichterfelde	„	500.—
Se. Majestät König Ferdinand, Coburg	„	200.—
Herr Dr. Boeckler, Senftenberg	„	100.—
Frau Gräfin J. Keyserlingk, Rautenburg	„	100.—
Herr Rittergutsbesitzer Ferno, Kugelacken b. Taplacken	„	100.—
„ Landgerichtsdirektor Plümicke, Memel	„	100.—
Herren Gebr. Röchling, Zweigniederlassung Völklingen	„	100.—
Herr Felix Schoeller, Grebesch b. Osnabrück	„	100.—
„ Fritz Graf Schwerin, Wendisch-Wilmersdorf (Post Thyrow)	„	100.—
„ Adolf Kunkel, Magdeburg, Kaiser Otto-Ring 6	„	50.—
„ Amtmann Stahlke, Berlin NW., Dreysestr. 3	„	50.—
„ Oberstleutnant a. D. Steinkopf, Kottbus	„	50.—
„ G. Lackner, Karlsruhe	„	30.—
„ Prof. Landois, Berlin NW. 30	„	30.—
„ v. Egidy, Dresden, Ammonstr. 7	„	25.—
„ Eisenbahn-Oberinspektor Heller, Bad Elster	„	25.—
„ v. Jena, Hamburg	„	25.—
„ Staatsförster Rüdiger, Eisenhammer (Post Steinbusch)	„	25.—
„ R. Hoffmann, Darmstadt	„	20.—
Kitzinger Bankverein, Frankfurt a. O.	„	20.—
Herr Oberstleutnant Richter, Altenburg S.-A.	„	20.—
„ Benno Huettchen, Berlin-Tempelhof	„	10.—
„ Lentzius-Lensingen, Aurich	„	10.—
„ Zollassistent Lor. Graef, Bamberg	„	5.—

Für alle diese Spenden, die ein überaus schönes Zeugnis für das treue Zusammenhalten der geehrten Mitglieder zu unserer Vereinigung und deren Bestrebungen ablegen, spreche ich meinen tiefstgefühlten Dank aus.

Frau Martha Benecke nebst Kindern.

Winter.

Der Winter trägt kein Sterbekleid,
Warm hält sein weißes Linnen,
Und schmilzt es fort, wird weit und breit
Der Frühling Kraft gewinnen. —e.



Unser Preisausschreiben für Moorschutz Trotzdem die Beteiligung an unserem Preisausschreiben für Moorschutz nicht ganz unseren Erwartungen entsprochen hat, konnten wir dennoch zwei Preise verteilen und zwar an Herrn M. Warnke-Stargard (Mecklbg.): „Bronsart v. Schellendorf Afrikanische Tierwelt I" und an Herrn R. Balk-Breslau den „Kosmoskalender für 1922". Nähere Mitteilungen behalten wir uns vor.

Erfreuliches aus Mecklenburg. Ein langjähriger Freund unserer „Blätter" schreibt uns, daß auf dem Parkteiche des Rittergutes Tessin sich zahlreiche Stockenten angesiedelt und gebrütet haben. Dieselben sind dank der ihnen zuteil gewordenen Schonung so zahm geworden, daß man sich ihnen bis auf 5 Schritte nähern kann, ohne daß sie abstreichen. Ebenso hat sich in dortiger Gegend Freund Adebar wieder eingefunden und fleißig dem Brutgeschäft obgelegen, jedes Nest wies durchschnittlich 3—4 Junge, die alle glücklich hochkamen und die große Versammlung vor der Abreise ins Land der Pyramiden mitmachen konnten. Als eine Merkwürdigkeit ersten Ranges dürfte ein Bachstelzenpärchen anzusprechen sein, das sich den — Schweinestall als Quartier ausersah und dort im Dünger rüstig der Käfer- und Würmerjagd obliegt. — Es ist für uns hocherfreulich, von einem alten Freunde mit so schönen Nachrichten beglückt zu werden und sagen wir ihm an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank.

Krieg dem Spatzen. Eine kürzlich ergangene Verordnung verfügt die Vertilgung des Sperlings und setzt sogar eine Prämie von 5 Pfg. für das Stück fest. Die Verordnung an und für sich ist selbst vom Standpunkt des Naturschutzes zu begrüßen, denn der Haussperling (**passer domesticus**) verdrängt unsere heimischen Sänger ganz bedeutend — besonders aus unsern Gärten. Die Sache hat jedoch einige Haken: Die Verordnung spricht nur vom Sperling. Wir haben aber zwei Arten von Sperlingen, die in ihrer Lebensweise grundverschieden sind — ja, ich möchte sogar behaupten, daß, wenn wir „nur" den Feldsperling (**passer montanus**) besäßen, zu Klagen gar nicht Gelegenheit hätten; denn erstens ist derselbe nicht annähernd so häufig wie der Haussperling und was die Hauptsache, er ist eher nützlich als schädlich. was man vom Haussperling nicht sagen kann. Nun kommt noch ein ganz bedeutender Übelstand in Betracht. In der behördlichen Verordnung ist auch vom Abschießen der Sperlinge Erwähnung getan, daß zuverlässigen Personen der Abschuß gewährt wird. Es kann ein Mensch ganz zuverlässig sein, ob er aber deswegen einen auf einem Ast sitzenden Wendehals oder einen grauen Fliegenschnäpper

von einem Sperling unterscheiden kann?!!! — Die meisten Menschen halten jeden kleinen grauen Vogel für einen Sperling und können sonst ganz zuverlässig sein. Zum Schluß erwähnt auch die Verordnung das Vernichten der Sperlingsnester und betont, daß dieselben an dem Heraushängen der Nistst offe kenntlich sind. Diese Behauptung hat einen sehr dehnbaren Begriff. Unser äußerst nützlicher Hausrotschwanz hat sehr oft dieselbe Gepflogenheit und nistet an denselben Stellen am Hause wie der Haussperling. Also Vorsicht! — Wir nähern uns mit Riesenschritten dem goldenen Frühling, da unsere verschiedenen — auch „grauen" Sänger auf Heimatsurlaub zurückkehren. Wir wollen ihnen einen würdigen Empfang bereiten und nicht mit Tesching und Luftgewehr.

Friedrich Kohn, Naunhof.

Was sich für den echten Weidmann schickt! Ein von der Freien Vereinigung zum Schutze des Weidwerks in Wien herausgegebenes Werk „Jägerehre und Weidmannspflicht" enthält u. a. zehn Grundregeln, die das weidgerechte Jagen im allgemeinen betreffen und hier ihrer fachmännischen Fassung wegen wiedergegeben seien, auch wenn sie dem wahren Jäger nichts Neues bieten.

1. Dem gejagten Wilde wahre stets die Möglichkeit, sich durch der eigenen Sinne Schärfe vor deinem tötlichen Blei zu retten! — Unwürdig ist es eines echten Weidmannes, durch die ihm zu Gebot stehenden Hilfsmittel dem Wilde auch nicht die geringste Aussicht zu lassen, daß es sich vermöge seiner natürlichen Gaben dem Tode entziehe. Der ist kein Jäger, der seine Hilfsmittel dazu mißbraucht, um Massenschlächtereien unter dem Wilde zu veranstalten.

2. Die Waffe, die du führst, sei jederzeit tadellos und von dir auch tadellos gebraucht! Die Errungenschaften der heutigen Waffenerzeugung dürfen den Weidmann unter keiner Bedingung zu unweidmännischem Gebrauche, die weittragende Büchse nicht zu aasjägerischen Fernschüssen, das Fernrohr nicht zum Schießen bei Nacht und die Repetierwaffe nicht zum Massenmord verleiten! Nicht die Beschaffenheit der Waffe, sondern ihr Gebrauch macht die Weidgerechtigkeit aus.

3. Das Geschoß wähle, der Gattung und der Zählebigkeit des zu schießenden Wildes entsprechend, derart, daß es bei gutem Schusse möglichst im Feuer oder nahe dem Anschusse zusammenbricht, ungünstig getroffen aber infolge genügenden Schweißverlustes eine rasche und erfolgreiche Nachsuche ermöglicht. — Als unbedingt unweidmännisch anzusehen sind nachstehende Geschoßgattungen gegenüber unserem heimischen Wilde: Explosionsgeschosse, Kettenkugeln, Spaltkugeln, gehacktes Blei und Posten.

4. Allem auf Schalen ziehenden Wilde gebührt grundsätzlich die Kugel! — Der Schrotschuß ist nur ausnahmsweise gestattet: a) als Fangschuß, b) dem Rehwilde gegenüber, wenn der Schuß mit der Kugel der Sicherheit wegen unzulässig ist und der Abschuß des Rehwildes zur Standesregelung unumgänglich bei Treibjagden geschehen muß. In diesem Falle sind jedoch als größte Schußentfernung 40 Gänge und als Schrot die Nummern von 6 (österreichisch) abwärts zulässig. Brave Böcke bei solchen Treibjagden zu schießen, ist unweidmännisch, besonders wenn sie nicht aufhaben.

5. Ein Wild beschieße nur dann, wenn es dir schußgerecht kommt, das heißt, wenn du die Sicherheit — nicht bloß die Wahrscheinlichkeit — hast, es mit Rücksicht auf die Entfernung, die gebotene Zielfläche und die Wirkungsfähigkeit der eigenen Waffe erlegen zu können. Nie drücke los, bevor du das Wild mit Sicherheit angesprochen hast, und vor jedem Schusse überzeuge dich durch einen raschen Blick in der Schußrichtung über das Wild hinaus, ob du niemand gefährdest! — Viel unsagbares Unheil ist schon durch einen Schuß bei mangelndem Büchsenlicht oder auf nur vermutetes und nicht gesehenes Wild herbeigeführt worden, und manch hitziger Schütze bereut sein Leben lang einen blindlings abgegebenen Schuß, der nicht nur das Wild, sondern auch einen in der Schußrichtung plötzlich auftauchenden Menschen traf.

6. Mit dem Begriffe eines weidgerechten Jägers ist nebst der tadellosen Waffe auch die Hilfe eines tadellosen Hundes untrennbar verbunden. Ein fermer Hund ermöglicht erst dem Weidmanne, die Jagd echt weidmännisch auszuüben, denn dieser brave Gehilfe befähigt ihn vor allem, das krankgeschossene Wild bald von seiner Qual zu erlösen.

7. Eine gründliche Nachsuche nach jedem zweifelhaften Schusse — wenn möglich mit einem verläßlichen Hunde — ist beim Einzeljagen des braven Weidmanns heilige Pflicht! Bei Treibjagden, wo dies durch den Schützen selbst untunlich ist, hat der Jagdleiter die Nachsuche durch das Jagdschutzpersonal zu verfügen, desgleichen hat ein einzeln jagender Weidmann, falls er selbst an der Nachsuche verhindert ist, unbedingt eine solche durch einen Sachkundigen zu veranlassen. Der Grenzneid lasse niemand die Pflicht der Menschlichkeit vergessen, daher ist auch die Verständigung des Reviernachbars über ein auf sein Gebiet gewechseltes angeschweißtes Stück eine unbedingte Pflicht des Weidmanns.

8. Wo schon Eisen und sonstige Fangvorrichtungen gebraucht werden müssen, da merke dir, Weidmann: Alle Fangvorrichtungen und Eisen, die das gefangene Wild entweder sofort töten, bzw. unversehrt lassen, sind weidmännisch einwandfrei. Unbedingt verpönt sind Widerhaken, Fußangeln, Fuchs- und Dachsbohrer, Schlingen- und Pfahleisen. Ehrenpflicht des Jägers ist es, gestellte Fangvorrichtungen so oft als möglich nachzusehen.

9. Ein in der Rüstkammer des edlen Weidmanns nur ungern gesehenes Mittel ist das tückische Gift, dessen Anwendung in der Regel vermieden werden soll. Nur in schwierigem Gelände und in stark vernachlässigten Revieren, wo andere Mittel zur Verminderung des Raubwildes nicht ausreichen, kann rasch und sicher tötendes Gift verwendet werden. Allgemein zulässig ist Gift, und zwar Phosphor zur Vertilgung von Krähen. Obwohl das Gift an Grausamkeit von manchem schlecht betreuten Schlag- oder Tellereisen übertroffen wird, so wird es doch noch mehr verabscheut als diese, da sein tückisches Wirken dem offenen Wesen des Weidmanns widerstrebt.

10. Weidmann, so du die hier aufgezählten, wildtötenden Mittel in weidgerechter Weise anzuwenden gedenkst, dies Gebot mußt du vorher erfüllen: All das Wild, das Wald und Flur belebt, mußt du genau kennen nach Art, Geschlecht und Gewohnheit! Du mußt seine Daseinsbedingungen ergründen und seine Lebensnot, du mußt sein guter Herrscher sein und sein Schützer, dann sei dir deine Beute freudig vergönnt, dann genieße rohgemut der edlen Weidmannskunst ungetrübte Lust. P. S.

Gegen die Federmode. Deutsche Frauen, deutsche Mädchen, die Schöpfung selbst bittet Euch, sie ruft Euer Mitleid an:

Macht dem grausamen Vogelmord ein Ende. Sprecht Euren Willen aus: es soll kein Vogel mehr getötet werden, um als Hutschmuck zu dienen.

Verzichtet auf alle Federhüte außer Hüten mit Straußenfedern, weil nur Straußenfedern durch Zucht gewonnen werden, alle anderen Federn aber, wenn sie nicht dem Schlachtgeflügel entnommen werden, nur durch grausame Vernichtung unersetzlicher, schöner Vögel beschafft werden.

Wisset: Edelreiher und Paradiesvögel und manche andere Vogelarten stehen jetzt infolge der Hutmode unmittelbar vor ihrer Ausrottung. Der Handel sucht Euch über diese Tatsachen zu täuschen und streut Unwahrheiten aus. Abhilfe ist noch möglich, wenn Ihr helft, eine große Bewegung zum Schutze der gefährdeten Geschöpfe zu erregen. Andere Staaten haben schon den Handel mit den genannten Federn verboten. Nur Verbotgesetze können helfen. Sprecht viel davon, dann kommen sie.

Lernt die Federn kennen, die auf Hüte gebunden werden, damit Ihr wißt, von welchem lebenden Wesen sie stammen. Die Kenntnis der Vogelwelt, eines der größten Wunder der Natur, wird Euch glücklicher machen. Denkt an das Schicksal des Tieres,

dessen Federn Euch zum Kauf angeboten werden. Werbt für den Schutz der gefährdeten Vögel, indem Ihr sprecht von blutigen Federn, im Gegensatz zu harmlosem Federschmuck.

Bedenkt: Die meisten Frauen, die blutige Federn tragen, sind sich der Grausamkeit noch nicht bewußt.

Es wird nichts Unbilliges verlangt, sondern nur dies: Die Mode soll von den lebenden Tieren der Wildnis ablassen, bevor sie ausgerottet werden und sich auf den Hutputz beschränken, der beschafft werden kann ohne blutigen Eingriff in die lebendige Natur.

Laßt Euch nicht von der Mode beherrschen, sondern von Euren eigenen sittlichen Kräften, von Eurem Gewissen und Eurem Schönheitssinn. Mag die Mode an sich sein was sie will; in unserer Zeit ist sie nur ein Mißbrauch und wird von Unternehmern gemacht. Die Zeit, wo man bei edlen Frauen anfragte, was sich ziemt, ist nicht mehr. Heute sind es nicht gerade edle Frauen, mit deren Hilfe das Unternehmertum Moden aufstellt.

Verbittet es Euch, daß solch eine Mode Euch blutige Federn aufzwingen will; fordert harmlosen Hutschmuck.

Wenn Ihr nicht die Hutmacherin erzieht, dann gebietet sie Euch und gewöhnt Euch an Rohheiten. Vergeßt nicht, daß Ihr als Käufer Macht habt; und Macht verpflichtet.

„Jagdbare Tiere". Es wird gewiß die deutsche Jägerwelt interessieren, was man in anderen Ländern alles unter die Kategorie „jagdbare Tiere" rechnet und welche Schonzeiten sie haben. So findet man in einer dänischen Zeitung „Landmaendenes eget Blad" nachfolgenden Abschnitt, der sich lohnt, weiter veröffentlicht zu werden.

Schonzeiten nach dem Gesetz vom 1. 5. 1894 mit Zusatz vom 16. 3. 1900 für:

Rehböcke . . .	vom	15. 7.	bis	15. 9.
Rehe	„	1. 1.	„	15. 9.
Hasen	„	25. 12.	„	20. 9.
Igel	„	1. 2.	„	15. 9.
Fledermaus . .		do.		
Bussard . . .		do.		
Eule		do.		
Rebhühner . .	„	15. 11.	„	15. 9.
Fasanen . . .	„	15. 3.	„	15. 9.
Waldtauben . .	„	1. 2.	„	15. 9.
Krammetsvögel .	„	do.		
Bekassinen . . .	„	1. 2.	„	31. 7.
Kampfhühner . .		do.		
Brachvögel . .		do.		
Waldschnepfen .	„	15. 5.	„	31. 7.

Pomeranzenvögel (Pirol) . . .	vom	15. 5.	bis	31. 7.
Sonst. Sumpfvögel	„	1. 2.	„	1. 8.
Störche, schwarz und weiß . .		ganzes Jahr		
Schwäne . . .	„	15. 3.	bis	15. 11.
Seeschwalbe . .		do.		
Möwen . . .	„	1. 2.	„	31. 10.
Auerhähne . .	„	1. 11.	„	15. 8.
Auerhennen . .		ganzes Jahr		
Graugänse . .	„	1. 4.	„	30. 6.
Tauchenten . .		do.		
Andere Schwimmvögel . . .	„	1. 2.	„	15. 9.
Stare	„	21. 8.	„	30. 6.

Singvögel und kleine Vögel das ganze Jahr.

Andere wilde Tiere und Vögel haben keine Schonzeit und können daher während des ganzen Jahres gejagt werden.

Wenn man bei uns in Deutschland eine derartige Verordnung während der Kriegszeit erlassen hätte, so wäre ja eine Jagd auf Igel, Bussarde, Eulen, Fledermäuse usw. vielleicht zu entschuldigen gewesen, aber da diese schon aus dem Jahre 1894 stammt und in einem Lande erlassen ist, aus welchem jährlich viele Millionen Kilogramm Fleisch nach England und anderen Staaten ausgeführt werden, so muß man annehmen, daß der Gesetzgeber die Jagd auf diese unschuldigen Tierchen doch wohl nur als Schießsport oder aus Mordlust betrieben hat.

Verbot der Jagd auf Elche. Während des Krieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit ist bekanntlich der Wildreichtum fast überall aus verschiedenen Gründen

sehr stark zurückgegangen. Ganz besonders ist leider von dieser Erscheinung unser ostpreußisches Elchwild getroffen worden, das bekanntermaßen im übrigen Deutschland seit Jahrhunderten ausgestorben ist und sich nur in dem nördlichen Teile dee Provinz Ostpreußen noch in geringer Anzahl hält. Nach dem Sachverständigen-Urteil der Forstabteilungen der in Betracht kommenden Regierungen in Königsberg und Gumbinnen, des Landesverbandes Ostpreußen, des Jagdschutzvereins sowie namhafter ostpreußischer Jäger war der Rückgang des Elchwildstandes in Ostpreußen in den letzten Jahren derart bedrohlich, daß mit einer baldigen gänzlichen Ausrottung dieses Hochwildes zu rechnen war. Die Lage war also so, daß nicht nur für den Fortbestand des Elchwildes als jagdbaren Wildes, sondern vor allem zur Erhaltung dieser Tierart als Naturdenkmal der Provinz Ostpreußen — das zudem auch in mancherlei Beziehungen weithin als Wahrzeichen unserer Heimatprovinz angesehen wird — durchgreifende Maßnahmen unabweisbar schienen. Als einziges wirksames Mittel wurde von den sachverständigen Stellen übereinstimmend das gänzliche Verbot des Abschusses von Elchwild für die nächsten Jahre bezeichnet. Unter diesen Umständen hat der Oberpräsident sich veranlaßt gesehen, zum erstenmal in der Provinz Ostpreußen von dem neuen Preußischen Gesetz, betreffend den Naturschutz, vom 8. Juli 1920 Gebrauch zu machen, einem Gesetz, das die Polizeibehörden zu Anordnungen zum Schutze von Tierarten, von Pflanzen, von Naturschutzgebieten usw. ermächtigt.

Demgemäß hat der Oberpräsident unter Zustimmung des Landwirtschaftsministeriums und des Kultusministeriums zur Erhaltung des Elchwildes als Naturdenkmals eine Polizeiverordnung erlassen, durch welche der Abschuß von Elchwild in den Jahren 1921, 1922 und 1923 überhaupt verboten wird. Hierdurch wird also die in der Jagdordnung festgesetzte Schußzeit für männliches Elchwild vom 1. bis 30. September und die vorgesehene besondere Erlaubniserteilung zum Abschuß weiblichen Elchwildes aufgehoben. Die Vorschriften der Jagdordnung über die Wildschadenverhütung sind aber durch die Polizeiverordnung, worauf besonders hingewiesen wird, unberührt geblieben. Neben den bei Zuwiderhandlungen gegen die Polizeiverordnung verwirkten Strafen des Feld- und Forstpolizeigesetzes kann gleichzeitig die Entziehung des Jagdscheins erfolgen, und die Landräte als Jagdpolizeibehörden sind angewiesen worden, ausnahmslos und unnachsichtig gegen die die Verordnung übertretenden Schießer in dieser Weise vorzugehen. Gegen die Bekämpfung des Wilderertums geschieht seitens der Behörden ohnehin alles zurzeit mögliche. — So steht zu hoffen, daß die Verordnung ihren Zweck, Ostpreußen sein Elchwild zu erhalten, erfüllen wird. Sie wird ohne Zweifel von jedem Jäger, der das Wild und die Natur liebt, besonders aber von der gesamten heimatliebenden Bevölkerung Ostpreußens dankbar begrüßt werden. — Schließlich sei noch betont, daß aus volkswirtschaftlichen Rücksichten gegen die Verordnung keine Bedenken bestehen können, da im Interesse der Ernährung der Bevölkerung, die sehr geringe Menge Wildbrets, die zunächst dem Markte entzogen wird, nicht in Betracht kommt, später aber durch die Erhaltung des Elchwildes dem Ernährungsinteresse in weit höherem Maße gedient wird.

Der weiße Tod.

Kalt ist die Nacht, — glashart verharscht der Schnee,
Auf wunden Läufen schwankt ein müdes Reh.
Im Fichtenanflug sinkt erschöpft es nieder
Und reckt und leckt die kranken, starren Glieder.
Aus matten Lichtern blickt die bitt're Not —
Auf sanften Schwingen naht der weiße Tod,
Verendet ruht's beim ros'gen Morgenlichte —
Und Krähen krächzen von der Wetterfichte.

Johannes Koch.

Moorkultur, Literatur und Kunst.

Es ist eine berechtigte Eigenheit, daß Literatur und Kunst gern an wildromantischen Stätten hängen und die Natürlichkeiten und Besonderheiten derselben in ihren Stoffen verweben und verwerten. Hier sprudelt der Jungbrunnen noch vielfach in ursprünglicher Frische und diese überträgt sich auf Schaffende und Genießende. Auch das Moor hat Dichter und Künstler veranlaßt und beeinflußt, von der Natur desselben zu singen und zu sagen, wie auch die „Stimmungen" desselben in Bildern wiederzugeben.

Es erinnert in seinem Namen an das Meer. Sehr schön sagt Masius, einer der bedeutendsten Interpreten für Naturschilderungen: „Es ist eine grauenhafte Öde, die dich umgibt, nur belebt von dem dunklen Gefieder und dem eintönigen Rufe der Wasservögel. Mit dem seltsam dumpfen Getöse der Rohrdommel und dem klagenden Laut des Regenpfeifers mischt sich das Schnarren des Wachtelkönigs, das Schrillen der Schnepfe und das bange Gekreisch des Kiebitzes, der ruhelos, wie ein gebannter Geist, seine Veste umirrt. Tiefer hinein liegen ebene, fahlschimmernde Strecken. Der Unkundige hält sie leicht für festes Land, aber es sind Schlamminseln von unergründlicher Tiefe, durch die nur wenige gefahrlose Furten leiten. „Bebemoor" nennt sie der Heidebauer. Ein Tritt des Fußes läßt die Fläche weithin erzittern, aber wehe dir, wenn du nicht schnell dich wendest. Du sinkst langsam, doch rettungslos, und stumm schließt sich über deinem ungehört verhallenden Todesschrei der schwarze Abgrund. Nur Vögel haben hier sichere Zuflucht, und selbst der Fuchs vermeidet vorsichtig den gefürchteten Bruch, über den seine leichten Sohlen ihn nicht mehr hinwegtragen. Zuweilen sammelt sich der Sumpf in schwarze, schweigende Wasserbecken, aus denen das Antlitz der Sonne leichenhaft hervorschaut, als klage es ein Verbrechen. Dort spreizt sich in ekler Üppigkeit der Schierling und auf dem breiten Geblätter der Nymphäen lagern im Mondschein Unholde und Nixen. Naht ihnen der Wanderer, so schlingen sie um ihn den grausigen Reigen, winken und rufen dem entsetzt Fliehenden und ruhen nicht, bis sie ihr Opfer erreicht, oder der dämmernde Strahl des Morgens sie in ihr dunkles Reich zurücktreibt".

Aber nicht immer wollen die Moorgeister unser Verderben:

„Helft!", rief sie, „helft!" Im Uferschilfe
Des Rohrteichs tönt ein Klageton.
Es ist Georg, er ruft um Hilfe;
„Ach, Vater, rettet euren Sohn!" —

Der Alte schüttelte bedächtig
Die grauen Locken: „Kind, du weißt,
Seit hundert Jahren wimmert nächtlich
Dort einer edlen Gräfin Geist.
Verirrt bei Nacht zum Pfuhl der Unken,
Ist sie mit Wagen und Gespann
Im bodenlosen Moor versunken,
Und warnet nun den Wandersmann!" (Langbein.)

Besonders mystisch zeichnet Hermann Kasten (in „Pomm. Dichtung der Gegenwart" das Moor:

Raunende Gespensterstimmen!
Nebel schleichen durch die Sümpfe.
Geisterhaft am Ufer glimmen
Dürre morsche Weidenstümpfe.
Übers Riedgras, auf den Binsen
Huschen Flämmchen, hüpfen Lichter,
Und durchs fahle Dunkel grinsen
Fratzenhafte Spuckgesichter.

Schatten starren auf dem Moore
Stumm aus leeren Augenhöhlen;
Leise klagt der Wind im Rohre:
Seufzer ruheloser Seelen.
Hinter dunstgewobnem Schleier
Hockt der Tod, geduckt, gekauert,
Wie ein gierig Ungeheuer
Sprungbereit auf Beute lauert.

Weh dem Wandrer! Weh ihm, wehe!
Glitzernd lockt ihn trüglich Blinken.
Leiber tauchen in die Höhe,
Grüßen, nicken, weichen, winken.
Kichernd schwebt es auf und nieder:
Ringeltanz der Elfentöchter;
Doch durch ihre Schmeichellieder
Gellt der Hölle Hohngelächter.

Weh ihm, wenn im Dämmerdunkel
Er vom Wege achtlos schreitet,
Und, betört vom Spukgemunkel,
Jäh ins Bodenlose gleitet! —
Gott geleite seine Schritte,
Daß kein Unheil ihn gefährde,
Bis in seiner Lieben Mitte
Froh er ruht am warmen Herde!

Als die größte deutsche Dichterin, die größte in der Weltliteratur bezeichnet Eduard Engel Annette von Droste-Hülshoff. Ein gereifter Natursinn mit einem Schimmer von Mystik beeinflußt die erlebten, erschauten und mit zarter Innigkeit empfundenen Gedichte dieser „mitten in Moor, Heide und Wald aufgewachsenen Tochter Westfalens". Es ist malerische Heimatkunst, tief verinnerlichte Naturauffassung, was sie uns in Gedichten bietet wie „Das Hirtenfeuer", „Das Haus in der Heide" und namentlich „Der Knabe im Moor." Diese beschreitet das Moor im Heiderauche und — o Schrecken:

„Vom Ufer starret Gestumpf hervor,
Unheimlich nicket die Föhre,
Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
Durch Riesenhalme wie Speere;
Und wie es rieselt und knittert darin!
Das ist die unselige Spinnerin,
Das ist die gebannte Spinnlenor',
Die den Haspel dreht im Geröhre!
— — — — — — — — — — —
O, schaurig ist's, über's Moor zu gehn,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche".

Von ganz intimer Beobachtungskunst zeugt „Dat Moor" von Klaus Groth:

„De Borrn bewegt sik op un dal,
As gingst du langs en böken Bahl,
Dat Water schülpert inne Graff,
De Grasnarv bewert op und af;
Dat geit hendal, dat geit tohöch
So lisen as en Kinnerweg.
Dat Moor ist brun, de Heid is brun,
Dat Wullgras schint so witt as Dun,
So week as Sid, so rein als Snee:
Den Hadbar reckt dat bet ant Knee.
Hier hüppt de Pock int Rath hentlank,

Un singt uns abends sin Gesank;
De Voß de brut, de Wachtel röppt,
De ganze Welt is still un slöppt.
Du hörst din Schritt ni, wenn du geist,
Du hörst de Rüschen, wenn du steist,
Dat levt und wevt int ganze Feld,
As weert bi Nacht en anner Welt.
Denn ward dat Moor so wit un grot,
Denn ward de Minsch so lütt to Mot:
Wull weet, wo lang he där de Heid
Noch frisch un kräfti geit!"

„Nächtiges Moor", losgelöst vom Schauerlichen, schildert uns A. K. T. Tilo in einer Momentaufnahme:

„Über dem Moor segelt einsam der Mond mit umwölktem Gesicht;
In dem Moor triefen alle Büsche von grauem Licht.
Doch aus den Büschen wellt es verworrenen Schalls:
Eine Wildente stößt mit gestrecktem Hals
Kreischend über die dunkeln Wasser empor —
Wieder sinkt sie mit schrägem Flügel ins Moor.
Und nur ein Glitzern auf ihrer Fährte lief,
Nur ein Rascheln im Rohr —
Und alle Büsche atmen schlummertief wie zuvor".

„Auf Heide und Moor" führt uns auch Albert Johannsen in den bei Hilliger erschienenen Erzählungen und Lebensbildern aus dem schleswigschen Volksleben. Es sind schlichte, aber lebenswahre Bilder, die uns die Eigenart solcher Gegenden anschaulich vermitteln.

Als ein besonderer Erzähler von Heide und Moor ist noch besonders Diedrich Speckmann zu nennen, der in tiefempfundener, ungekünstelter Darstellung die Leute seiner Heimat schildert, „wie sie arbeiten und feiern, lachen und weinen, irren und zurechtkommen, lieben und leiden". Das Leben spielt sich hier ganz im Rahmen der Natur ab, welche die Menschen, ihre Schicksale und die Geschehnisse überhaupt stark beeinflußt. Nur in der stillen, braunen Heide mit ihren Kiefernwäldern, den dunklen Mooren und den einsamen Birken, die über dem unabsehbaren Röhricht weithin leuchten, kommt Heidjer wieder zu sich selbst und seiner Kunst.

Timm Kröger zeichnet dir holsteinische Moorlandschaft in „Eine stille Welt" also: — „Am Horizonte lagert es wie dunkler Saum aufsteigender Nacht! Das sind die Hochmoore des Meckelmoors im Sonnenaufgang, des Reitmoors im Sonnenuntergang, — düstere Wildnisse, wo der Fuß des Wanderers selten die Tiere der Niederung aufscheucht. Der Charakter der Landschaft ist schwermütig. Was an Blumen ringsum uns anlacht, gedeiht auf feuchter Moorwiese. Und wie der Charakter der Landschaft, so auch der ihrer Bewohner. Ihre Augen sind ernst und melancholisch, aber gar listig und lustig zwinkern sie mit den Wimpern. Und ganz besonders listig zwinkern die Augen, die uns aus alten, über Wiesen und Mooren brauenden Sagen und Märchen anblicken, — grobe Schalksgeschichten von ungefügem Schnitt und grobem Witz".

In „Der Sumpfhase" gibt uns Nanny Lambrecht folgende lebenswahre Schilderung vom Hohen Venn: „Aus den Tälern hallen die Nachrichten, und die klingen wie Frühlingsglocken. Sie sprechen von knospenden Hecken, aber droben liegt noch in weißbreiten Spreiten der Vennwinter. Und überall drunten ist die Welt wach. Droben wissen sie es nicht. Allmählich werden sie wach aus Schlafgedanken, die Stillen im Venn, und rechnen, daß um eine Stunde die Tage wachsen. Dann streichen die Märzwinde übers Moor und decken die Leichentücher ab und lassen das Angesicht der Erde sich erneuern. Die weißen Fetzen stäuben und schleiern im Blasen und Brüllen der Stürme. Hinweggewischt die Spur der weißen Trauer. Die Einöde dampft. Sie ist braun, zerklüftet und ganz schmutzig. Die Sümpfe schlampfen wie gierige Drachenmäuler auf. Aber die Vennwiesen spreiten in dürftiger Fruchtbarkeit und die Ardennenkühe stoßen ihr Gebrüll aus. Da zieht der Hirt übers Venn und tutet in sein Krummhorn. Tohôt! Tohôt! Die Gräber bersten. Die Erde pulst. Das tote Venn wacht auf. Auferstehung! Tohôt! Tohôt! Es ist ein Tröpfeln und Rieseln weit her, nahe her! Im Torfmoor suggerts. Das schwillt auf wie Schwämme. Und auf der Erde, unter der Erde, ganz geheim, ganz furchtsam und versteckt das Rascheln, Rauschen und Rispeln und Pladdern. Ein Riese reckt seine Glieder!"

Auch Clara Viebig in „Die Eifel im Kreislauf des Jahres" hat das Moor beredt gemacht, wenn sie uns nach langer, banger Winterzeit schildert das Sehnen der belebten Wesen nach Licht, Luft und Freiheit: — — — oben im Venn, an den Lachen der Sümpfe, im schwankenden Rohr ruft der Kiebitz vom Nest, schwerfällig beginnen Moorhühner zu flattern, bald erheben die Frösche einen leidenschaftlichen Chor. — Aus dem braunen Moorboden beginnt es zu blühen. Noch ist es nicht das Heidekraut, das, wundersam, tiefrot, rosig und weiß mit großen Glocken, später dem Venn einen Mantel umhängt von purpurner Herrlichkeit; jetzt sind es die gelben Narzissen, die goldenen Blumen, die Sterne des Himmels, die niedergefallen sind, das dunkle Moorland zu erhellen. Westliche Winde machen Morgenmusik, jauchzend zerreißen sie nächtliche Nebel, jubelnd zerwühlen sie freudetrunken die offene Brust des Venn".

Doch genug der Anführungen! Das Moor in seiner weiten Einsamkeit und Ruhe, in seinem flüsternden Röhricht, seinen schwarzen, unergründlichen Augen, in seiner schein-

baren Harmlosigkeit und der versteckten Tücke, in seinen Gegensätzen von Tod und Leben, eigentümlich auch nach faunistischer und floristischer Beziehung: es hat schon von jeher die Dichter beeinflußt, von ihm zu singen und zu sagen, es bildete bisher die Brücke von der Vergangenheit, der ursprünglichen Naturverfassung, bis zur Gegenwart, der naturverschandelnden Kultur. Auf dem Standpunkte der schon genannten Dichter stehen ungezählte andere, auch Storm, Lenau, Emmy von Dincklage, Sudermann, Theodor Fontane, Detlev v. Liliencron. —

Und nun die Kunst? Sie findet ihre besten Motive in der Wildnis der Torfmoore, hat sich doch im Moor, im Malerdorf Worpswede, sogar eine Künstlerkolonie etabliert. Vor mir hängen zwei Bilder, die ich wieder und wieder sinnend betrachte: „Moorlandschaft" von Fritz Mackensen (F. Bruckmann-München) und „Im Moor" von Th. Hermann (Teubner-Leipzig). „Ich träum' als Kind mich zurück" und gar weltvergessen komm ich mir vor; Erinnerungen an die seligen Kindheitstage, an Frohsinn, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit werden in mir wach; ich vergesse, daß ich ein Kulturmensch geworden bin. „Hier lebte die Erde still und arm" und doch — wie zufrieden —!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vorbei! Die Kultur mit ihren Polypenarmen, die Spekulation, der Bodengeiz sie rasten nicht, bis auch das letzte, kleinste Moorbruch ausgefällt, geebnet und in Ackerland verwandelt ist. Man rechnet schon: 16 500 qkm Moorland sollen der Kultur erschlossen, mitten im Frieden soll ein „Königreich" von dem Umfange Sachsens gewonnen werden, das imstande ist, mehr als 1½ Millionen Menschen zu ernähren; für den Geburtenüberschuß des Reiches wird also vorgesorgt! Man rechnet aber anderseits nicht damit, daß diese Kolonisation — im Durchschnitt pro Morgen 4—500 Mark — Milliarden kostet und weitere, unberechnete Millionen die Instandhaltung der Moorländereien! Es ist auch noch nicht der größte Verlust, daß uns die Moorfauna und -flora verloren geht; denn voraussichtlich verlieren wir mit diesen Gegenden auch einen ansehnlichen Teil der gesamten Tierwelt, der seine letzten Ersatz- und Heimstätten nach hierher verlegt hat. Die Nationalökonomie, in ihrem Ausbau eine verhältnismäßig junge Wissenschaft, verzeichnet einen Zeitpunkt, in dem behördliche Verordnungen den Holzverbrauch beschränkt wissen wollten. Diesen im 16. und 17. Jahrhundert vorgesehenen Holzmangel haben wir heute schon; er wird indessen ausgeglichen durch die Kohle. Aber auch diese wird zusehends teurer! Was aber dann, wenn die Kohle schließlich für den häuslichen Bedarf unerschwinglich wird? Unsere Moore bergen noch ungeheure Heizmengen, die in dem Maße wertvoller werden, als Holz und Kohle in Anspruch genommen werden. Nach Prof. Dr. A. Frank reichen die Moorlager, wie sie auf einem Quadratkilometer unserer Emsmoore vorhanden sind, aus, für 65 Jahre eine Energie von 200 Pferdekräften zu gewinnen. Durch die Erhaltung der Moore könnten wir so für Menschenalter Kraftmengen in den Verbrauch einstellen bezw. reservieren, die verhältnismäßig billig zur Verfügung stehen. Und schließlich der größte Schade! Wir haben bisher schon zu viel entwässert, wir haben unser Land bereits in gewisser Weise zur Steppe gemacht: Durch die Moorkultur, die selbstverständlich auch die Sumpfwildnisse überhaupt umfaßt, werden wir Deutschland vollends den Steppencharakter aufdrücken, mit allen Nachteilen desselben auch für die Landwirtschaft. — Mit dieser Restkultur geht uns eben alles verloren: Natur und Kultur! A. Bütow.

Bleibendes.

Wie die Blume verwelkt,
Der Baum verdorrt,
So geht der Mensch
Von diesem Ort.

Doch hat er gewirkt
Im lebendigen Sinn,
So geht er nicht
Für immer dahin. —e.

Billiges Angebot!

Versäumen Sie nicht, sich von dem bedeutendsten ornithologischen Werke

Naumann, Naturgeschichte d. Vögel Mitteleuropas

die einzig noch vorhandenen Bände zu diesen **billigen** Preisen anzuschaffen!

Ich biete an	Band	II	III	IV	V	VII	X	XII
	broschiert M.	38.—	48.—	55.—	65.—	28.—	36.—	30.—
	gebunden „	60.—	70.—	77.—	87.—	50.—	58.	52.—

ab Gera-R., ausschließlich Verpackung. — Alle 7 Bände M. 275.— bezw. M. 429.—. **Nur direkter Versand!**

Inhaltsübersicht der Bände: *Bd. 2*: Grasmücken. Timalien. Meisen u. Baumläufer. *Bd. 3*: Lerchen, Stelzen und Finkenvögel. *Bd. 4*: Starvögel, Pirole, Rabenvögel, Würger, Fliegenschnäpper, Schwalben, Segler, Nachtschwalben, Spechte, Bienenfresser, Eisvögel, Racken, Kuckucke, Hopfe. *Bd. 5*: Raubvögel. *Bd. 7*: Ibisse, Flughühner, Trappen, Kraniche und Rallen. *Bd. 10*: Entenvögel II. *Bd. 12*: Sturmvögel, Lappentaucher, Seetaucher, Alken.

A. E. FISCHER VERLAG, GERA-R.



Schädlings-Bekämpfg. d. Vogelschutz!

Fabrik v. Berlepsch'scher

Nisthöhlen

Herm. Scheid

Büren i. Westf.

Einzige unt. pers. Kontr. d. Frhrn. v. Berlepsch arbeitende Firma.

Preisl. u. Drucks. über Vogelschutz **kostenlos.**

Vorher! Schlechtes Aussehen. schlechtes Haar u. Gefieder. Unlust, krankhaft!

Der Schatz im Hause

für jeden Tierhalter!

Die flüssige Tier-Wasch-Seife

„Schädlingstod"

Nachher! Gutes Aussehen. gutes Haar und Gefieder, Lebensfreudigkeit!

beseitigt radikal alle Tierschmarotzer mit Brut. Einmalige Waschung genügt. Vorbeugung und garantierte Heilung von räudeartigen Erkrankungen bei allen Haustieren. Bei Geflügel genügt einmalige Ausspritzung der Stallungen nach Gebrauchsanweisung. Sofortiges Beseitigen der Kalkbeine. **Doppelter Eierertrag.** Hunderte von freiwilligen Dankschreiben. 250 g M. **12,—**, 500 M. **18,—**. Versand gegen Nachnahme unter Berechnung von Porto u. Verpackung

Direkt. **Felix Pfeiffer, Hamburg 23 A. S.**, Hasselbrookstr. 5

Libidol

kein chemisches Produkt, sondern natürlicher Auszug aus d. Yehimborinde und ähnlicher Pflanzen. —

Hervorragend geeignet bei Erschöpfungszuständen des Nervensystems, Sexual-Neurasthenie, sowie beim Nachlassen der Energie und der körperlichen Leistungsfähigkeit.

Aerztlich glänzend begutachtet.

Präparatengesellschaft m. b. H.

Berlin-Schöneberg 21.

Sämtliche Forstgeräte

Werkzeuge und Bedarfsartikel

liefert preiswert

E. E. Neumann, Düsseldorf, *Bunsenstrasse 13*

Verlangen Sie bitte Preisliste und Katalog

Gelegenheitskäufe aller Art

finden durch unsere Zeitschrift grosse Verbreitung und haben meist guten Erfolg. Aufträge und Anfragen bitten wir an den Verlag Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehniner Strasse 7 zu richten.

Strümpfe, Unterwäsche

Strickwoll

versendet auch an Private

Proben und Preisliste postfr

Erfurter Garnfabrik

Hoflieferant in Erfurt W. 351

Apoth. Walters **Haarwachs-Salbe** gesetzl. gesch. ist das vielf. anerk. wirks. Mittel geg. Haarausfall, Schuppenbild., Haarwurzelkrankh. Selbst bei ganz. Kahlheit erhält man, wenn alle Mittel erfolgl. blieb., in ganz kurz. Zeit m. dies. Wundersalbe wieder schöne, volle u. gesunde Haare. Die viel. Anerk. u. freiw. Dankschrb. bürg f. die Güte u. sich. Wirkg. Gar. unschädl. Preis 14 M. fr. Alleinvertr. für Deutschland **Ferd. Reitz,** Gross., Neu-Isenburg W. 114.

Für Flechtenkranke!

Knoten-, Ring-, Eiter- u. Bartflechte, auch veraltete Leid., heile ich unt. Garantie m. meinem vielbewährt. **Flechtenheil** in 8-14 Tagen.

Zahlreiche Dankschreiben. Eine Flasche genügt. Preis 25 Mark.

F. Müller, *Heilkundiger,* **Bremen, Gr. Krummenstr. 23.**

Sprechstunden: 9—10 und 3—4 Uhr.



Der Rauk! Hand auf's Herz! Wieviele unter den Lesern der „Blätter für Naturschutz und Heimatpflege" gibt es, welche den „Rauk", den mächtigen Kolkraben bereits einmal in der Freiheit gesehen haben? Allbekannt ist der Rabe, aber den meisten bei uns zu Lande nur von Hörensagen. Er ist so recht ein Märchen- und Sagentier für unser Volk geworden. Und das ist kein Wunder! Ist er doch in den meisten Landstrichen des deutschen Reiches schon eine geraume Zeit völlig ausgerottet, und dort, wo seine spärlichen Reste noch vorkommen, in einigen großen Forsten Ostpreußens, an einigen Stellen im Hannoverschen und Mecklenburgischen, ist er so scheu und vorsichtig geworden, daß er sich kaum blicken läßt. Nur in Schleswig-Holstein soll er noch häufiger beobachtet werden können. Für die anderen Teile unseres Vaterlandes kann er als ausgestorben gelten. Was man in West- und Süddeutschland mit „Raben" bezeichnet, sind nichts anderes als die schwarzen Rabenkrähen.

Wie lange wird es noch dauern, bis auch in seinen jetzigen letzten Zufluchtsstätten der königliche Vogel nur noch dem Namen nach bekannt sein wird? Das stolze Sinnbild der Weisheit wird aus unseren Gauen verschwinden, wie das edle Sinnbild königlicher Macht und heldenhaften Mutes, der edle Aar, schon als verschwunden gelten darf. —

Die „Rauke", die klugen Boten Altvatergott Wodes, werden in Bälde dahin sein, wie seine treuen Begleiter aus Geris und Freks Geschlecht schon dahin sind. —

Und unsere Heimat wird wieder ärmer sein um ein paar edle Gestalten, unsere Natur wird noch weiter verödet sein! —

Der Schießwut von Leuten, welche „Jäger" sein wollen und doch nur Schießer bleiben ihr Leben lang, muß der Rabe zum Opfer fallen.

Wohl ihm, ist sein Horst in einem Revier gelegen, dessen „Alter" wohl weiß, „daß er ab und zu einen Junghasen aufnimmt, oder ein Birkhuhnnest bestiehlt, dem aber auch bekannt ist, daß er das kranke Wild ausmerzt und so der Seuchenverschleppung vorbeugt, und daß er der Hauptfeind der Kreuzotter ist und im Mäuse- und Engerlingsfang hervorragendes leistet." (Vergl. Löns „Aus Forst und Flur", 8. A. S. 30.) —

Aber solche „Alten" gibt's wenige. Leider! Noch weniger solche, die „schönheitsfrohen Sinnes" sind, denen „das Herz in der Brust lacht," hören sie „den runden Ruf des Raben". —

Majestätisch ist sein Flug, königlich wie der des Adlers, nichts hat er gemein mit dem Fliegen der Krähen. Einsam horstet er mit seinem Weib auf uralter Eiche oder hochragender Klippe, wie ein stolzer freier Ritter, nicht in städtischer, dumpfer Enge wie die schwatzhafte Dohle.

In den Urwäldern Nordrußlands und in den herrlichen Waldbergen der Rhodope habe ich seine Bekanntschaft gemacht und ihn lieben und schätzen gelernt, das Sinnbild uriger Kraft und Freiheit, und dort ist es mir erst so recht zum Bewußtsein gelang, wie sehr selten er schon bei uns geworden! —

Sorgen wir daher dafür, „daß Wodes Wappenvogel nicht ganz aussterbe in den deutschen Gauen, die Schießwut, Verfolgungswahnsinn und elende Gewinnsucht von Jahr zu Jahr mehr veröden, dem Gesetze zum Trotz, nach dem der Rauk zu schonen ist, weil er ein so stolzes Geflügel ist und so selten ward". (Löns „Aus Forst und Flur", S. 36.)

Pelikan.

Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur: Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehniner Str. 7 II.
Druck von Carl Ringer & Sohn, Berlin S. 59, Hasenheide 54.

Blätter für Naturschutz
und Heimatpflege.

Herausgegeben, verlegt u. redigiert von Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehniner Str. 7

Die Blätter für Naturschutz und Heimatpflege erscheinen jetzt alle 2 Monate.
Bezugspreis jährlich 20 Mk. — Einzel-Nummer 4.— Mk.

Bestellungen, Manuskriptsendungen und Anfragen nur an Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehninerstr. 7.

Nachdruck der Artikel ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

— Die Verfasser der einzelnen Artikel und Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten. —

Anzeigen-Annahme:
Durch den Verlag Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehniner Straße 7.

8. Jahrgang. Berlin, am 1. Mai 1922. Nummer 3 u. 4

Drei Burgen.

Wieder ist die Zeit des Grünens und Blühens herangekommen, wieder ist Baum und Strauch mit einem zartgrünen Schleier überzogen und zeigt uns, daß es Frühling geworden ist. Das ist die Zeit zur Heidewanderung, die schönste Zeit zum Wandern und auch die rechte Zeit, um unsere Märkischen Heideburgen aufzusuchen, Eisenhardt, die alte Slawenfeste, Rabenstein, das trutzige Raubnest und Wiesenburg, den deutschen Grenzwächter.

Belzig und der Eisenhardt.

Nach Belzig führt uns der Zug im frühen Morgengrauen. Noch glänzt der Tau auf Blatt und Gras und nur langsam gelingt es der Sonne, die frischen Morgennebel zu durchdringen. Wir aber ziehen zum Eisenhardt mit seinem uralten Turm und seinem idyllischen, poesie-durchhauchten Burggarten.

Bereits in frühester slawischer Zeit war hier eine befestigte Anlage der wendischen Völker. In der Geschichte taucht 997 der Burgwart Belizi in der wendischen Provinz Ploni zum ersten Male auf. In diesem Jahre wurde die Burg an das Erzstift Magdeburg von Otto II. verliehen und ein Nachkomme des Sachsen Widdekind, Graf Dedo, als Gaugraf oder Burggraf eingesetzt. Hierdurch wurde das Erzstift für gewisse Zehnterhebungen entschädigt. Nun entstand auf den Trümmern der wendischen Befestigung eine trutzige feste Burg. Zu dieser Zeit wurde auch die noch heute am Fuße der Burg stehende Kapelle St. Briccius erbaut, die somit auf ein Alter von über 900 Jahren zurückblicken kann. 1030 wurde die Burg durch den Polenfürsten Miseko wieder zerstört und erst unter dem askanischen Bären Albrecht wieder

erbaut. Größer und stärker erhob sich die Burg nun und sollte bis ins 15. Jahrhundert hinein allen Kriegsstürmen Trotz bieten.

In dieser Zeit entwickelte sich das slawische Dorf Belizi ebenfalls und bald erhielt es Stadtrechte und wurde mit Mauern und Türmen befestigt, vor denen dann später die Hussiten unter dem fanatischen Prokop unverrichteter Sache umkehren mußten.

Der letzte Gaugraf war Graf Bederich, welcher im 13. Jahrhundert hier saß und viel Gutes für das Land getan hat. Er starb ohne männliche Erben und so fiel die Grafschaft Belzig als erledigtes Lehen wieder an das Herzogtum Sachsen zurück. Auf dem weißen Schloß oder dem herzoglich-sächsischen Grenzhaus zu Belzig wohnten jetzt herzogliche Vögte, welche dieses bis zum Aussterben des herzoglichen Hauses (1422) verwalteten. 1298 bestätigte Kaiser Albrecht einen Ehevertrag zwischen der Markgräfin Jutta, der Schwester des Markgrafen Hermann in Brandenburg, und dem Herzoge Rudolf von Sachsen, worin Jutta Belzig als Mitgift bekommt.

Nach dem Aussterben des Wittenberger Hauses kam das Herzogtum dann an Meißen, ebenso wie das damit verbundene Recht der Kur. Markgraf Friedrich der Streitbare regierte damals und bei seinem Hause blieb Belzig bis zum Friedensschlusse 1815, wo es an Brandenburg fiel. Schloß Belzig führt seit 1465 den noch heute gebräuchlichen Namen Eisenhardt.

Nicht immer hatte Belzig so gute Zeiten wie unter der Herrschaft Herzog Rudolf I., der sich mit Vorliebe hier aufhielt und stets großes Gefolge mitbrachte. Schon unter einem seiner Nachfolger Rudolph III., welcher mit dem Magdeburger Erzbischof Günther II., in heftiger Fehde lag, wurde Stadt und Burg gestürmt und letztere vollständig zerstört, nur der trutzige Bergfried ragte noch einsam in die Lüfte. Bald kamen dann die wilden Hussitenhorden unter Prokop, mußten aber, wie bereits oben erwähnt, vor der mit Löwenmut verteidigten Stadt wieder umkehren. Die Vorstädte wurden geplündert und angezündet und rauchende Trümmer zeigten noch tagelang den Weg, den die böhmischen Horden genommen hatten.

Unter Kurfürst Ernst von Sachsen wurde dann Burg Belzig wieder erbaut (1414) in der Weise, wie sie heute größtenteils noch zu sehen ist. Von gewaltiger Ausdehnung war der großartige Bau, die starken Mauern, die Rondelle, deren sieben erbaut wurden, mit je einem 50 Fuß hohen Turm versehen, zeugen noch jetzt von der Mächtigkeit und Kraft der alten Burg. Mit Grauen sehen wir in das Burgverließ und bewundern die Anlage des Burghofes mit dem tiefen Schloßbrunnen.

Noch einmal sollten schwere Tage über Belzig und seine Burg hereinbrechen. Der dreißigjährige Krieg mit all seinen Schrecknissen war da. Entsetzliche Szenen spielten sich im Städtchen ab, was nicht der Mordlust grimmer Schwedenkrieger zum Opfer fiel, erlag dem schwarzen Tod, jener furchtbaren Seuche, welche damals das ganze Brandenburgische Land verwüstete. Mitte April 1636 schrieb man, als wiederum ein Teil der Burg in Trümmern lag.

Die Stadt selbst brannte an allen Enden und die Vorstädte und umliegenden Dörfer bildeten ein einziges Flammenmeer. Droben vom Eisenhardt sah der Wartturm als stummer Zeuge auf das Trümmerfeld herab, welches nur noch ahnen ließ, daß vor ganz kurzer Zeit hier eine rührige, blühende Stadt stand. Nur die St. Briccius-Kapelle war völlig unversehrt geblieben. Jahre um Jahre vergingen, bis endlich wieder einige Bürger, neun an der Zahl, sich zu einem neuen Gemeindewesen zusammenfanden. Langsam erstand auch Burg Eisenhardt wieder in neuer Pracht. Unter der Regierung Herzog Ernst III. begann 1685 eine durchgreifende Änderung, bei der die Türme auf den Rondelen fielen, sonst aber im allgemeinen an der Burg wenig geändert wurde.

Wieder sah Belzig jetzt die köstlichen Tage, an welchen die Herzöge ihr Hoflager hier aufschlugen und auch später noch haben oft fremde Fürsten hier gewohnt, so z. B. Peter der Große 1712.

Der siebenjährige Krieg verwüstete dann wieder Stadt und Land Belzig. Kälte und Seuchen als Begleiter raublustiger Banden ließen den Bürgern kaum das Nötigste und nur langsam erholte sich Belzig wieder. Noch einmal kam das Unglück über die Stadt herein. Der Kurfürst von Sachsen, nach der Königskrone verlangend, hatte sich Napoleon angeschlossen, was den schlauen Korsen jedoch nicht hinderte, dem Ländchen eine Kriegssteuer von über 7000000 Taler aufzubürden. In Belzig hausten die Russen, General Wittgenstein lag mit seinem Hauptquartier auf dem Eisenhardt. Wahrlich Grund genug zu verzweifeln.

Da brach der erste Sonnenstrahl aus den dräuenden Wetterwolken. Die Schlacht bei Groß-Beeren war gewonnen und am 27. August 1813 brachte die Schlacht bei Hagelberg einen neuen Lichtblick. Endlich 1815 wurde der Friede geschlossen, das Belziger Land wurde preußisch und Friede herrschte nun überall. Die Mauern und Türme von Belzig sind längst gefallen, eine einsame Postsäule erinnert noch an die kursächsische Zeit des Städtchens und stolz und trotzig blickt der alte Wartturm des Eisenhardt hinaus ins Land über rauschende Wälder und grüne Felder hin. Traulich schmiegt sich die kleine Kapelle St. Briccius an die festen, starken Mauern an und die brausenden Frühlingswinde ziehen hoch über den Turm der Burg, pfeifen durch die kleinen Fensteröffnungen und tragen alte, längst vergessene Geschichten weit hinaus ins Land. Wir aber stehen im verwilderten Burggarten und lassen noch einmal alte Bilder an uns vorüberziehen, dann aber nehmen wir Abschied und ziehen hinaus, um auch die anderen Burgen kennen zu lernen.

Burg Rabenstein.

Wer da behauptet, es gäbe keine Romantik und keine Burgpoesie, der kennt den Rabenstein nicht. Finden wir im Burggarten des Eisenhardt jene traute Stille, die an zarte Ritterfräulein und an verliebte Edelknaben erinnert, friedlich und selig beim Rauschen der Abendwinde im grünen Geranke und beim Singen der Nachtigallen im verwilderten Buschwerk, so haben wir auf dem Rabenstein allenthalben das Gefühl, als müßte jeden Augenblick ein bis

an die Zähne gewappneter Ritter hervortreten und uns mit dräuendem Schwert den Weg sperren. Ein Raubnest war der Rabenstein von jeher, wild und trotzig blicken seine Überreste „vom hohen Hagen" herab auf die unten vorübergehende Straße, die wohl oft ein blutiges Gemetzel zwischen den vorüberziehenden Handelsherren und den grimmen eisernen Gestalten aus dem alten Bergnest gesehen haben mag.

Wie ein Adlerhorst auf hohem Felsengipfel, so liegt die Burg hoch über der Ebene und die ringsum stehenden Föhren gestatten keinen Blick von der Straße hinauf und nur von einer Seite her, wenn man von Lotzschke kommt, sieht man hoch über sich den Wartturm aufsteigen. Schier uneinnehmbar war das Nest und die kümmerlichen Reste der alten Burgmauern und Befestigungen zeugen noch heute von der Stärke und dem Stolz der alten Raubburg.

Der Rabenstein ist uralt. Seine Entstehungszeit ist völlig unbekannt. Er mag wohl gleich als Privatburg irgend eines wilden Ritters erbaut worden sein und tritt in der Geschichte erst um 1277 auf. Besitzer ist um diese Zeit ein Theoderich von Ravenstein. Um 1300 wird die hier sehr begüterte Familie von Oppen mit der Burg belehnt, jedoch ohne irgend welche Dörfer, Vorwerke usw. Um diese Zeit entstand auch Dorf Raben, welches bald Stadtrecht erhielt, sowie auch Marktgerechtigkeit hatte, bereits 1530 aber wieder zum Dorfe herabsank. Ende des 15. Jahrhunderts finden wir eine Familie von Leipziger (damals von Lypzk) auf Burg Rabenstein, im 17. Jahrhundert ist die Witwe eines Dr. Unruh Besitzerin, welche 1665 ihren Vetter, den Dr. jur. Wilhelm Leyser, als Erben einsetzt. Der letzte dieser Familie. Kgl. preuß. Steuerrat Gottfried Leyser, legte die Kapelle im Turm an, welche allem Anschein nach in alten Zeiten als Folterkammer gedient hat. Mehrmals noch wechselten die Besitzer, bis 1804 die Frau Erbprinzessin von Anhalt Christiane Amalie geb. Landgräfin von Hessen-Homburg Burg und Rittergut Rabenstein für 72000 Taler kaufte.

Manchen schweren Strauß hatten die Burgherren in den Jahrhunderten, die vorüberrauschten, zu bestehen. 1394, als die Magdeburger das Belziger Land verwüsteten, wurde auch der Rabenstein vollständig zerstört, auch hier hielt, wie beim Eisenhardt, nur der Turm der Wut der Feinde Stand und schaute lange als stummer Zeuge vom „hohen Hagen" herab. Wieder wurde die Burg neu aufgebaut, doch der dreißigjährige Krieg trug seine Schrecken auch bis hier herauf und Raub und Brand wüteten schrecklich hier. Das Dorf Raben wurde völlig dem Erdboden gleichgemacht und nicht ein einziger Bewohner war mehr am Leben geblieben.

Anderthalb Jahrhundert verliefen wieder in friedlicher Arbeit, da störte der große Korse wieder den Frieden der Bergfeste. Der Kronprinz von Schweden schlug auf dem Rabenstein sein Hauptquartier auf, während drunten im Planetal ein lautes Lagerleben herrschte. Damals verbreitete sich auch die Nachricht, daß sämtliche Urkunden vom Rabenstein nach Schweden gekommen seien.

Auch Peter der Große hat in den Mauern des Rabenstein gewohnt und noch manchen anderen hohen Gast hat die trutzige Bergfeste beherbergt. Aber die alten Zeiten der Raubritter waren ein für allemal dahin. Ruhig konnte der Kaufmann dort unten seine Straße ziehen, ohne je befürchten zu müssen, von den plötzlich erscheinenden und ebenso schnell spurlos verschwindenden Räubern aus dem versteckten Neste beraubt und in den Turm geworfen zu werden, 1815 — kam auch Burg Rabenstein an Preußen, ist jedoch noch heute Privateigentum des Fürsten von Anhalt.

Immer noch blickt der Turm, den Jahrhunderte umrauschten, der Geschlechter kommen und gehen sah, auf das Land hinab und in seiner Mitte träumt still und weltvergessen die kleine Schloßkapelle. Durch ein buntes Glasfenster, Maria mit dem Jesuskind darstellend, bricht das Licht gedämpft in den Raum herein und malt bunte Farbenreflexe auf Altar und Kanzel, welche beide mit grünem Tuch überzogen sind. Auf der Altardecke lesen wir die Inschrift: „Matth. XI. 28" und auf dem Tuch der Kanzel in einem silbernen Epheukranz die Worte: Friederike, regierende Herzogin von Anhalt, geb. Prinzessin von Preußen 1849." Am Altar selbst finden wir unter der Tuchbekleidung die Worte: „Am Tage Martini 1717, den 11. November, war der 31. Oktober alten Kalenders, wurde die erste Predigt hier gehalten." Zu beiden Seiten sehen wir dann noch eine lateinische Inschrift. Neben der Kapelle führt eine Tür zur Turmtreppe, welche aber leider nicht mehr benutzt werden darf, da die Treppe angeblich zu morsch und ein Besteigen mit Lebensgefahr verbunden ist.

Wir verlassen die Kapelle und die Burg; im Geiste ziehen nochmals die alten Bilder an uns vorüber, wir sehen die Ritter in ihren Eisenpanzern, wir sehen die böhmischen und schwedischen Horden gleich Raubtieren hier hausen und wenden uns ab von solchen Bildern. Der Rabenstein war einst ein gefürchtetes Raubnest. Doch laßt die alte Zeit ruhen, laßt den Toten ihren Frieden, die Lebenden mußten ihn entbehren. Still und doch so wild und trutzig blickt der Rabenstein ins Land, ein Raubnest war er einst, eine romantische schöne Ruine ist er jetzt, sehen wir ihn nur mehr von dieser Seite und freuen wir uns, daß doch noch die wilde Romantik blüht in unserer Mark, mitten im rauschenden Föhrenwalde auf hohem Bergesgipfel, umgeben von blühendem Heidekraut.

Schloß Wiesenburg.

Wiesenburg, die Burg im Wiesengrunde, ein reizendes Schloß und ein trutziger Burgfried, wahrlich der Gegensätze genug, um etwas Besonderes dahinter zu vermuten. Trinius nennt es ein zweites Potsdam und wahrlich, Wiesenburg verdient den Namen mit Recht. Der herrliche Park, reich an uralten Eichen und Kastanien, stämmigen Buchen, Birken und Tannen, das schöne mit fürstlicher Pracht ausgestattete Schloß bilden einen Anziehungspunkt für die ganze Zauche.

Einstens in grauer Zeit, war Wiesenburg eine mächtige Feste, aber eine deutsche Feste, mit deutscher Besatzung mit deutschem Wesen. Eine Burg, mitten in weiten Sümpfen gelegen, galt sie als uneinnehmbar. Die starken Mauern, Gräben, Wälle sowie Zugbrücke und Tore sprechen jetzt noch von jener längst entschwundener Zeit. Der stille Burghof, die großartige Rüstsammlung, der mächtige Bergfried zaubern uns jetzt noch Bilder von zarter Minne und wildem Waffenlärm vor unser geistiges Auge und es lohnt wohl, einmal einen Blick hineinzuwerfen in die Geschichte dieses Schlosses.

Wiesenburg tritt 1213 zum ersten Mal in den Rahmen der Geschichte. Gumpert von Wiesenburg wird als erster Schloßherr um diese Zeit genannt, welcher das Schloß zu Lehen hatte. Durch mehrere Hände ging es dann, bis es im Anfange des 15. Jahrhunderts die Brüder Heinz und Albrecht von Kracht erhielten, von denen es 1420 die Brüder Hans und Thilo von Brandt, Söhne Hennig von Brandts, welcher der Ahnherr der Wiesenburger Linie war, kauften. Unermeßlich reich waren die Brandts, auch Brandt von Lindau genannt und als Krieger und Hofmann tat sich mehr als einer hervor. 1456 hatte sich das Haus in zwei Teile geteilt, der jüngere Sohn, Thilo von Brandt übernahm Wiesenburg, während sein älterer Bruder mit Hagelberg belehnt wurde. Zu der Zeit war Wiesenburg völlig verwüstet, eine Folge des Durchzuges der fanatischen Hussitenhorden. Bald jedoch erstand das Schloß in neuer Schönheit und für die Burgmannen sowie für die Ortseinwohner wurde eine Kapelle erbaut und 1480 von Arnold von Borgsdorf, Bischof von Brandenburg, eingeweiht. 1488 starb Thilo und Benno Friedr. von Brandt wurde nun der Stammhalter der Familie. Er war einer der reichsten aus der Familie. Neben Wiesenburg besaß er noch 22 Dörfer und 18 wüste Dorfmarken. Nach seinem Ableben (er hinterließ aus zwei Ehen 24 Kinder) wurde die Herrschaft in 2 Teile geteilt. Es bildeten sich nur die Linien Wiesenburg-Wiesenburg und Wiesenburg-Schmerwitz. Auf Wiesenburg ist der letzte Brandt 1754 gestorben, während auf Schmerwitz das Geschlecht noch weiterblüht.

Der letzte Brandt auf Wiesenburg hatte zwei Töchter hinterlassen, welche sich mit den Herren von Trotta, genannt Treyden, und von Wattsdorf vermählten. Abermals wurde das Gut geteilt. Wiesenburg blieb bei der Wattsdorfer Linie, deren letzter männlicher Erbe vor Jahren starb. Jetzige Besitzerin ist eine Gräfin Fürstenberg, die uns gern während ihrer Abwesenheit eine Besichtigung von Schloß und Park gestattet.

Wir betreten, über die alte Zugbrücke kommend, durch das sogenannte Mennichentor den Burghof. Hohe Kastanien lassen die Sonne nur gedämpft auf den Hof, der voll wahrhaft idyllischer Poesie ist, herabfallen; zuckend und huschend wechselt Licht und Schatten und in diesem Wechselspiel betreten wir das Schloß, dessen großartige Rüstsammlung uns zuerst fesselt. Alle möglichen Waffen aus alten Zeiten hängen hier friedlich nebeneinander, vollständige Rüstungen, Trinkgefäße und Hörner sehen wir und können nicht

genug schauen. Anstoßend an diesen Saal finden wir eine Gemäldegalerie, in der besonders zwei Bilder Friedrichs des Großen aus seiner Jugendzeit auffallen. Wir schreiten weiter, jedes Zimmer zwingt uns von neuem zu schauen und zu staunen. Man wird nicht müde, immer wieder weiter zu wandern durch die hellen Räume und sich erzählen zu lassen von allem, was man sieht und was der letzte Wattsdorf aus aller Herren Länder hier zusammengetragen hat. Durch den wundervollen Hauptsaal treten wir alsdann hinaus auf den Balkon und steigen die breite Terrasse zum Park hinab, wo ein kleiner See unseren Blick fesselt. Wir glauben, in einem verzauberten Schloß zu sein, so märchenhaft schön scheint uns alles. Fremde Wasservögel neben stolzen weißen Schwänen, exotische Pflanzen und im Hintergrunde die dunkle Brandheide. Doch noch lange haben wir nicht alles gesehen, es gibt hier viel zu schauen, viel zu staunen, und wahrlich, es ist des Schauens wert.

Gehen wir darum selbst hin, eine Aufzählung würde zu weit führen.

Und haben wir alles gesehen, dann suchen wir jenen Platz im dunklen Tann auf, wo auf freier Fläche ein niedriges Blumenbeet sich zeigt, setzen uns auf eine der darum stehenden Bänke und gedenken in stiller Wehmut dessen, der uns und anderen diese schöne Stunden schuf, des letzten Wattsdorf, der hier unter Blumen ruht, ohne Stein, ohne Hügel, nur Vergißmeinnicht blühen darüber und Liebe und Treue wachen um ihn.

Wilm König.

Ein Veteran der Naturschutzbewegung.

Am 2. Februar feierte Herr Revierförster Grandke auf Rittergut Decktow bei Fehrbellin sein fünfzigjähriges Stellungsjubiläum in geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit.

Während seiner langen Tätigkeit war der Genannte ständig bemüht, ein interessantes Tierleben zu erhalten, zu schützen und zu vermehren. Die Vogelwelt daselbst ist wohl die vielseitigste, die man im Havelländischen Buch und in unmittelbarer Nähe Berlins finden kann. Vom Fischadler herab sind fast alle Raubvogelarten zahlreich vertreten. Ein großer Teil brütet in dem ca. 700 Morgen großen Walde, woselbst sie nachdrücklichen Schutz durch den jetzt 71jährigen, aber immer noch sehr rüstigen Jubilar genießen. Im Frühjahr ist auf den Wiesen ein sehr großer Balzplatz für Trappen; im vorgangenen Jahre konnten daselbst über 100 balzende Hähne beobachtet werden.

Ein großer Rehbestand und eine hervorragend gepflegte Niederjagd ist allein der Fürsorge des wackeren alten Herrn zu verdanken.

An Haar-Raubzeug ist alles vorhanden, namentlich wird der schon recht seltene Edelmarder völlig geschont; Dachs, Fuchs, Iltis usw. genießen als Revierpolizei weitestgehende Schonung.

Dies nur als kurzer Umriß der Tätigkeit des braven Grünrocks, dem wir für sein ferner segensreiches Wirken unsere herzlichsten Glückwünsche entbieten. Sollte Verfasser dieses Aufsatzes einmal durch einen glücklichen Zufall mit dem Jubilar zusammengeführt werden, dann wollen wir im Gefühl der gemeinschaftlichen Bestrebungen uns gegenseitig die Hand drücken und geloben, für unsere durch Nützlichkeitsfanatiker usw. arg bedrängte Tier- und Pflanzenwelt einzutreten — Herr Grandke in seinem schönen Revier, ich am Schreibtisch.

Vöglein, wo bist du?

Vöglein, wo bist du?
Sangst lieblich dein Lied
Hoch auf dem Dachfirst
Mir ins Gemüt.

Immer zur selben Zeit,
Sangst du so schön,
Daß ich mich nach dir
Von Herzen sehn'.

Komme, mein Vöglein,
Wenn tot du nicht bist;
Frühling auch wieder
Gekommen ist.



Katzen. Der große Schaden, den die wildernden Katzen der Vogelwelt zufügen, ist allgemein bekannt und unbestritten. Ich wohne in unmittelbarer Nähe des Waldes, und da ich Frühaufsteher bin, begegnen mir täglich Katzen, die morgens aus dem Walde zurückkehren. Meist fallen ihnen die noch ungewandten oder noch nicht ganz flüggen Jungvögel zur Beute. Jedes Haus hat hier mindestens eine Katze, angeblich weil sie zur Vertilgung der Mäuse und Ratten unentbehrlich ist. Die Katzenbesitzer wissen aber meist nicht, daß eine Katze, die einmal einen Vogel gefressen hat, der Mäusejagd nicht mehr nachgeht. Ich will gelten lassen, daß die bloße Anwesenheit einer Katze im Hause, die Mäuseplage einschränkt, und man wird es daher den Eigentümern nicht so sehr verargen können, wenn sie sich von ihrer Katze nicht trennen wollen. Wie hier die Erfahrung gelehrt hat, gibt es aber ein Mittel, den Katzen das Wildern abzugewöhnen, ohne sie ihrem eigentlichen Zwecke, die Mäuseplage fernzuhalten, zu entfremden. Eine Dame hat ihrer Katze ein Bändchen um den Hals gebunden, an dem zwei zierliche Glöckchen befestigt sind. Ob die Katze nun noch Mäuse fängt, ist nicht festgestellt, aber das Haus ist mäuserein. Die Katze hat sogar einen solchen Ruf, daß sie von Nachbarn entliehen wird. Sie wildert nicht mehr, wohl weil die Vögel durch die Glöckchen gewarnt und zum Auffliegen veranlaßt werden, und weil die Katze die Vergeblichkeit ihrer Außenjagd erkannt hat. Für manchen Katzenbesitzer, der die Vogelwelt liebt, aber glaubt, seine Katze nicht entbehren zu können, wird es nur dieses Hinweises bedürfen, um die Zweckmäßigkeit des Mittels zu erproben. Eine Äußerung über die Erfahrungen in den „Blättern für Naturschutz" möchte Wert für die Allgemeinheit haben. Meines Wissens ist die Wirksamkeit des Mittels noch nicht bekannt gewesen. (Im Gegensatz zum Herrn Verfasser glauben wir, von dieser Maßnahme vor ca. 10 Jahren in der „Gefiederten Welt" gelesen zu haben. D. Schriftltg.). Für ländliche Gegenden und Stadtgärten scheint es großen Wert zu haben. Wird das Mittel durch Erproben für brauchbar befunden, so liegt die Möglichkeit nicht mehr fern, dem Katzenunfug durch Gesetze zu steuern. B. G. B.

Die Gefährdung des Wilhelmshöher Parks bei Cassel. Wer den Wilhelmshöher Park von früher her kennt und hat beobachten können, wie die (bis 1918 königlich preußische Hof-) Gartenverwaltung aus dem in seiner natürlichen Ursprünglichkeit einzigartigen Parkwald mehr und mehr eine aus anderen Städten hinlänglich bekannte, steife und zurechtfrisierte Promenadenanlage macht, wird diese Entwicklung bedauern, wenn er ein echter Natur- und Heimatfreund ist. Mit Recht fragt daher Dr. Thilo Schnure in der von P. Heidelbach (Cassel) herausgegebenen Zeitschrift „Hessenland" (1920, August-Nr.) am Schluß seines Aufsatzes „Die Gefährdung des Wilhelmshöher Parks": „Der Casselaner ist mit Recht stolz auf seine Heimat und bekannt wegen seiner Heimatliebe. Warum schützt er seine Wilhelmshöhe nicht besser?"

Auf einiges sei noch besonders hingewiesen. „Wie schön wirkten früher die verwachsenen Wasserfälle; sie werden jetzt systematisch von allem Grün gesäubert, so daß das nackte Gestein überall zutage tritt .... Und welch anziehendes Schauspiel war es für den Beobachter, wenn das grünfüßige Teichhuhn, das früher auf dem Lac so häufig vorkam, im Erlengezweig herumkletterte. Auch andere scheue Wasservögel, wie Eisvogel, Taucher und Wasseramsel, die vordem die Freude des Ornithologen waren, geben, da ihnen die Daseinsbedingungen genommen werden, nur noch flüchtige Gastrollen. Zu meiner Freude hat sich die Wasseramsel, die bei Eis und Schnee den Wanderer mit ihrem Lied überraschte, nach zweijähriger Abwesenheit wieder eingestellt."

Auf den zwischen Lac und Flora liegenden grünen Trümmerhaufen sieht man abgehauene seltene Leguminosen, wie sie in so alten Exemplaren kaum mehr in den Anlagen zu finden sind, ferner Zwergwuchsformen des Schneeballs, die in ihrer Eigenart als Naturdenkmäler gesetzlichen Schutz beanspruchen könnten. Auch auf der Roseninsel, diesem Vogeldorado, das hinter dichtem Buschwerk so friedlich einsam dahinträumte, wird der Zauber, der gerade an diesem lieblichen Fleckchen Erde haftete, durch Art und Säge beseitigt.

„Wenn man den Wiesenweg nach dem „Neuen Obstgarten" ging, so erblickte man bis vor 2 Jahren eine Jahrhunderte alte Weide. Sie war nur 4 m hoch, hatte aber einen ungeheuren Umfang; die z. T. mannsdicken Äste krochen meterweit am Boden hin, wuchsen in die Erde und aus ihr wieder als selbständige Bäume in die Höhe. Dieser ehrwürdige Zeuge aus alter Zeit, ein Naturdenkmal, wie es in dieser Art in der Umgebung Cassels nicht wieder vorkommt, ist mit Stumpf und Stiel ausgerodet worden. Ein häßlicher, wüster Platz ist entstanden; Grasmücken, Bachstelzen und Zaunkönige, die in der kleinen verschlungenen Wildnis brüteten, haben ihre Heime verloren."

In weiten Kreisen der Bevölkerung herrscht die Empfindung, daß von der Hofgartenverwaltung nicht mit dem erforderlichen schonenden und ästhetischen Gefühl vorgegangen wird. Männer, deren Urteil auf diesem Gebiet Geltung hat, Botaniker, Zoologen, Künstler haben ihre Entrüstung über die Vorgänge im Parkwald ausgesprochen.

Werner Sunkel.

Reisevereinigung
der Brieftauben-Züchter-Vereine von Frankfurt a. M. und Umgegend.

Adresse: Heinrich Müller, Frankfurt a. M., Kirchgasse 3/5

Frankfurt a. M., den 20. August 1921

Betrifft: **Schußpreise für Wanderfalken, Hühnerhabichte und Sperberweibchen.**

Die unterzeichnete Reisevereinigung hat für den Abschuß der den Brieftauben so überaus schädlichen Raubvögel, nämlich

Wanderfalken, Hühnerhabichte und Sperberweibchen

eine Belohnung von 30 Mark für jedes Paar Fänge ausgesetzt.

Zur Erhebung eines Anspruches auf diesen Preis müssen die „beiden Fänge" eines Raubvogels, nicht der ganze Raubvogel, unserem 1. Kassierer, Herr Max Hepp, Frankfurt

a. M., Sandweg 109, frei zugesandt werden. Die Läufe sind kurz über dem ersten Gelenk abzuschneiden, sodaß ein kleiner Federkranz stehen bleibt. Sendungen, welche irgendwelche Spur von Verwesung aufweisen, können nicht angenommen werden, auch finden nur die Fänge obengenannter Raubvögel Berücksichtigung.

Im Interesse der deutschen Brieftaubenzucht bitten wir Sie hiermit, alle für den Abschuß in Betracht kommenden Stellen von Vorherstehendem in Kenntnis zu setzen, damit der stark zunehmenden Raubvogelplage, der alljährlich hunderte der besten Brieftauben zum Opfer fallen, einigermaßen Einhalt getan wird.

Für Ihre freundliche Unterstützung sagen wir im voraus herzlichen Dank und sind zu jeder weiteren Auskunft gerne bereit.

1. Vorsitzender. 1. Schriftführer
gez. Müller. gez. Hinze.

* * *

Vorstehende Aufforderung ist unter den amtlichen Bekanntmachungen der Landratsämter des Reg.-Bez. Cassel veröffentlicht. Dazu ist zunächst zu bemerken, daß Sperber dort zwar nicht selten sind, Hühnerhabichte jedoch nur ganz vereinzelt vorkommen und Wanderfalken zu den großen Seltenheiten gehören. Was nützen denn alle Naturschutzbestimmungen, wenn derartige Aufforderungen noch amtlich befürwortet werden! Gewiß ist nichts dagegen einzuwenden, wenn der Abschuß von Raubvögeln dort erfolgt, wo sie wirklich schädlich werden. Derartige „Mahnungen" aber können doch nur als Anreiz für die ehrsame Schießerzunft betrachtet werden. Die Bestrebungen der Brieftaubenzüchter in allen Ehren — aber ist die Brieftaubenzucht in der Tat heute noch so wichtig, daß sie derartige „Schutz"maßnahmen verlangen kann? Oder sollte es sich nicht vielmehr um eine Sportvereinigung handeln, die behördliche Hilfe in Anspruch nimmt, ohne daß man ihr diese im Interesse des Naturschutzes zubilligen kann?

Unglaubliche Pachtsummen wurden bei der Verpachtung der Büttgener Jagden bei Neuß erzielt. Die gesamte Gemeindejagd, etwa 9000 Morgen groß, wurde in acht Parzellen, jede 1000 bis 1100 Morgen groß, verpachtet. Wenn überhaupt noch Rehwild vorhanden, so kommt es vereinzelt nur in zwei Bezirken vor. Ferner sind die Jagden durchweg Feldjagden, und es ist noch fraglich, ob sie von der Besatzungsbehörde nicht beschlagnahmt werden. Auf eine diesbezügliche Frage mußte der Bürgermeister eine ausweichende Antwort geben und dies mit Recht, da die Gemeinde eine Gewähr für die Nichtbeschlagnahmung nicht übernehmen kann. — Es wurden erzielt für Bezirk.

I	etwa 331 ha	8000 Mk.
II	„ 214 „	6100 „
III	„ 243 „	6000 „
IV	„ 210 „	9675 „
V	„ 304 „	12290 „
VI	„ 272 „	6250 „
VII	„ 253 „	8100 „
VIII	„ 273 „	11050 „
		Sa. 67375 Mk.

Das macht für neun Jahre ohne Stempel 606375 Mk. Bemerkenswert ist noch, daß die Jagden durchweg von einheimischen Bauern gepachtet worden sind. — Für die Gemeinde ist eine derartige Verpachtung wirklich ein gutes Geschäft, und der Bürgermeister bemerkte nach Schluß der Verpachtung zutreffend: „Leider habe ich nun keine Parzellen mehr."

* * *

Für die Gemeinde mag es wohl „ein gutes Geschäft" sein; es ist jedoch zu befürchten, daß alles, was da läuft und fliegt, wahllos niedergeknallt wird, um die hohe Pacht „herauszuschießen". — Wir wollen jedoch zur Ehre der Pächter annehmen, daß sie als „Einheimische" so hohe Pachten anlegten, um dort „Schonreviere" zu erhalten — oder sollten wir uns täuschen? (D. Schriftltg.)

Treue eines Hundes. Dem in St. Johann-Saarbrücken erscheinenden „Allgemeinen Anzeiger" wird aus Saaralben geschrieben: Schon oft sind wahrhaft rührende Beispiele von der Treue eines Hundes vorgekommen, aber das nachfolgend mitgeteilte dürfte wohl unübertroffen sein. Am 1. Januar fand unweit unseres Ortes eine Treibjagd statt, die sich über ein weites Jagdgebiet erstreckte. Nach Beendigung der Jagd fehlte ein Treiber. Man nahm an, daß er sich aus irgend einer Ursache entfernt und nach Hause begeben habe. Und seine Angehörigen meinten ihrerseits, daß die Jagd noch fortgesetzt werde. Als aber der Treiber auch am Abend des zweiten Januar nicht eintraf, wurden sie sehr besorgt und suchten nach, ohne jedoch den Vermißten zu finden. Am 3. Januar trieb ein Schäfer die Herde aus. Ziemlich weit von der Stadt kommt ein Dachshund auf ihn zu und benimmt sich ganz eigentümlich; doch der Schäfer konnte nicht mißverstehen: der Hund gab zu erkennen, daß man ihm folgen solle, der Schäfer tat's, der Hund lief immer ein paar Schritt voraus, sah sich oft um, ob der Mann ihm auch folge, und führte ihn zu einem Graben. In diesem lag der Treiber — tot. Wahrscheinlich hatte er gerade dort seine Aufstellung gehabt und war vom Tode überrascht worden. Der Hund hat bei seinem Herrn treu ausgehalten, ihn auch im Tode nicht verlassen. Aber diese Treue tritt ganz besonders durch folgendes hervor: Das Tier war eine Hündin und hatte zu Hause noch ganz kleine Junge. Wenn man nun bedenkt, mit welcher Liebe eine Hündin an ihren Jungen hängt, wie sie, sobald es möglich, zu ihnen immer wieder zurückzukehren sucht, und wie diese Hündin ihre Mutterliebe bekämpfte, um bei dem toten Herrn wachen zu können, so muß man sich gestehen, daß auch die Tiere der edelsten Gefühle fähig sind.

Wildaussetzungen in der Schweiz. Wie sich der St. Galler Wildpark St. Peter und Paul um die Wiedereinbürgerung des Steinbocks in den Schweizer Alpen bemühte, so verdienen laut Mitteilung der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift", Jena, noch weitere Wildaussetzungen, die ebenfalls von diesem Park ausgingen, Erwähnung, da sie nach den bisherigen Erfolgen zu schließen, als gelungen betrachtet werden dürfen. Dabei handelt es sich zunächst um den europäischen Mufflon (Ovis musimon Schreb.), der früher in Europa häufig war, seit dem 18. Jahrhundert aber so abnahm, daß er jetzt nur noch in den Bergen von Korsika und Sardinien als freilebendes Wild vorkommt. Vom St. Galler Wildpark aus wurden nun mehrere Exemplare auf dem Töß̈berg (1155 m, an der Grenze zwischen den Kantonen Zürich und St. Gallen) ausgesetzt, welche sich bereits vermehrten. Das Gleiche gilt von den Sikahirschen (Pseudaxis sika Temm. Schl.; Heimat: Mandschurei, Nordchina, Japan), welche am Fuße des Säntis, auf der Potersalp (1200 bis 1650 m) und auf der Schwägeralp (1100 bis 1400 m) ausgesetzt wurden. Damwild wurde am Hirschberg 1178 m) bei Appenzell freigelassen und bereits im Rheintal beobachtet. Es besteht die Absicht, das Calfeisental, d. h. den obern Teil des Taminatales, welches sich von 950 bis 1750 m 12 km weit erstreckt, mit Rotwild zu beleben; da das Tal ziemlich abgelegen ist, dürfte der Versuch gelingen.

In „Hege und Jagd" lesen wir: **Wildfeinde.** In der Jetztzeit, in Zeiten ärgster Not und Bedrängnis für unser Wild, gibt es leider Revierbesitzer, die mehr Schaden am Wildstand anrichten als alle unsere politischen Jagdgegner zusammen. Was nützen sämt-

liche Bestrebungen zur Hebung der Wildstände, wenn die Hauptinteressenten jegliche Fürsorge für Jagd- und Wildschutz völlig vergessen, ja sich sogar um die ohnehin wenigen jagdgünstigen Gesetzesbestimmungen nicht kümmern. So wurden im Schiedwald, zwischen Traisen- und Pielachtal in N.-Oe., Anfang Oktober 1921, in einer Nacht von drei Wilddieben vier Stück Hochwild (1 Achterhirsch, 2 Tiere, 1 Kalb) in Schlingen gefangen. Ein Tier wurde fortgeschleppt, die anderen Stücke wurden von Jägern der Nachbarjagden geborgen. Alle Wechsel waren mit Schlingen verhängt und es wurden in demselben Revier im Jahre 1920 schon 36 Schlingen von einem Nichtjäger abgenommen, ohne daß man diesem irgend eine Belohnung für sein jagd- und tierfreundliches Tun gab. Jagdbesitzer ist in diesem Falle das Stift Lilienfeld und es kümmert sich nur ab und zu jemand um dieses Jagdgebiet. Übrigens gibt es in bezeichneter Gegend noch etliche aufsichtslose Reviere, so daß die Wilderer ungehindert ihr dunkles Handwerk treiben können. Diese Art Wilddieberei gehört mit Rücksicht auf die gewissenlose Tierquälerei besonders empfindlich bestraft. Aber auch den Revierbesitzer, der nicht alles aufbietet, um solche Zustände hintanzuhalten, trifft ein Großteil an der Schuld solcher wildfeindlicher Vorkommnisse. Da diese Reviere außerdem einem großen Stift unterstehen, welches wohl über genügend Jagdpersonal verfügen soll, ist eine solch lare Handhabung des Jagdschutzes an den Pranger zu stellen. Ähnliche Fälle gibt es leider auch in anderen Gegenden. So entbehren fast alle Reviere im Weingelände an der Südbahn eines Jagd- und Wildschutzes. Das ganze Jahr sieht man kein Aufsichtsorgan und von Wildhege erblickt man nicht das geringste Anzeichen. Aber mit Beginn der Schußzeit im August kracht es ringsumher im Morgengrauen in den Weingärten. Trotzdem die einzelnen Weingärten nicht die erforderliche Größe einer Eigenjagd haben, kümmern sich vereinzelte Besitzer wenig um das Jagdgesetz und schießen ruhig Freund Lampe gelegentlich der Weingartenarbeit zusammen, um ihn dann in der immer mitgetragenen Holzbutte heimzubefördern. Ein Teil der Hasen wird so nebenbei in Schlingen gefangen, die man das ganze Jahr in Tätigkeit hat. Ab und zu gerät auch ein Hund in den Draht. Nach der Weinlese tauchen die sogenannten Jagdberechtigten auf und in Partieen von zwei bis vier Mann wird unermüdlich alles abgestreift und auf alles geschossen. Bei dem Mangel an Hunden verludert natürlich viel angeflicktes Wild. Im Revier Neubruck bei Scheibbs an der Erlaf — Schöllers Nachf. — wurden bei einem Stande von höchstens 60 Stück Hochwild 50 hiervon zum Abschuß an einen Ausländer um 30000 tschech. Kronen vergeben. Hier betrifft es Gatterwild, welches außerhalb der Gesetze steht. Falls der Tiergartenbesitzer aus finanzieller Rücksicht gezwungen ist, seinen Wildstand der Vernichtung preiszugeben, kann man dagegen nichts unternehmen, obschon ein solches Vorgehen keine weidmännische Gesinnung bekundet. Wir kämpfen für die Erhaltung von Jagd und Wild, und Wildfeinde in den eigenen Reihen gehören gebrandmarkt. Eine Abstellung solch unweidmännischer und tierfeindlicher Handlungen wird wohl kaum sofort erfolgen, doch erfüllt die „Freie Vereinigung zum Schutze des Weidwerkes" sowie alle, denen die Erhaltung der Naturdenkmäler am Herzen liegt, nur ihre Pflicht als Hüterin unserer heimischen, freilebenden Tierarten, durch Veröffentlichung derartiger wildfeindlicher Vorfälle eine Besserung anzustreben.

Waldwart, der Warner.

Von Wilhelm Höchgreve.

Der Förster nennt ihn den Waldspitzel und der Jagdpächter den bunten Strolch und Krakehler, der überall ist und überall dort, wo er nicht sein soll. So denkt der Jäger. Er aber, Waldwart, der Häher, ist ganz anderer Ansicht. Er hält sich für die wichtigste aller befiederten und behaarten Personen des Waldes und bisweilen sogar auch des Feldes, soweit es schöne lange Hecken hat oder durch Baum- und Buschgruppen mit dem Walde verbunden ist. Darum hält er sich auch für berechtigt, die Nase, beziehungsweise die Augen überall hineinzustecken, wo etwas los ist und Zeter und Mordio zu schreien

wenn etwas nicht stimmt. Wo wäre ohne ihn wohl die Sicherheit und Ordnung im Walde? Wieviele Kitze hätte der Fuchs gerissen, von Junghasen garnicht zu reden! Wie oft hat er dem Iltis und dem Wiesel den ahnungslosen Vogel dicht vor dem Mordfange weggeschrien, wie oft vor dem birschenden Jäger Hirsch, Sau, Bock und Fuchs gerettet. Auch den Fuchs, obwohl er ihn nicht leiden kann, aber den Jäger mag er noch weniger leiden.

Waldwart sitzt im Hochwalde auf einem Buchenast, den ein Sonnenstrahl trifft. Er hat die Kopfholle, seinen Helm, gesträubt und seine Achselstücke blinken und schimmern, als seien sie nagelneu.

„Tack-tack, tack", sagt ein Rotkehlchen, das im Laube wurmt, wie's den Bunten sieht. Es kann nicht leiden, daß man so prunkt. Es ist ja selber auch bescheiden, macht jedesmal zum Danke einen Knicks, wenn man es ansieht. Es hört, wie der Bunte im Sonnentraum vor sich hin schwatzt, ein leises Gekakel von seinen Verdiensten um die Tiere des Waldes. „Tack, tack-tack, tack," ruft es ihm zu, „gewiß würden wir ohne dich nur schwer fertig werden, hast scharfe Augen, bist klug und rege, aber ganz rein bist du nicht. Hast erst dieses Frühjahr dem Fliegenschnäpper die Eier ausgetrunken und dem Hänfling die Jungen aufgefressen. Bist auch kein Engel — — —".

„Rätsch-hä-hä-rätsch", schreit der Häher plötzlich, aus seiner Ruhestellung auffahrend und ängstlich und wütend nach unten blickend, „hä, rätsch — — rä — rätsch". Das Rotkehlchen schaut sich um und fliegt entsetzt davon. Schnurr, der graue Kater vom Bauerngehöft da hinten im Felde war keine 10 Schritt mehr von ihm entfernt. Schnurr ist harmlos, Naturfreund, liebt den Wald auch nachmittags und um den „physikalischen". So behauptet der Bauer immer dem Jagdpächter gegenüber, wenn der dem Kater was will. Der Jäger und die Kleintiere des Waldes meinen's anders. Waldwart sah den Schleicher oft auf Abwegen und darum ruft er die Schwarzdrosseln, die Meisen und die Finken heran, die alle gut lärmen können, und in 3 Minuten ist Schnurr verduftet durch die Hecke am Waldrande, dann eine Strecke den Feldweg und dann die Furche hinunter zwischen den hohen Halmen. Die Vögel haben sich beruhigt. Nur eine Schwarzdrossel, die nervenleidend ist, seitdem ihr das Eichhörnchen Rotfahne die erste Brut des Jahres zerstörte, sie schimpft noch in den Hainbuchen am Waldrande hinter dem Kater her.

„Was sagst du nun, ätsch?" fragt Waldwart das Rotkehlchen, das wieder das Laub am Boden nach Larven und Würmern absucht.

„Tack-tack, es ist schon so, wie ich sagte, du bist uns im Walde schwer entbehrlich, aber Eier und Jungvögel raubst du doch. Tack-tack, tack, tack, tack", und es macht ihm einen Knicks zum Nachdruck seiner Behauptung. „Hätsch, quatsch, rätsch", entgegnet der Häher und fliegt in die Haselstangen auf der Höhe, wo er noch Nüsse weiß, deren Fleisch zwar alt und mulstrig ist, aber Nüsse sind nun mal sein alles, verleiten ihn gar im Herbst, weithin in die Gärten zu fliegen, was sonst nicht vorkommt, denn Blitz, der Wanderfalk und Greif der Hühnerhabicht, sind schlimme Feinde.

Waldwart buddelt im Laube und findet auch noch halbmorsche und halbfaule Nüsse und dazu Engerlinge, Puppen und Käfer.

Dürrholz knackt — — —, ein Schneckenhaus zerknirscht. Waldwart hört es nicht, aber er sieht um so besser, ist immer, selbst bei den angenehmsten Beschäftigungen, ganz Auge, auch jetzt — — —. Seine Holle geht hoch, er duckt sich und reckt sich, — — — was Rotes bewegt sich in den Stangen. Ist das Reineke? Den kann er nicht leiden. Jedesmal schon hat er ihm das Leben gerettet, indem er ihn vor dem Jäger warnte, aber der Rote kennt keinen Dank, frißt den Häher, wo er ihn kriegen kann. — — — Wenn das Rote da der Fuchs wäre, er schrie los, daß alle Vögel zusammenkommen sollten. Aber der Fuchs ist's nicht und darum schreit er nicht. Perlkrone der Sechserbock, ist es.

„A-u, ä-tsch", macht Waldwart leise, wie gewöhnlich, wenn er neugierig ist.

Perlkrone ist stolz und spricht nicht mit jedem, aber den Bunten hat er gern, den Wildwarner. Heute aber braucht er ihn zu einer besonderen Sendung. „Hast du Samt-

schnäuzchen nicht gesehen, weißt du nicht, wo Schlankhals steckt und wo Schneespiegel ist? Ich will dir auch im Herbst seine Eicheln zeigen, will dir im Winter wieder die Eckern aus dem hartgefrorenen Laube und dem hohen Schnee herausschlagen — — —".

Perlkrone hält Wort, denkt Waldwart und fliegt in die Eschenstangen und von dort über den großen Altschlag, auf dem das Schmielengras rosa leuchtet, Disteln flammen und Weidenröschen glühen und darüber hin schaukeln in der Sonne funkelnd und blitzend Dutzende von Schmetterlingen, Bläulingen, Schillerfaltern, Feuervögeln, Perlbinden und Distelfaltern.

Waldwart, der Häher, sieht auf dem Schlage in den roten Schmielen Samtschnäuzchen im Lager und gleich fliegt er zurück, um Perlkrone die ihm so süße Botschaft zu bringen.

Er kennt den Alten. Der ist sonst vorsichtiger als der älteste Fuchs und fast so heimlich wie der Dachs und der Hirsch in der Feiste. Packt ihn aber der Brunftteufel, dann bringt er die größten Dummheiten fertig so eines Rehleins wegen, dann muß man auf den Alten achten, damit ihn nicht die Kugel trifft und damit er im Winter wieder Eckern aus dem Schnee schlagen kann. Er ist ja zu tolldreist jetzt, treibt sich am hellen Tage im lichten Walde herum, äugt und vernimmt nicht so wie sonst, ist ganz weg — — —. So denkt Waldwart, wie er dahinfliegt. Da — — — was ist das? Pi-äh, pi-äh — — —. Der Fuchs am Kitz? Er schwenkt herunter und schlüpft durch das Gezweig der Stangen in der Richtung jener Töne. Was ist das dort in dem aus abgeschnittenen Zweigen künstlich hergerichteten Busche? Der Jäger. Eben setzt er den Blatter wieder an den Mund, um von neuem zu fiepen.

„Rätsch, ätsch, hä-hä, hä, — — ätsch, hä", mit aller Kraft schreit Waldwart durch den Wald, so giftig und so laut, daß Perlkrone es vernehmen und verstehen muß.

„Verfluchtes Aas", schimpft der Jäger durch die Zähne und schmeißt einen morschen Knüppel nach dem Verräter. Waldwart reizt das nur noch mehr und er lärmt, daß er heiser dabei wird. Der Jäger schimpft und spuckt Mord und Galle und verzieht sich schließlich, um sein Heil auf einen andern Bock, weit weg von diesem bunten Krakehler, zu versuchen.

Perlkrone aber, der schon nahe daran war, auf das Blatten zu springen, bis ihn der Warner schreckte, steht in der Dickung und wartet. Ein schwaches Rauschen dringt in seine Lauscher. „Ätsch, a-uu", fragt es leise. Und Waldwart erzählt ihm, was er sah, das Liebliche und das Scheußliche.

„Sollst keine Not haben diesen Winter und wenn der Schnee mir bis an die Keulen geht", ruft Perlkrone mit seinem tiefen Baß dem treuen Freunde zu und dann trollt er davon nach dem Altschlage.

Die Sumpfschildkröte.

Ein jeder Tier- und Naturfreund wird sich wohl über die warmen Worte gefreut haben, mit denen in der Juni-Nummer 1916 Herr W. Thimm für den Schutz der so arg bedrohten und verfolgten Lurche und Kriechtiere eine Lanze gebrochen hat. Es ist fürwahr höchste Zeit, daß diese meist so nützlichen und mit Unrecht als „eklig" geltende Tiere, die verdiente Schonung erhalten! — Ein Tier jedoch, das Thimm in seinem Aufsatz leider nicht mit erwähnt, bedarf ganz besonderer Aufmerksamkeit von seiten des Naturschutzes. Ich meine die Sumpfschildkröte! Gerade sie ist in den letzten Jahrzehnten in unserem Vaterlande erschreckend selten geworden. Viele Gegenden, wo sie noch vor einigen Dezennien häufig war, bergen sie gar nicht mehr. —

Es kommt ferner hinzu, daß die Sumpfschildkröte, auch Wasserschildkröte genannt, sich zum Teil von Fischen ernährt, was auch wir „Naturschützler" nicht bestreiten wollen, und daß sie infolgedessen von den Fischereiberechtigten, die, wie wir „Naturschützler"

auch nicht bestreiten können, gegen ihre tierischen „Fischfeinde" stets mit ganz besonderem Eifer vorzugehen pflegen, arg verfolgt wird!

Die Regulierung der Wasserläufe, Trockenlegung der Sümpfe, Lachen usw. tun das Übrige, um auch die Sumpfschildkröte allmählich aus der Liste der deutschen Tiere zu streichen.

Es ist wahrlich die höchste Zeit, daß sich der Naturschutz auch dieses in seinem Bestand arg bedrohten Geschöpfes annimmt. — Es ist die einzige innerhalb Deutschlands Grenzen vorkommende Schildkrötenart! Ist sie ausgerottet, dann hat unser Vaterland den traurigen Ruhm erlangt, ein „schildkrötenreines" Land zu sein, d. h. seine Natur noch mehr verödet zu haben! —

Und darum wollen wir es versuchen, uns dieses eigenartige Geschöpf in unseren Gewässern zu erhalten!

Pelikan.

Das Pfingstfest und die fünf Sinne.

Linde, weiche Lüfte wehen
Leise durch die Lenznatur,
Tragen ernste Glockentöne
Über Wälder, Feld und Flur.
Fink und Amsel um die Wette
Schmettern ihren Festchoral,
Künden jubelnd deinem **Ohre:**
Pfingstfestfreude allzumal!

Blendendweiße Blütenkerzen
Strahlen vom Kastanienbaum,
Goldne Butterblumen leuchten
An des Wiesenpfades Saum;
Grüne Matten, grüne Felder
Und des Blattwerks satte Pracht
Künden deinem trunknen **Auge,**
Daß die Pfingstnatur erwacht.

Zarten Flieders volle Trauben
Würzen laue Lenzesluft,
Und der Himmelschlüssel Blüten
Atmen honigsüßen Duft,
Bieten leichtbeschwingten Faltern
Nektar und Ambrosia,
Künden dir mit ihren **Düften,** —
Daß das Pfingstfest wieder da.

Goldiggelber, süßer Kuchen,
Treuer Feiertagsgenoss',
Und der saft'ge leckre Braten
Von des Stieres jungem Sproß,
Und der Spargeln zarte Köpfe,
Und Waldmeisters würz'ger Trank
Künden alle deinem **Gaumen:**
„Endlich Pfingsten — Gott sei Dank!"

Und der Vöglein muntre Weisen,
Und die üpp'ge Blütenpracht,
Und der Blumen süßes Duften
Und die laue Lenzesnacht —
All das weckt ein heißes Sehnen,
All das weitet dir die Brust,
Und du **fühlst** der Pfingsten Wonnen,
Und du **fühlst** der Pfingsten Lust.

Victor Band.

Der gemütliche Tiger.

Sind Tiger gefährliche Tiere? Die Frage mag seltsam erscheinen, da der Tiger, besonders der indische Königstiger, allgemein für ein ebenso wildes und gefährliches, wie starkes Tier gehalten wird. Wild und stark ist er in der Tat, auch gefährlich für jene Tiere, die er überfällt und frißt, aber was seine Gefährlichkeit für den Menschen betrifft, so ist das zweifellos immer stark übertrieben worden. Überhaupt legt das exotische Großwild durchaus keinen Wert auf einen feindlichen Zusammenstoß mit dem Menschen, es geht ihm im allgemeinen, wenn es nicht gejagt und schwer gereizt wird, gern aus dem Wege. Das gilt für den Löwen und den Tiger so gut wie für den Panther, den Bären, den Büffel und den Elefanten. Trotz seinem ungeheuren Fleischbedarf geht der Tiger in der Regel nicht auf Menschenjagd aus und fällt Menschen ohne dringende Ursache nicht an. Nun gibt es freilich auch Ausnahmen, die „maneaters", die Menschenfresser, wie man sie in Indien nennt. Aber sie kommen zum Glück außerordentlich selten vor, nicht häufiger als die „Rogues", jene geistig abnormen Einsiedlerelefanten, die im schroffsten Gegensatz zu ihren normalen, friedlichen Artgenossen, im höchsten Grade angriffslustig und bösartig sind. Wo ein menschenfressender Tiger auftaucht, wird er zum Schrecken der ganzen Gegend. Man hat einzelnen dieser Bestien Dutzende von Menschenopfern nachweisen können. Es ist auch sehr schwer, sie vor die Büchse zu bekommen, da sie unstät einen großen Bezirk durchstreifen, in einer Nacht oft 50 Kilometer zurücklegen und überraschend bald hier, bald dort auftauchen. Fallen gehen sie mißtrauisch aus dem Wege, und auch mit Gift ist ihnen schwer beizukommen, da sie vergiftetes Fleisch sofort wieder ausspeien, ohne nachhaltigen Schaden davon zu erleiden. Diese „Menschenfresser" sind in der Tat eine Geißel, kommen aber, wie gesagt, so selten vor, daß manche Gegenden Indiens Jahrzehnte hindurch nichts davon zu spüren haben.

Die allermeisten Tiger Indiens sind sogenannte Dorftiger und den Menschen gegenüber ziemlich harmlos, so schreibt Victor Ottmann im „Berliner Lokalanzeiger". Sie hausen auf kleinem Revier in der Nähe von Dörfern in Wäldern und erbeuten alle paar Tage irgendein weidendes Tier, wenn ihnen das Wild im Walde nicht genügt. Wird der Tiger in Ruhe gelassen und nicht gejagt, so bleibt er „seinen" Dörfern treu und es entwickelt sich zwischen ihm und den Bauern gewissermaßen ein stillschweigendes Vertragsverhältnis: man überläßt ihm den Fleischtribut, und da er immer genug zu fressen hat, tut er niemand etwas zuleide, obwohl er oft bis unmittelbar an die Hütten schweift. Natürlich ist den Bauern der Viehverlust schmerzlich, aber der Tiger nützt ihnen auch, indem er durch seine Nähe andere Viehgourmands fernhält und die Äcker vor Wildschaden schützt.

Wie sehr sich indische Landbewohner an „ihren" Tiger gewöhnen können und auf welchem fast vertraulichen Fuße sie mit ihm stehen, dafür hier nur ein Beispiel. In einem Distrikt von Mysore hauste in einem Dschungel, das in der Nähe mehrerer Dörfer lag, bereits seit zwanzig Jahren ein Tiger von ungewöhnlicher Größe. Alle Bauern der Umgegend kannten ihn und hatten ihm den Namen „Donneh" verliehen, ein Dialektausdruck, der ungefähr unserem vulgären Begriff „Raubbein" entspricht, also einen etwas rüpelhaften, aber nicht bösartigen Burschen bezeichnet. Donneh war in der Tat allen menschlichen Wesen gegenüber von völliger Harmlosigkeit, niemals hatte er auch den kleinsten Hütejungen etwas zuleide getan, obwohl er auf seinen Requisitionsstreifzügen regelmäßig die Weiden besuchte, um dann und wann ein Stück Vieh zu stiebitzen. Die Bauern hatten ihn geradezu lieb und gönnten ihm seinen Fleischanteil, der freilich nicht gering war. Denn Donneh zeichnete sich, wie alle Tiger, nicht nur durch ungeheure Gefräßigkeit aus, sondern war auch ein Feinschmecker, der größten Wert auf ein saftiges Beefsteak legte, und die alten, zähfleischigen Kühe, die man ihm geradezu in den Weg trieb, um ihn von dem wertvollen jungen Rindvieh fernzuhalten, mit Verachtung abziehen ließ. Nein, er

ließ sich nichts vormachen, der alte gewiegte Herr Donneh! Aber schließlich war die Reihe von Dörfern, die sein Dschungel umgaben, auch so groß, daß das einzelne Dorf durch den Fleischtribut nicht zu arg bedrückt wurde.

Das freundnachbarliche Verhältnis, das zwischen Tiger und Landbewohnern seit langen Jahren bestand, erlitt nur ein einziges Mal eine vorübergehende Trübung, und zwar lediglich durch ein Mißverständnis. Es fand da nämlich im Dschungel einmal eine Jagd mit Netzen statt (die Treibjagd mit großen beweglichen Netzgattern ist in Mysore stark in Brauch), die aber ganz anderen Tieren galt, beileibe nicht dem hochgeachteten, allgemein beliebten Herrn Donneh, und bei dieser Gelegenheit geriet der Tiger, den man anderswo wähnte, mit in das Netz. Er verstand den Zweck der ganzen Übung offenbar nicht recht, hielt die Geschichte vielleicht für einen höchst unpassenden Spaß, zerriß das Netz und begnügte sich damit, dem nächststehenden Treiber eine herunterzuhauen, daß er vier Wochen lang wie im Traum herumging. Dann bemühten sich alle Beteiligten, diesen ärgerlichen Zwischenfall möglichst rasch zu vergessen, und Donneh hat den Bauern die Sache auch nicht weiter nachgetragen.

Leider wurde diese Tigeridylle eines Tages brutal zerstört. Ein englischer Sportsmann hörte von dem großen Tier und setzt es sich in den Kopf, es zu erlegen. Was ihm nach vielen Bemühungen denn auch gelang. Es ist bezeichnend und gut zu verstehen, daß ihm die Landbewohner für diese Tat nicht im geringsten dankbar waren. Sie hatten, wie gesagt, ihren Tiger liebgewonnen und hätten den biederen alten Donneh, das Raubbein, gern bis ans natürliche Ende seiner Tage verpflegt.



Bulgarischer Aberglauben. Bei der Landbevölkerung Bulgariens herrschen noch sehr viele abergläubische Vorstellungen. Vielfach glaubt der einfache Mann des Volkes an geheimnisvolle Wirkungen, welche gewisse Teile erlegter Tiere ausüben sollen. So gilt das Fett des Dachses und auch der Wildkatze als vorzügliches Mittel gegen den in Bulgarien so weit verbreiteten Rheumatismus. Das Fett des Hasen soll dagegen die Heilung offener Wunden und Verletzungen am Kopf, an den Armen und Beinen herbeiführen. Den Kindern werden Stückchen vom Fell des Fischotters auf den Kopf gelegt, um sie vor Krankheiten zu bewahren.

Eine große Rolle spielt der Wolf bei diesen Zaubereien. Wirft der Sämann das Saatkorn beim Säen durch die Gurgel eines erlegten Wolfes, so soll das Getreide noch einmal so schön wachsen. Leuten, die zuviel schlafen, bestreicht man, ohne daß sie es merken, die Augen mit Wasser, in welchem die Augen eines getöteten Wolfes gelegen haben, und von nun an kann der so behandelte Mensch garnicht mehr schlafen!

Liebt ein Jüngling ein schönes Mädchen, das von ihm aber nichts wissen will, so braucht er seiner Angebeteten nur heimlich Pulver, aus gerösteten Fledermäusen bereitet, in das Essen zu streuen und sofort entbrennt das Herz der Schönen für ihn.

Ob alle diese Sachen wirklich geglaubt werden, weiß ich allerdings nicht. Mir hat das ein bulgarischer Jäger erzählt und bekanntlich sprechen die Jäger oft „lateinisch", auch in Bulgarien!

Pelikan.

Von der Speisekarte unserer Tag-Raubvögel. Die Süddeutsche Vogelwarte hat in den letzten Jahren durch zahlreiche Gewölluntersuchungen interessante Erfahrungen

über die Nahrung unserer Raubvögel gesammelt. Die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift," die über die Untersuchungen der genannten Vogelwarte berichtet, weiß von der „Speisekarte" unserer Tagraubvögel folgendes zu erzählen: Von Tagraubvögeln konnten 2070 Gewölle des Mäusebussards aus Oberhessen, Württemberg, Hannover und Polen, 57 vom Turmfalk aus Württemberg und Schlesien, sowie 265 vom Schreiadler aus der Gegend von Hamburg, aus der Mark, Pommern, Schlesien und den Pripjetsümpfen untersucht werden. In den Gewöllen des Mäusebussards konnten 5324 Beutetiere, nämlich 42 Maulwürfe, 125 echte Mäuse und 23 Ratten, 4380 Wühlmäuse, 61 Hamster und Ziesel, 56 Schermäuse, 41 Hasen, 19 Kaninchen, 7 Rebhühner und Fasanen, 18 Kleinvögel 1 Dohle, 36 Kriechtiere (Schlangen, Eidechsen und Blindschleichen), 33 Frösche, 31 Käfer, 370 Heuschrecken und Grillen, 22 Raupen und Regenwürmer, sowie in 59 Fällen Aas und Fleisch festgestellt werden. Die untersuchten 57 Gewölle des Turmfalken ergaben 45 Wühlmäuse, 1 Waldmaus, 12 Eidechsen, sowie 30 Heuschrecken und Grillen. In den untersuchten 265 Gewöllen des Schreiadlers wurden 7 Maulwürfe, 21 Ratten, 14 Waldmäuse, 26 Wasserratten, 88 Wühlmäuse, 15 Eichhörnchen, 4 Siebenschläfer, 6 Hasen, 3 Kaninchen, 1 Hamster, 4 junge Katzen, 5 junge Gänse, 1 Brachvogel, 2 Wachteln, 1 Wachtelkönig, 3 Bekassinen, 10 Drosseln, 17 Kleinvögel, 15 Frösche, 13 mal Fischschuppen und Gräten, 119 Käfer, 12 Wasserwanzen und 11 mal Reste von Tellerschnecken nachgewiesen, woraus hervorgeht, daß auch bei diesem Vogel noch immer der Nutzen den Schaden überwiegt.

Auf der Suche nach Marienkäfern. Der Staat Kalifornien hat den Wert der kleinen Marienkäfer als Vertilger der die Fruchtknospen zerstörenden Blattläuse entdeckt. Die Blattläuse verwüsten dort geradezu die Obst- und Weingärten, und ihre größten Feinde sind jene gefleckten rotbraunen Käferchen. Um Marienkäfer zu sammeln, wurden Leute gruppenweise in die Berge und bis in die Einöden der Sierra hinausgeschickt. In einem Canyon entdeckten diese große Mengen abgeworfener Käferschalen, doch keine Spur von den Insekten. Sie bezeichneten die Örtlichkeiten genau, suchten sie im Winter wieder auf und stießen unter dem Schnee auf etwas, das einem Schneeball ähnelte und einen Kern von dünnen Zweigen und Kiefernadeln zeigte. Darin fand sich ein reines Gewimmel von Marienkäfern. Über 180 kg wurden da in einem Tage unter dem Schnee ausgegraben, nach Sacramento geschickt und den Winter hindurch zweckmäßig gepflegt. Man ließ sie dann in den Feldern frei, wo sie die schädlichen Insektenlarven bald vertilgten.

Eine Freude reinster Art ist es für den Schriftleiter, wenn ihm aus dem Leserkreise Mitteilungen und Meinungen zugehen. Falls sie geeignet sind unsere Bestrebungen zu fördern, werden sie gern veröffentlicht. So schickt uns ein Freund unserer Blätter nachstehende anregende und für den Naturschutz richtunggebende Zuschrift:

„Am 8. Mai 1920 hatte ich die Ehre, den von mir so verehrten Herrn Benecke hier zu Gast zu haben; es waren Stunden, in denen das Elend unseres Vaterlandes vergessen wurde, — die Allmutter Natur hielt uns fest. Jetzt, wo wieder das Frühjahr einzieht, muß ich immer an den Mann denken, der ein solch warmes Herz für Alles hatte, was da trotz der Menschen in der so schönen Welt lebt. — Besonders erfreute Herrn Benecke damals mein Park mit seinen Teichen. Neben all den Nistgelegenheiten, den Berlepsch'schen Höhlen und den Naturhöhlen in den uralten Eichen, den Vogelschutzgehölzen, waren es die Teiche, die die Hauptanziehung waren. Nebenbei bemerkt, hörte Herr Benecke hier zum ersten Male die Hohltaube, die hier in mehreren Paaren jedes Jahr brütet. Die Teiche sind zusammen rund 6 Morgen groß, sie sind die Überreste der vormals hier bestehenden Befestigungsgräben, von mir z. T. erweitert, andere Teile zugeworfen. Was ich auf den kleinen Wasserflächen zeigte, erregte das Erstaunen, heute ist es noch genau so, es sind friedlich vereint ein Paar Spießenten, ferner mehrere Paare Knäk-, Krick-, Stockenten, der Zwergtaucher, 3 Paar, dann 2 Paar Bleßhühner, 2 Paar grünfüßige Teichhühner.

Fortsetzung Seite 20.

Billiges Angebot!

Versäumen Sie nicht, sich von dem bedeutendsten ornithologischen Werke

Naumann, Naturgeschichte d. Vögel Mitteleuropas

die einzig noch vorhandenen Bände zu diesen **billigen** Preisen anzuschaffen!

Ich biete an	Band	II	III	IV	V	VII	X	XII
	broschiert M.	38.—	48.—	55.—	65.—	28.—	36.—	30.—
	gebunden „	60.—	70.—	77.—	87.—	50.—	58.—	52.—

ab Gera-R., ausschließlich Verpackung. — Alle 7 Bände M. 275.— bezw. M. 429.—. **Nur direkter Versand!**

Inhaltsübersicht der Bände: *Bd. 2:* Grasmücken, Timalien, Meisen u. Baumläufer. *Bd. 3:* Lerchen, Stelzen und Finkenvögel. *Bd. 4:* Starvögel, Pirole, Rabenvögel, Würger, Fliegenschnäpper, Schwalben, Segler, Nachtschwalben, Spechte, Bienenfresser, Eisvögel, Racken, Kuckucke, Hopfe. *Bd. 5:* Raubvögel. *Bd. 7:* Ibisse, Flughühner, Trappen, Kraniche und Rallen. *Bd. 10:* Entenvögel II. *Bd. 12:* Sturmvögel, Lappentaucher, Seetaucher, Alken.

A. E. FISCHER VERLAG, GERA-R.



Schädlings-Bekämpfg. d. Vogelschutz!

Fabrik v. Berlepsch'scher

Nisthöhlen

Herm. Scheid **Büren i. Westf.**

Einzige unt. pers. Kontr. d. Frhrn. v. Berlepsch arbeitende Firma.

Preisl. u. Drucks. über Vogelschutz **kostenlos.**

Vorher! Schlechtes Aussehen, schlechtes Haar u. Gefieder, Unlust, krankhaft!

Der Schatz im Hause

für jeden Tierhalter!

Die flüssige Tier-Wasch-Seife

„Schädlingstod"

Nachher Gutes Aussehen, gutes Haar und Gefieder, Lebensfreudigkeit

beseitigt radikal alle Tierschmarotzer mit Brut. Einmalige Waschung genügt. Vorbeugung und garantierte Heilung von räudeartigen Erkrankungen bei allen Haustieren. Bei Geflügel genügt einmalige Ausspritzung der Stallungen mit Gebrauchsanweisung. Sofortiges Beseitigen der Kalkbeine. **Doppelter Eierertrag.** Hunderte von freiwilligen Dankschreiben. 250 g M. **12,—**. 500 g M. **18,—**. Versand gegen Nachnahme unter Berechnung von Porto u. Verpackung.

Direkt. **Felix Pfeiffer, Hamburg 23 A. S.**, Hasselbrookstr.

Libidol

kein chemisches Produkt, sondern natürlicher Auszug aus d. Yehimborinde und ähnlicher Pflanzen. —

Hervorragend geeignet bei Erschöpfungszuständen des Nervensystems, Sexual-Neurasthenie, sowie beim Nachlassen der Energie und der körperlichen Leistungsfähigkeit.

Aerztlich glänzend begutachtet.

Präparatengesellschaft m. b. H.

Berlin-Schöneberg 21.

Sämtliche Forstgeräte

Werkzeuge und Bedarfsartikel

liefert preiswert

E. E. Neumann, Düsseldorf, *Bunsenstrasse 13*

Verlangen Sie bitte Preisliste und Katalog

Gelegenheitskäufe aller Art

finden durch unsere Zeitschrift grosse Verbreitung und haben meist guten Erfolg. Aufträge und Anfragen bitten wir an den Verlag Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehniner Strasse 7 zu richten.

Strümpfe, Unterwäsche

Strickwoll

versendet auch an Private

Proben und Preisliste postfr

Erfurter Garnfabrik

Hoflieferant in Erfurt W. 35

...ooth. ...alters **Haarwachs-Salbe** gesetzl. gesch. ...t das vielf. anerk. wirks. Mittel geg. Haarausfall, Schuppenbild., Haarwurzelkrankh. ...elbst bei ganz. Kahlheit erhält man, wenn ...le Mittel erfolgl. blieb., in ganz kurz. Zeit ...dies. Wundersalbe wieder schöne, volle ...gesunde Haare. Die viel. Anerk. u. freiw. ...ankschrb. bürg. f. die Güte u. sich. Wirkg. ...ar. unschädl. Preis 14 M. fr. Alleinvertr. ...ir Deutschland **Ferd. Reitz,** Gross., Neu-Isenburg W. 114.

Für Flechtenkranke!

Knoten-, Ring-, Eiter- u. Bartflechte, auch veraltete Leid., heile ich unt. Garantie m. meinem vielbewährt. **Flechtenheil** in 8-14 Tagen. Zahlreiche Dankschreiben. Eine Flasche genügt. Preis 25 Mark.

F. Müller, *Heilkundiger,* **Bremen, Gr. Krummenstr. 23.**

Sprechstunden: 9—10 und 3—4 Uhr.

Man liest nun häufig, daß die Blessen so zänkisch seien, hier brüten mehrere Paare der genann
Arten friedlich nebeneinander, ich sah, wie der Zwergtaucher das Bleßhuhn von seinem Morastnest fortbrac
ebenso machten es die Enten, die sich nicht näher als auf ca. 10 Schritt an ihr Nest kommen lassen,
ganz nahe ans Nest darf kein Fremder heran, aber sonst gibt es Frieden und von einem Vertreiben
Enten durch das Bleßhuhn kann nicht die Rede sein. Wenn natürlich die Bleßhühner überhandnehmen
kann ein Verdrängen der Enten stattfinden, aber doch höchstens auf engem Raum, auf großen Seen
niemals. Die heutige Jägerwelt ist ja leider so froh, wenn es heißt, das Tier, der Vogel sind schäd
dann kann drauflos geschossen werden, totschießen bedeutet ja für die meisten, die den Namen „Jäger"
zu Unrecht tragen, überhaupt die Jagd! Daß man sich am lebenden Tier mehr freuen kann, wie am
legten, das verstehen die wenigsten. — Nun noch ein Wort über ein etwa 50 qm großes Vogelschutzgeh
darin sind alle Pflanzen bezw. Büsche vertreten, in denen die Vögel mit Vorliebe bauen. Vorigen Som
brüteten dort: 1 Paar Amseln, 1 Paar Singdrosseln, 1 Paar Nachtigallen, ferner Zaunkönig, Klap
grasmücke, Mönch, Zilpzalp, Gartenspötter, Hänfling, Grünling. Sie sind alle mit ihren Bruten
gekommen, da die Vorbedingung für ein Vogelschutzgehölz gegeben waren, erstens auf den drei Ecke
eine Wieselkastenfalle, dann eine große Kastenfalle für Katzen; in den Wieselfallen fangen sich dauernd
so sehr zahlreichen gewandten Waldmäuse, die ebenso schlimm sind für die Vögel, wie die Katzen, nur mer
die meisten Menschen nichts davon, sie finden dann nur das Nest verlassen, die Mäuse verschaffen sich
unten her Zugang, von oben sieht das Nest gut aus!! Wer ein Vogelschutzgehölz anlegt, soll aber
an die Feinde denken, die mehr vorhanden sind als wir ahnen. Bei uns haben wir keine großen Flä
„Natur" mehr, das meiste sind Kulturensteppen, d. h. Ährenfelder, dazwischen einige Gärten, die von Kat
Wieseln u. a. m. bevölkert sind, abgesehen von den Menschen, die am meisten schaden. Wir müssen in
Zufluchtsstätten der Vögel für vernünftiges Verhältnis der Vögel und Vierfüßler sorgen, sonst ist alle M
umsonst, wer das nicht tut, bei dem singt die Nachtigall noch Ende Juni, hier nie, da dann die Jun
schon groß sind. Hier wird es schon Ende Juni still, da die Jungen ausgeflogen sind, die Alten ihre Pfl
für das Jahr getan, sie ziehen umher und dann fort zum Süden."

Nachschrift: Wie oben schon gesagt, sind derartige Zuschriften aus Leserkreisen stets willkomm
Material und finden — wenn irgend möglich — gern Aufnahme. Die Schriftleitun

Röchling-Elektrostahl-Gewehrläufe

VORZÜGE: **Vollständig reines Stahlerzeugnis, ausserordentlich dichtes Gefüge.**

olgedessen schießt jeder **Röchling-Elektro-Lauf** selbst bei großer Bean-
Inspruchung **dauernd** gut. Röchling-Elektro-Läufe rosten unter gewöhnlichen
Verhältnissen nicht. Jedes Springen ausgeschlossen.

Jeder Schütze und Jäger sollte seine Aufmerksamkeit auf

Röchling-Elektro-Läufe

lenken. Hohe Preiswürdigkeit bei voller Gewähr für Friedensgüte trotz der bestehenden
Kürzeste Lieferzeit! Erzeugungsschwierigkeiten. **Kürzeste Lieferzeit!**

ZU BEACHTEN! ROECHLINGS (GTR) ELEKTROSTAHL

ROECHLINGS ELEKTRO- (GTR) SPEZIALSTAHL

Jeder Lauf muß unsere geschützen Stempel tragen.

Werke: **Voelklingen — Wetzlar — Dorsten.**

Röchling-Buderus G. m. b. H., Lager Leipzig

Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur: Walter Benecke, Berlin S. 61, Lehniner Str. 71I.
Druck von Carl Ringer & Sohr, Berlin S. 59, Hasenheide 54.

M. 30/-.

